

A. Diezmann *Hrs.*

Geschichte
Ludwig Philipps
I., Königs der
Franzosen

Geschichte
Ludwig Philipps I.

Königs der Franzosen.

Von

A. BOUDIN und **F. MOUTTET.**

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Erster Band.

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

1847

ISBN 978-3-663-15400-6 ISBN 978-3-663-15971-1 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-15971-1
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1847

Erstes Kapitel.

Historische Rückblicke. — Der ältere und der jüngere Zweig der Bourbons. — Philipp von Frankreich. — Der Regent. — Ludwig von Orleans. — Ludwig Philipp von Orleans. — Ludwig Philipp Joseph. — Geschicht von Dueffant.

Als man 1830 die Krone Frankreichs dem Generalstatthalter des Reichs übertragen wollte, fand diese Wahl unter den Republikanern heftigen Widerspruch, weil er zu der Familie der Bourbons gehörte und diese allgemein verhaßt war. Da begannen die Anhänger Ludwigs Philipps anzudeuten, er stamme von den Valois ab. Dieser Irrthum, der übrigens durchaus keinen Einfluß auf die Gemüther hatte, konnte vor der Geschichte nicht bestehen, weil Heinrich III. der letzte Prinz jener Familie gewesen, und der Herzog von Orleans übernahm es, den Irrthum bei einer passenden Gelegenheit selbst zu widerlegen. „Sie wissen,“ sagte er zu einigen Personen, „wie weit Familienhaß zu gehen pflegt. Der Haß zwischen dem ältern und jüngern Zweige der Bourbons schreibt sich nicht

Gesch. Ludw. Philipps.

erst von gestern her; er geht bis zu Philipp, dem Bruder Ludwigs XIV., zurück.“

Diese Worte bezeichnen uns den Punkt, von dem wir auszugehen haben, nicht weil es durchaus nothwendig wäre, einen nicht eben wichtigen Gegenstand in ein helleres Licht zu stellen, sondern weil wir es für nützlich und interessant halten, die Geschichte des Hauses Orleans kurz darzustellen, das nach einer zweihundertjährigen Rivalität mit dem ältern Zweige der Bourbons endlich an die Stelle desselben trat, indem es die Krone Frankreichs aus den Händen des französischen Volkes erhielt.

Diese Rivalität oder vielmehr dieser Haß, der besonders in der Dynastie Ludwigs XIV. herrschte, war eben so unwürdig als ungerecht; denn der seinem Zwecke nach edele, durch ihre Stellung schon gerechtfertigte Ehrgeiz der Prinzen von Orleans stand immer mit der vollständigsten Uneigennützigkeit in Verbindung. Die Geschichte gewährt ein glänzendes Zeugniß dafür. Dennoch waren, wie sich nicht leugnen läßt, die fortschreitend liberalen Tendenzen des jüngern Zweiges wohl geeignet, den ältern Zweig, als das ewige Symbol des Feudalwesens, zu beunruhigen. Darin liegt denn auch das ganze Geheimniß der furchtsamen Vorsicht, mit welcher Ludwig XIV. und dessen Nachkommen sich stets bemüheten, die nebenbuhlerische Macht zu beseitigen, die allmählig und unbemerkt neben dem Throne empormuchs.

Wie ein Fluß, der sich in zwei Arme theilt, von denen der eine seine Reinheit in sumpfigem Boden verliert, der an-

bere dagegen auf goldenem Sande seine Wellen rein dahinrollt, theilte sich das edele Blut Heinrichs IV. in zwei Ströme, von denen der eine sich trübte, während der andere seine ursprüngliche Reinheit bewahrte.

So war Ludwig XIII., ein schwacher mißmuthiger Geist, nur der Schatten eines Königs und er erhielt den Beinamen „der Gerechte“, weil er das Verdienst gehabt hatte, die für ihn selbst zu schwere Gewalt den geschickten Händen Richelieus übertragen zu haben.

Ludwig XIV. gab der Welt das Schauspiel des unfinnigsten Stolzes, erkaufte den Ruhm auf Kosten des durch unerhörte Verschwendung erschöpften Landes, trübte das Ende seiner Regierung durch den Widerruf des Edicts von Nantes und durch die Verbannung der Reformirten, war ein galanter, geistreicher, majestätischer, despotischer, eifersüchtiger und rachsüchtiger König und starb mit dem Beinamen „der Große“, weil in seiner Regierungszeit große Feldherren, große Schriftsteller und große Künstler glänzten.

Ludwig XV., ein unbedeutender und bis zum Eynismus ausschweifender Monarch, herrschte nur in seinem Hirschpark, war des Beinamens „der Vielgeliebte“ völlig unwürdig und hinterließ seinem Nachfolger ein Scepter, das die Revolution zerbrechen sollte.

Ludwig XVI., ein rechtlicher aber beschränkter Mann, hatte das Unglück in einer Zeit auftreten zu müssen, in welcher ein verhaßtes Königthum in den letzten Zügen lag. Er verstand es nicht, die neuen Ideen zu würdigen, welche von allen Sei-

ten herbeibringen und bezahlte trotz seinem Beinamen „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ seine Unmacht und fortwährende Unentschlossenheit mit seinem Kopfe.

Ludwig XVIII., ein philosophischer und ungläubiger König, gab Frankreich eine constitutionelle Verfassung, da er aber durch die Bajonette des Auslandes auf den Thron gehoben worden war, so besetzte er die erste Zeit der Restauration mit der gehässigsten Rache.

Karl X., der die Lehren der Vergangenheit mißachtete, ein überfrommer und geisteschwacher Monarch, kam von einem Fehlgriß nach dem andern so weit, daß er freventlich die Hand an das Werk seines Bruders legte; er verletzte seinen Eidschwur und die Gesetze, unterzeichnete seine Absetzung, als er die verbrecherischen Juliordonnanzen unterschrieb und mußte in der Verbannung über den Verlust eines Thrones klagen, von dem seine Familie für alle Zeit ausgeschlossen ist.

Das waren die Könige des ältern Zweiges der Bourbons; Schwäche, Stolz, Immoralität, religiöse Unduldsamkeit, oftmals Unfähigkeit und immer Despotismus bezeichnen ihre Regierung.

Mustern wir nun die Prinzen des jüngern Zweiges. Wir gehen deshalb wiederum bis zur Quelle zurück, müssen aber bei ihnen etwas ausführlicher sein, weil ihre Geschichte nicht so allgemein bekannt ist und sie, mit Ausnahme des Regenten, nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben.

Als, wie erwähnt, die Familie der Valois mit Heinrich III. erloschen war, folgte diesen Heinrich von Bourbon, König von

Nabarra, auf dem Throne (1589), doch nicht, ohne daß er sein Scepter mit dem Schwerte erkämpfen mußte und den Calvinismus abschwor, weil, wie er meinte, „Paris wohl eine Messe werth war.“ Er ließ sich 1594 in Chartres salben und sein Einzug in die Hauptstadt beendigte die Zeit der Religionskriege. Heinrich IV. ist also der erste König aus dem Hause Bourbon. Seine gewaltige Verwaltung dauerte sechszehn Jahre und gestaltete Frankreich neu. Seine Tapferkeit, seine außerordentliche Herzensgüte, sein stets richtiges Urtheil, sein fester Charakter und seine Liebe zu dem Volke werden ihn immer als Muster eines Fürsten erhalten.

Heinrich IV. hatte drei Söhne von Maria von Medici, von denen ihn aber nur zwei überlebten; der eine war Ludwig XIII., der andere Gaston Johann Baptist von Frankreich, Herzog von Orleans, der ohne männliche Nachkommen starb.

Philipp von Frankreich, Sohn Frankreichs, Monsieur, Herzog von Orleans, von Valois, von Chartres, von Nemours, von Montpensier, zweiter Sohn Ludwigs XIII. und Anna's von Oesterreich, geboren im Schlosse St. Germain en Laye am 21. September 1640, ist der Gründer des erblichen Zweiges Orleans.

Die fortwährenden Auflehnungen Gastons gegen Ludwig XIII. nöthigten Mazarin, über die Gefahr nachzudenken, die es haben mußte, wenn man Philipp eine Erziehung gäbe, die Ehrgeiz und Ruhmsucht in ihm wecken könnte. Er wußte in Anna von Oesterreich dieselbe Besorgniß zu erregen und hatte von da an nur den einen gehässigen und abscheulichen Zweck, die geistige

Bildung des jungen Prinzen niederzuhalten, sein Gemüth zu verderben und ihn in Verweichlichung und Vergnügen aufzuwachsen zu lassen. Diese unbarmherzige Politik hatte nur zu wohl Erfolg und Ludwig XIV. selbst sorgte so gut dafür, seinen Bruder in der Abhängigkeit zu erhalten und ihn von den Geschäften zu entfernen, daß derselbe sein ganzes Leben hindurch in der Politik eine Null war. „Daniel v. Coënac, Bischof von Valence, Almosenier Philipps von Frankreich“, sagt der Abbé von Choisy, „setzte es dem Prinzen in den Kopf, daß er Theil an den Staatsrathsversammlungen nehmen und den König um die Ehre und die Befugniß bitten müsse, denselben beizuwohnen. Der Prinz that es und wurde abgewiesen.“

Da hat Philipp um das Gouvernement von Languedoc, das durch den Tod des Prinzen von Conti erledigt war. Wir lesen darüber in den „Mémoires de l'abbé de Choisy“: „der Bischof von Valence, den er beauftragt hatte, ein schriftliches Gesuch deshalb dem Könige zu übergeben, sagte zu dem Monarchen: „Niemand, Sire, kann und darf in die heiligen Einzelheiten dessen eindringen, was zwischen Ihnen beiden vorgeht; aber Monsieur ist doch Ihr Bruder; er bittet dringend um das Gouvernement von Languedoc und Erw. Maj. haben bemerkt, daß er nicht zufrieden ist.“ — „Mein Herr“, sprach der König, „ich will Ihnen die Antwort sagen, die ich meinem Bruder binnen einer halben Stunde ertheilen werde. Sagen Sie ihm, daß man die Prinzen von Geblüt in Frankreich nie anderswo als an dem Hofe gesehen hat und daß er sich, was das Gouvernement Languedoc betrifft, dessen erinnern mag,

was wir unter einander ausgemacht haben, daß er nie ein Gouvernement erhalten würde.“

Alles an Ludwig XIV. verrieth den eifersüchtigen Gedanken, seinen Bruder zu Gunsten der eignen Eitelkeit gänzlich in den Schatten zu drängen, so deutlich, daß es kein Höfling gewagt haben würde, den Namen des Prinzen in des Königs Gegenwart auszusprechen. Der Charakterschwache Philipp unterwarf sich mit Zittern der despotischen Herrschaft des Königs und ergab sich ohne Murren in ein muthloses Nichtsthun, in ein Leben, dessen Schmach und Verrgerniß auf Anna von Oesterreich und Ludwig XIV. fallen müssen, wenn man den gleichzeitigen Schriftstellern glauben darf. „Der Chevalier von Lothringen und Châtillon,“ erzählt einer derselben, „hatte an dem Hofe des Herzogs großes Glück durch seine Figur gemacht, für welche „Monsieur“ in höhern Grade eingenommen war als eine andere Person. Der letztere nahm die Sache als ein Mann, der über nichts erröthet, wenn er nur sein Ziel erreicht; er tyrannisirte „Monsieur“ sein ganzes Leben hindurch und wurde mit Gold und Gunstbezeugungen überschüttet.“

Wenn nun aber auch Philipp von Frankreich dem Könige gegenüber Kleinmüthig war, so zeigte er doch Tapferkeit auf einem Schlachtfelde und Ludwig XIV. ahnete in ihm sicherlich den militairischen Instinkt nicht, als es ihm einfiel, den Bruder mit zu der Eroberung Flanderns und der Franche-Comté zu nehmen, ja sogar ihm ein Commando in der Armee der Niederlande zu übertragen. Vielleicht meinte er, seinem Stolze einen neuen Triumph zu bereiten, wenn er die Unfähigkeit sei-

nes Bruders in recht helles Licht stelle; aber diese Hoffnung täuschte ihn. Philipp nahm mehrere feste Plätze und bewies große Tapferkeit bei den Belagerungen von Maastricht, Besançon, Dôle, Limburg, Condé und Bouchain (1672 bis 1676). „Bei dem Feldzuge in Flandern (1667)“, erzählt der Abbé von Choisy, „wurde der König zu guter Zeit benachrichtigt, daß sich „Monsieur“ in den Laufgräben befinde und er schickte einen Adjutanten ab, um sich nach ihm zu erkundigen. Alle diejenigen, welche von der Stelle kamen, wo Monsieur war, rühmten die Tapferkeit desselben. Der König ließ darauf, als er von der Promenade zurückkam, seinem Bruder sagen, er warte ihn zum Frühstück. Monsieur erwiederte darauf ehrerbietig, „er bitte, nicht auf ihn zu warten, er habe eine Arbeit beginnen lassen, die er gern vollendet sähe und er habe sich etwas zu essen in die Laufgräben bringen lassen.“ Um vier Uhr Nachmittags erschien endlich der Prinz, berichtete dem Könige über den Zustand der Laufgräben und das, was seit dem Vormittage geschehen und sagte endlich, „da er nicht so glücklich sei, ihm mit seinem Rathe dienen zu können, so habe er sich vorgenommen, wenigstens sich würdig zu machen, ihm mit seiner Person und seinem Arme zu dienen.“ Der König entgegnete, ohne irgend eine Rührung zu zeigen, ziemlich ironisch: „zum Teufel, Herr Bruder, so rathe ich Ihnen sich zum Erbsacke zu machen. Gehen Sie, ruhen Sie aus, denn Sie bedürfen der Ruhe sehr.“ Dem Bischofe von Valence, der diese Worte hörte, fielen sie nicht weniger auf als dem Prinzen, der seitdem seine frühere Lebensweise fortsetzte,

b. h. dem Könige folgte, ohne sich in irgend etwas zu mischen."

Philipp von Frankreich, von dem die Soldaten sagten, „er fürchte den Sonnenbrand mehr als das Pulver und die Kugeln“, bedeckte sich durch den glänzenden Sieg bei Mont-Cassel über den Prinzen von Oranien (11. April 1677) mit Ruhm. „In dieser Schlacht“, sagt Voltaire, „griff „Monfieur“ mit einem Muth und einer Geistesgegenwart an, die man von einem so verweichlichten Prinzen nicht erwartete. Niemals hat man ein größeres Beispiel davon gesehen, daß der Muth mit Verweichlichung nicht unverträglich ist. Dieser Prinz, der oft Frauenkleider anlegte und wahrhaft weibliche Neigungen hatte, handelte als Feldherr und als Soldat. Der König, sein Bruder, schien ihn um den Ruhm zu beneiden; er sprach wenig mit ihm von dem Siege und beschäftigte nicht einmal das Schlachtfeld, ob er sich gleich in der Nähe befand. Einige Diener des Prinzen, welche einen schärferen Blick hatten als die andern, sagten ihm schon damals voraus, daß er nie wieder eine Armee befehligen würde, und sie irrten sich nicht."

Als Ludwig XIV. nach Versailles zurückgekommen war, mußte er der öffentlichen Meinung nachgeben, seinen Verdruß verheimlichen und öffentliche Festlichkeiten zu Ehren seines Bruders veranstalten; aber, setzt Saint Simon hinzu, „von diesem Augenblicke an war auch sein Entschluß gefaßt, den er immer hielt, dem Bruder nie wieder das Commando eines Heeres zu übertragen.“ Auch der Marquis von Lafare sagt in

seinen Denkwürdigkeiten: „Monfieur stand, wie es schon damals von Weiterblickenden vorausgesagt wurde, in seinem Leben nie wieder an der Spitze eines Heeres, ob er gleich von Natur unerschrocken war.“ Philipp, der so definitiv der Eifersucht Ludwigs XIV. geopfert wurde, endigte seine kriegerische Laufbahn mit einer unwichtigen Sendung in die Bretagne und das Nichtsthun stürzte ihn bald wieder in alle tadelnswürdigen Neigungen seiner Jugend.

Philipp von Frankreich vermählte sich zum ersten Male am 31. März 1661 mit Henriette Anna, der Tochter Karls I., Königs von England. Bei Gelegenheit seiner Vermählung und kraft eines am 10. Mai desselben Jahres eingetragenen Edictes empfing er als Apanage die Herzogthümer Orleans, Valois und Chartres nebst der Herrschaft Montargis. Diese Apanage, die später durch die Hinterlassenschaft der Mlle. von Montpensier, der Tochter Gastons von Orleans, bedeutend vermehrt wurde, war keineswegs ein freiwilliges Geschenk, sondern rechtmäßiges Erbe, da es von Rechts wegen der Familie Orleans, nach dem Apanagegesetze und der Hinterlassenschaft Ludwigs XIII. zukam. „Die Apanage der jüngern Kinder des Hauses Frankreich“, heißt es in den „lettres patentes“ vom 7. Dezember 1766, „ist immer so angesehen worden, als verrete sie die Theilung der Monarchie, welche unter den beiden ersten Königsgeschlechtern bestand. Wenn die Nachtheile einer solchen Theilung, welche in Folge der Eifersucht und Rivalität der Prinzen und der Schwächung der Autorität die Souveraineté untergrub, im Anfange der Herrschaft des dritten Geschlechtes zu

der Ueberzeugung führten, daß die Krone untheilbar sein müsse wie die Lehen, welche nach den damals in Kraft stehenden Grundsätzen der Feudalherrschaft im Ganzen auf den ältesten männlichen Erben übergingen, so brachte die Natur, welche im Herzen der Könige eben so laut spricht, als in dem ihrer Unterthanen, den Gedanken hervor, die jüngern Kinder auszustatten und denselben eine dem Glanze ihrer Geburt entsprechende Subsistenz zu geben, welche geeignet wäre, sie für den Verlust ihrer Souverainetät zu entschädigen. Als Kinder des Staates erhielten sie durch die Hand des Königs aus dem Staatsvermögen selbst den ihnen zugesprochenen Antheil. Diese Einrichtung verdiente ihres Grundsatzes und ihres langen Bestandes wegen, der nie unterbrochen worden ist, unter die Grundgesetze der Monarchie aufgenommen zu werden.“

Ludwig XIV. handelte also, als er seinen Bruder so apanagirte, nur gerecht, dagegen wollte er ihm, seinem Unterdrückungssysteme treu, niemals den Titel „Königl. Hoheit“ zugestehen, welchen die Prinzen von Geblüt bis dahin geführt hatten. Der einzige Beweis von Freigebigkeit gegen ihn war die Ueberlassung des Palais Royal, das er im Februar 1692 der Apanage seines Bruders hinzufügte.

Henriette von England, welche in ihrer Ehe mit Philipp das Glück nicht gefunden hatte, welches sie verdiente, starb plötzlich am 30. Juni 1670 in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre. „Der Hof und die Stadt glaubten, sie sei durch ein Glas Sichorienwasser vergiftet worden, nach welchem sich heftige Schmerzen und bald Todeszuckungen bei ihr einstellten; aber

die menschliche Böswilligkeit und die Vorliebe für Ungewöhnliches waren die alleinigen Gründe zu dieser allgemeinen Vermuthung. Das Glas Wasser konnte nicht vergiftet sein, weil die Frau v. Lafayette und eine andere Person den Ueberrest tranken, ohne sich im mindesten belästigt zu fühlen. Die Prinzessin hatte lange an einem Geschwüre der Leber gelitten. Ihr Gemahl, der in Europa zu sehr beargwöhnt wurde, ist weder vor noch nach jenem Ereignisse einer Handlung beschuldigt worden, die eine Schlechtigkeit gewesen wäre.“ (Voltaire.)

Der Argwohn, welcher auf dem Prinzen lastete, war eine Folge des tiefgreifenden Mißverständnisses, das in dieser Ehe bestanden hatte.

Die Prinzessin Charlotte Elisabeth von Baiern, Tochter des Fürsten von der Pfalz Karl Ludwig, folgte 1671 Henrietten von England, nachdem sie ihren Glauben gewechselt und den Katholicismus angenommen hatte. Sie war eine energische Frau von großem Verstande; zwar fand sie in ihrer Ehe eben so wenig Glück als die Schwester Karls II. aber nie verließ sie ihre bewunderwürdige ruhige Fassung. In Folge ihrer Sparsamkeit vergrößerte sich das Besitztum der Familie Orleans um die Domaine Raincy, die der Regent später verkaufte, Ludwig Philipp aber 1767 wieder erwarb. Philipp von Frankreich starb am 9. Juni 1701 in dem Schlosse Saint Cloud.

Philipp von Orleans, Enkel Frankreichs, Herzog von Orleans, von Valois, von Chartres, von Nemours, von Montpensier, Ritter der königl. Orden, Regent des Reiches während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., wurde am 2. Au-

gust 1674 in dem Schlosse St. Cloud geboren und war der Sohn Philipps von Frankreich und Charlottens von Baiern. Die unmenschliche Politik, welche die vortrefflichen Anlagen Philipps von Frankreich niedergehalten, hatte glücklicherweise keinen Einfluß auf die Erziehung des Sohnes desselben. Dieser erhielt vielmehr unter den Augen seiner Mutter den vortrefflichsten und umfassendsten Unterricht und er war auch berufen, eine wichtige Rolle in der Welt zu spielen. Ludwig XIV. schien Anfangs auf ihn die eifersüchtige Eingenommenheit nicht überzutragen, mit welcher er den eigenen Bruder unausgesetzt verfolgt hatte; er bemerkte sogar den Muth und den glänzenden Verstand des jungen Prinzen, freilich ohne Zweifel, weil der Neffe ihm keine Besorgnisse für die Zukunft mehr einzusößen vermochte. Der junge Prinz hatte von seinem Vater die Vorliebe für das Kriegswesen geerbt und er zeichnete sich schon in seinem siebzehnten Jahre auf dem Schlachtfelde aus. Die Sporen verdiente er sich bei der Belagerung von Mons, in der Schlacht von Leuze und bei der Einnahme von Namur (1691 bis 1692). Wenige Tage darauf fand die berühmte Schlacht von Steenkerque statt, in welcher der Marschall von Luxemburg sein ganzes Genie aufbot, um den Sieg wieder zu gewinnen, der sich ihm entzog. „Er hatte“, sagt Voltaire, „bei seiner Armee Philipp, Herzog von Orleans, der damals Herzog von Chartres war und später Regent des Reiches wurde. Zu einem entscheidenden Schlage konnte er nichts beitragen, die Soldaten wurden aber durch den Anblick eines noch so jungen Prinzen angefeuert, der im Kampfe verwundet wurde,

aber trotz seiner Verwundung den Angriff erneuerte.“ In dem folgenden Feldzuge traf Luxemburg den König Wilhelm bei Neerwinden, einem kleinen Orte an der Gette, einige Stunden von Brüssel. „Hier bei Neerwinden zeigte sich derselbe Philipp, Herzog von Chartres, als würdiger Enkel Heinrichs IV. Er griff zum dritten Male an der Spitze einer Schwadron an und als dieselbe geworfen wurde, war er in einem Hohlwege ringsum von Todten oder verwundeten Soldaten und Pferden umgeben. In diesem Augenblicke rückte eine feindliche Schwadron gegen ihn und forderte ihn auf sich zu ergeben; man faßte ihn an; er vertheidigte sich allein, verwundete den Offizier, welcher ihn festhielt und machte sich von ihm frei; da erschien endlich Hilfe und er wurde freigemacht (1693).“ (Siècle de Louis XIV.) Dieses heldenmüthige Verhalten eines Prinzen, der kaum in das Jünglingsalter getreten, war des Ruhmes in zu hohem Maße würdig, als daß der Marschall von Luxemburg ihm nicht vor dem ganzen Heere hätte Glück wünschen sollen. In Versailles dagegen fand Philipp eine kalte und ernste Aufnahme bei Ludwig XIV. Der große König begann bereits über die Erfolge seines Neffen unruhig zu werden; schon verscheuchte der Neid aus seinem Herzen die Theilnahme, die er ihm geschenkt hatte und in seinem Verdrusse entfernte er ihn von dem Heere. Im Jahre 1706 aber, bei dem Feldzuge in Italien, wo der Prinz Eugen, der Enkel Karl Emanuels, Herzogs von Savoiën, durch Siege sich für die Geringschätzung Ludwigs XIV. rächte, hielt man es für nöthig, den Befehl über die Truppen, welche Turin belagerten, einem eben so klugen

als tapfern Prinzen zu übertragen. Vendome, welcher die Verluste in Flandern wieder gut machen sollte, wurde durch Philipp von Orleans ersetzt, dem man den Marschall von Marstin beigab, welcher mit geheimer Vollmacht versehen war, „denn der König war nicht geneigt, ihm die Mittel zu geben, den schon erlangten Ruhm noch zu erhöhen.“ (Biogr. univers. Tom. XXXII. p. 108.). Es war die Zeit der Unfälle Ludwig's XIV. Philipp fand die Truppen entmuthigt und in Unordnung, als wenn sie geschlagen worden wären. Eugen, der von Sieg zu Siege schritt, erschien vor Turin gleichzeitig mit dem Herzoge von Orleans, der Mühe hatte, sich mit dem Herzoge von La Feuillade in dem Lager vor der Stadt zu vereinigen.

Der Herzog von Orleans berief darauf einen Kriegsrath, der aus dem Marschall von Marstin, dem Herzoge von La Feuillade, St. Fremont und andern Generalen bestand. „Meine Herren,“ redete er sie an, „wenn wir in unsern Linien bleiben, verlieren wir die Schlacht; unsere Umschänzung hat eine Ausdehnung von fünf Stunden und wir können sie nicht überall besetzen. Sie sehen hier das Marineregiment, das nur zwei Mann hoch steht, und dort völlig unbesezte Stellen. Die Dora, welche durch unser Lager fließt, wird unsere Truppen hindern, einander gegenseitig rasch beizustehen. Wenn der Franzose wartet, daß man ihn angreife, verliert er seinen größten Vortheil, jenen Ungeßüm und jenen ersten Feuereifer, welche so oft den siegreichen Ausgang der Schlachten entscheiden. Glauben Sie mir, wir müssen gegen den Feind rücken.“ Und

alle Generale riefen aus: „vorwärts!“ Nur der Marschall von Marfin, der einen Befehl des Königs vorzeigte, welcher ihn ermächtigte, nach seinem Willen zu handeln, bekämpfte die Ansicht des Prinzen und behauptete, man müsse in dem Lager bleiben. Der Herzog von Orleans errieth den Haß Ludwigs XIV. und fügte sich, ohne indeß seinen tiefen Unwillen zu verheimlichen. Die Folge rechtfertigte übrigens seine Voraussicht; Eugen griff die französischen Truppen an, und erstürmte nach zwei Stunden die Verschanzungen. Die vollständige Flucht von 60,000 Mann und der Verlust der Schlacht von Turin, in welcher der Herzog von Orleans gefährlich verwundet wurde, waren die traurigen Folgen jener Uneinigkeit, welche Ludwig XIV. absichtlich unter den französischen Generalen nährte, bloß damit sein Neffe sich nicht hervorthue.

Seit Philipp V., der Enkel Ludwigs XIV., nach dem Testamente Karls II. auf dem spanischen Throne saß, hatte das in seiner Hoffnung getäuschte Oesterreich seine Ansprüche fortwährend mit den Waffen in der Hand geltend zu machen gesucht. So schien Ludwig XIV. am Ende des Jahres 1706 und am Anfange des Jahres 1707 von ganz Europa geächtet zu sein und Frankreich am Rande des Verderbens zu stehen. Zwar widerstand, schützte und kämpfte der König noch auf allen Seiten, aber vergeblich. Er war in Spanien ebenso unglücklich wie in Italien, in Deutschland ebenso wie in Flandern. So standen die Sachen, als der Herzog von Orleans den Befehl über ein Armeecorps in Spanien übernahm. Der Prinz kam am Tage nach der berühmten Schlacht von Almanza an,

benutzte diesen Sieg, bemächtigte sich mehrerer Städte, unter andern Leridas, der Klippe des großen Condé und stellte das wankende Glück Philipps V. wieder fest. Mit einem Male aber wurden seine Dienste verdächtig. Der Herzog von Orleans, welcher Ansprüche auf die Krone Spaniens hatte, die das Testament Karls II. unbeachtet gelassen, sein Vater aber durch eine Protestation gewahrt hatte, wurde beschuldigt, er strebe nach dem Throne, wenn der Enkel Ludwigs XIV. abdankte, wovon bereits die Rede war. Das Complot wurde 1709 in Madrid entdeckt, während der Herzog von Orleans sich in Versailles befand, und seine Agenten mußten in das Gefängniß wandern. Der Dauphin, der Vater Philipps V., trug auf die förmliche Anklage des Herzogs an, der König widerlegte sich aber, „da er,“ wie Voltaire sagt, „einen unsinnigen und zu entschuldigenden Plan lieber mit Vergessenheit bedecken als seinen Neffen zu einer Zeit strafen wolle, in welcher sein Enkel am Rande des Verderbens stehe.“ War der Edel-muth Ludwigs XIV. aufrichtig? Man darf daran zweifeln, denn er verbannte den Herzog von Orleans und verurtheilte ihn unwiderruflich zur Unthätigkeit. Seine Mäßigung in diesem Falle war berechnet, denn er fürchtete, dem Sieger von Lerida, einem Prinzen, den er mit der ganzen Stärke seines verletzten Stolzes haßte, einen Triumph zu bereiten. Es gebrach jenem Könige, der lange zu nachsichtig beurtheilt worden ist, gar oft an wahrer Seelengröße. Er war ganz in seine despotische Individualität versunken, bezog alles auf sich und verzieh keine Ueberlegenheit. „Man entzieht mir etwas von

Gesch. Ludw. Philipps.

meinem Ruhme," sagte er, „wenn man ohne mich Ruhm besitzen kann." Diese Worte charakterisiren ihn vollkommen. „Er war von seiner hohen Majestät so durchdrungen," sagt uns ein Geschichtschreiber, „daß er den Beinamen „der Große", welchen ihm das Stadthaus von Paris feierlich gab, als etwas ihm Gebührendes annahm. Er klatschte seiner Apotheose selbst Beifall und sang mit Thränen der Rührung die Loblieder, die Quinault zu seinem Preise verfaßt hatte." Dieser maßlose Stolz und diese beispiellose Selbstsucht mußten den Glanz mindern, der von dem Namen des großen Königs strahlt, eines Königs, der mehr durch seine Umgebung als durch das eigene Genie groß war, das eigentlich nur in der Geschicklichkeit bestand, den König zu spielen.

Philipp von Orleans, der bald aus der Verbannung zurückgerufen wurde, bewohnte das Palais Royal und von dem Augenblicke an, als er die Kriegslaufbahn sich verschlossen sah, beschäftigte er sich mit den Künsten, der Literatur und den Wissenschaften und machte darin schnelle Fortschritte. Besonders zeichnete er sich im Kupferstechen und in der Gouachemalerei aus. Alle Kupferstiche in dem Romane „Daphnis und Chloë" sind von ihm gezeichnet und gestochen. Achtzig Jahre später rief der berühmte David in seiner rücksichtslosen Sprache aus, als er bei dem Conventsgliede Courtois ein sehr schönes Gouache-Miniaturbild von dem Regenten sah: „Dieser Esel hätte besser gethan Maler zu werden statt Prinz; Frankreich würde einen großen Künstler mehr besitzen." „Seit Cäsar, der sich rühmte, den Pinsel ebenso gut zu führen als das Schwert",

setzt Courtois in seinen Memoiren hinzu, „bis auf den guten König René, welcher den Pinsel besser hielt als das Scepter, kenne ich keinen Fürsten, der ebenso gut gemalt hätte. Das kleine Bild war wirklich ein Meisterwerk, das alles weit übertraf, was Urlaud und Goyvel geliefert haben, welche einem Prinzen, der mehr verstand als sie, Unterricht gaben*.“ Philipp von Orleans beschäftigte sich so in edler Weise, als entsetzliche Unfälle ihn bei seinen Arbeiten überraschten und sein Gemüth schmerzlich prüften. Ludwig XIV., dessen Alter durch fortwährende Unglücksfälle verbüßert wurde, sah im April 1712 seinen einzigen Sohn, den Herzog und die Herzogin von Burgund, deren ältern Sohn und den Herzog von Bretagne sterben, während das letzte ihrer Kinder (später Ludwig XV.) dem Tode nahe in der Wiege lag. Der Herzog von Verri, Bruder des Herzogs von Burgund, folgte ihnen zwei Jahre darauf in das Grab nach, und seine noch ganz junge Tochter überlebte ihn nur kurze Zeit. Diese vielfachen Todesfälle verbreiteten Trauer und Entsetzen in dem ganzen Lande und gehässiger Argwohn schwebte über dem Herzoge von Orleans.

„Er hatte ein Laboratorium,“ erzählt Voltaire, „und studirte die Chemie wie viele andere Künste und Wissenschaften, das war ein Beweis, gegen den sich nichts sagen ließ.“

„Die allgemeine Stimme war entsetzlich; man muß Zeuge gewesen sein, um es zu glauben. Mehrere Schriften und ei-

*) Dieses Gemälde befindet sich jetzt in dem Cabinet Ludwig Philipps I.

nige unglückliche Geschichten Ludwigs XIV. würden diesen Argwohn verewigen, wenn Besserunterrichtete ihn nicht widerlegten. Ich wage es auszusprechen, daß ich Nachforschungen angestellt habe, um die Wahrheit zu ermitteln. Der Marquis von Canillac, einer der rechtlichsten Männer des Landes, der in vertrautem Verhältnisse mit dem beargwohnten Prinzen stand, über den er sich später sehr zu beklagen hatte, hat mir mehrmals Folgendes erzählt. Der Marquis ging zur Zeit jenes öffentlichen Geschreis zu dem Herzoge, fand ihn am Boden liegend, weinend und in Folge der Verzweiflung des Verstandes kaum mächtig. Sein Chemiker Humbert eilte in die Bastille, um sich selbst als Gefangener zu stellen, aber man hatte keinen Befehl ihn aufzunehmen und wies ihn deshalb ab. Der Prinz selbst (wer würde es glauben?) verlangte in seinem großen Schmerze ins Gefängniß gebracht zu werden, damit ein Prozeß seine Unschuld aufkläre; seine Mutter trug mit ihm an diese Rechtfertigung an. Der Haftsbefehl wurde ausgefertigt, aber nicht unterzeichnet; nur der Marquis von Canillac behielt in der allgemeinen Aufregung Ruhe genug, um die Folgen eines so verzweifelten Schrittes würdigen zu können und bewirkte es, daß die Mutter des Prinzen diesem schimpflichen Haftbefehl sich widersetzte. Der Monarch, der ihn bewilligte, und der Neffe, der ihn verlangte, waren beide gleich unglücklich."

Ludwig XIV. verheimlichte öffentlich seinen Schmerz, aber sein Herz war durch so großes häusliches Unglück tief verwundet und wenn er durch sein Schweigen gegen die Verläumdung

protestirte, welche den Herzog von Orleans verfolgte, so äußerte er doch seinen Haß und seine Besorgnisse, als er damit umging, einen Regentschaftsrath für seinen Nachfolger einzusetzen. Er wendete seine Liebe dem Herzoge von Maine und dem Grafen von Toulouse, seinen legitimirten Söhnen, wieder zu und berief sie durch ein Edict von 1714 für den Fall, daß der ältere Zweig aussterben sollte, auf den Thron. Im folgenden Jahre legte er ihnen durch ein anderes Edict den Titel „Prinzen von Gebürt“ bei und gab sie dem Herzoge von Orleans in dem Regentschaftsrathe bei. Nachdem er so einen neuen Beweis von seiner Allmacht gegeben hatte, starb Ludwig XIV. am 1. September 1715 und seine letzten Worte waren eine Verurtheilung seines ganzen Lebens. „Du wirst bald König eines großen Reiches sein,“ sagte er zu dem Dauphin, „und ich empfehle Dir als das Dringendste, nie die Pflichten gegen Gott zu vergessen; erinnere Dich immer, daß Du Alles, was Du bist, ihm verdankst. Bestrebe Dich, den Frieden mit Deinen Nachbarn zu erhalten. Ich habe den Krieg zu sehr geliebt; ahme mich darin nicht nach, sowie in den zu großen Ausgaben nicht, die ich gemacht habe. Höre in allen Dingen auf guten Rath; erleichtere die Lasten Deines Volkes so bald als möglich und thue, was ich leider selbst nicht thun konnte.“

Während das Volk den Leichenzug des großen Königs beschimpfte, erklärte das Parlament einstimmig das Testament für ungültig und übertrug dem Herzoge von Orleans die unbeschränkte Regentschaft.

„Der Regent war geistreich und gutmüthig, besaß alle

Anmuth und alle Fehler der Schwäche und gewährte dem erstaunten Europa einen seltsamen Contrast mit der großen, ruhigen und kalten Gestalt, die von dem Throne herabgestiegen war," sagt Th. Burette. Es zeigten sich allerdings damals die leuchtenden Eigenschaften des Prinzen, den man so lange verläumbet hat, in ihrem ganzen Glanze. Er machte Fehler, aber dabei tragen die Umstände mehr die Schuld als sein Herz, das nur gute Absichten hatte. Trotz seinem unordentlichen Privatleben verdient er einen schönen Platz in der Geschichte, denn er leistete Frankreich unbestreitbar große Dienste. Seine Verwaltung war keineswegs, wie man fürchten mußte, eine stürmische, sondern eine friedliche und glückliche; selbst das berückigte Law'sche System stützte die Regentschaft und den Staat durch Folgen, die Niemand vorhergesehen hatte. Der Friede folgte auf endlose und verderbliche Kriege, die Freiheit des religiösen Glaubens wurde wiederhergestellt, die Nationalvertretung gehoben, die Unordnung in den Finanzen zum Theil beseitigt und dies sind wohl Gründe, aus denen der Regent Anspruch auf den Dank Frankreichs hat. Auch läßt sich nicht verkennen, daß sich seit einiger Zeit eine gewisse Reaction in der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten kund giebt. „Authentische Actenstücke", sagt das Conventsmitglied Courtois in seinen Memoiren, die wir bereits erwähnt haben, „bezeugen, daß der Regent, seiner Zeit vorausseilend, seinem Vaterlande, ehe er die Krone dem jungen Könige übergebe, freie Institutionen verleihen wollte, die er bereits für eine Nothwendigkeit hielt. Es ist als hätte sich die Zukunft vor dem scharfen Blicke dieses

aufgeklärten Fürsten entschleierte.“ Voltaire endlich entwirft folgende Schilderung von ihm: „er war ein Prinz, dem man nur seine glühende Vorliebe für die Vergnügungen und alles Neue vorwerfen konnte. Philipp von Orleans war sonst von dem ganzen Geschlechte Heinrichs IV. derjenige, welcher demselben am meisten glich; er besaß die Tapferkeit, die Herzengüte, die Nachsicht, die Heiterkeit und die Offenheit jenes Königs bei einem gebildetem Geiste. Seine ohne Vergleich anmuthigere Gesichtsbildung war gleichwohl ganz die Heinrichs IV.; er legte gern hixweilen eine Krause um und war dann der verschönerte Heinrich IV.“

Der Regent starb an einem Schlagflusse im Schlosse Versailles am 2. December 1723.

Ludwig, Herzog von Orleans, von Valois, von Chartres, von Nemours, von Montpensier, erster Prinz von Gebliit, Ritter der Orden des Königs und des goldenen Vlieses, Generaloberst der Infanterie, Großmeister der Orden unserer Lieben Frau vom Berge Carmel und von St. Lazarus, Gouverneur der Dauphiné, wurde am 4. August 1703 in Versailles geboren und war der Sohn Philipps von Orleans und der Francisca Maria von Bourbon, der legitimirten Tochter Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan.

Dieser Prinz besaß einen schwachen und seltsamen Charakter und gab sich schon als Jüngling einer übertriebenen Frömmigkeit hin, die von den ausschweifenden Sitten der Regentenschaft grell abstach. Die Unstiltlichkeit des Cardinals Dubois

empörte ihn dermaßen, daß er lieber das Gouvernement der Dauphiné aufgab, als in Verbindung mit diesem ersten Minister blieb. Sein religiöser Rigorismus grenzte indeß, was sich nicht läugnen läßt, an Wahnsinn und er brachte ihn auf traurige Monomanien. Er gestand z. B. die Geburt und den Tod einer Person nicht eher zu, bis ihm der Glaube daran durch einen Befehl des Königs geboten wurde, für den er stets eine unbegrenzte Unterwürfigkeit und Ehrfurcht hegte. Statt das politische Erbe seines Vaters in Anspruch zu nehmen, läugnete er vielmehr den Tod desselben und behandelte diejenigen schlecht, die ihn zu trösten und seinen Ehrgeiz zu wecken suchten. Eine lettre de cachet zwang ihn, den Titel „Herzog von Orleans anzunehmen.“ Ebenso weigerte er sich, an den Tod einer geliebten Gemahlin zu glauben, die er nach einer kurzen Ehe verlor. Von dieser Zeit an schien sich sein Verstand mehr und mehr zu verwirren. In seinem spätern Leben ließ er oftmals die Herzogin von Orleans zu sich bescheiden und wenn er über ihr Ausbleiben sich erzürnte, mußte man, um ihn zu besänftigen, sagen, die Herzogin werde durch den Dienst bei der Königin in Versailles zurückgehalten. Die übergroße Frömmigkeit Ludwigs von Orleans war in ganz Frankreich bekannt und man hatte ihn „heilige Genoveva“ genannt, seit er sich in die Abtei dieses Namens zurückgezogen. „Hier“, sagt ein geistlicher Schriftsteller, „wohnte der erste Prinz von Orléans dem Gottesdienste bei, laß das Brevier, communicirte häufig, schlief auf einem gewöhnlichen Strohsack, stand früh um vier Uhr auf, trank nur Wasser, fastete streng, gab den Armen oft Au-

dienz, besuchte selbst die Kranken, unterstützte arme Familien und schickte Almosen nach Berlin und Schlesien. Große Summen vertheilte er 1733, 1739 und 1740.“

Die thörichte und mißverständene Frömmigkeit Ludwig von Orleans artete endlich, eben ihrer Uebertreibung wegen, in den tollsten Jansenismus aus, denn die Mummereien der Convulsionaire traten damals an die Stelle der erhabenen Lehren Arnaulds, Nicoles und Pascals. Die Jansenisten, die sich von der strengen Moral gänzlich entfernten, durch die ihre Vorfahren sich ausgezeichnet hatten, waren in ihrem Fanatismus so weit gekommen, daß sie als unwiderleglichen Beweis der Vortrefflichkeit ihrer Grundsätze die Convulsionen, die Zuckungen, die gotteslästerlichen Kreuzigungen u. s. w. anführten. Der Jansenismus hatte denn auch keine andern Anhänger als Ueberspannte, die sich rühmten, Ludwig von Orleans an ihrer Spitze zu sehen, ja denselben sogar, wie man behauptet, auf den Thron bringen wollten. Der Prinz selbst wußte wohl von diesem Plane nichts, denn er hätte alle Größe dieser Welt seinem friedlichen stillen Leben und seinen frommen Studien geopfert. „Seine Arbeiten in Bezug auf die heilige Schrift“, sagt der bereits erwähnte Schriftsteller, „bestehen in wörtlichen Uebersetzungen, in Umschreibungen und Erläuterungen eines Theiles des alten Testaments. Unter diesen Uebersetzungen bemerkt man die der Psalmen nach dem hebräischen Urtexte, nebst eifriger Umschreibung und Anmerkungen. Man findet darin gelehrte, scharfsinnige Erklärungen und eine gesunde Kritik. Der fromme Prinz hinterließ außerdem meh-

rere Abhandlungen gegen die Juden, eine wörtliche Uebersetzung der Briefe des heil. Paulus nach dem griechischen Urtexte, eine Abhandlung gegen die Schauspiele und andere über verschiedene Gegenstände. Es ist zu bedauern, daß diese Handschriften nie gedruckt worden sind. Er bezeichnete sein Leben durch unendlich verschiedene gute Werke; er bestritt z. B. die Kosten der Erziehung armer Kinder, ließ sie ein Handwerk lehren, stattete arme Mädchen aus, gründete Schulen und Collegien und bedachte die Missionen und die neuen nützlichen Anstalten mit seinen Wohlthaten. Da er nicht alles selbst thun konnte, so hielt er sich einen Vertrauten, der auf sein Gesuch die Gefängnisse besuchte, in die Wohnungen des Elendes ging, die Schulden verhafteter Familienväter bezahlte, Wittwen Jahrgehalte aussetzte, für Waisen sorgte, alte Soldaten und Offiziere unterstützte und zwar alles dies unter dem Schleier des Geheimnisses. Die Königin von Frankreich, Marie Leczinski, sagte deshalb mit vollem Rechte, als dieser Prinz starb: „er ist ein Seliger und läßt viele Unglückliche zurück.“

Ludwig von Orleans verband mit der Kenntniß der orientalischen Sprachen das Studium der Naturwissenschaften. Der berühmte Guettard, dessen erste Werke er drucken ließ, hatte ihm die Vorliebe dafür beigebracht und unterstützt von dem Rathe dieses Gelehrten botanisirte er in einem Garten, den er gekauft hatte, um Medicinalpflanzen daselbst zu ziehen; er brachte halb eine werthvolle Sammlung zusammen, welche die Grundlage des ausgezeichneten naturhistorischen Cabinets wurde. An der Stelle jenes Gartens befindet sich jetzt das

Museum, so wie es durch das Genie Buffons und Cuviers geschaffen worden ist.

So verlief glanzlos das beschauliche Leben dieses Prinzen, das zwar bisweilen durch die Pfeile der Satire gestört, aber von der Verläumdung geschont wurde, und es erlosch endlich am 4. Februar 1752 unter allgemeinem Segen und Bedauern.

Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, von Valois, von Chartres, von Nemours, von Montpensier, erster Prinz von Gebüt, Ritter der königlichen Orden und des goldenen Blie= fies, Gouverneur der Dauphine, Sohn Ludwigs von Orleans und der Prinzessin von Baden, wurde am 12. Mai 1725 in dem Schlosse Versailles geboren. Er war für die militairische Laufbahn bestimmt und wurde ein tapferer Soldat, weiter nichts. Er machte den Feldzug in Flandern mit und zeichnete sich namentlich in der Schlacht von Dettingen aus, wo er das Garderegiment, das völlig geschlagen war, wieder sammelte (1743). Bei den Belagerungen von Menin, Opern, Furnes und Freiburg verdoppelte sein ungestümer Muth den Eifer der Soldaten, die ihm in die Laufgräben und zu den Angriffen folgten.

Er nahm ferner an den berühmten Gefechten von Fontenoi, Rocour und Lawfeld Theil und trug 1757 zum Siege in der Schlacht von Hastenbeck bei, einer der ersten in dem unglücklichen siebenjährigen Kriege. Um diese Zeit begann die Herrschaft der Courtisanen jener des Cardinals Fleury zu folgen. Die Marquise von Pompadour, die einen unbeschränkten Einfluß auf Ludwig XV. hatte, überließ die Zügel der Regie=

rung ihren Creaturen und schien die Fortschritte der philosophischen Ideen begünstigen zu wollen, deren eifrige Vertreter Voltaire, Montesquieu, d'Alembert, Diderot und Condillac waren. Der Unglaube führte einen heftigen Kampf mit der Religion, entzog der Seele jeden Tag einen Glauben, dem Geiste ein Vorurtheil und der Adel und die Geistlichkeit, die in ihren Vorrechten bedroht waren, sahen mit Schrecken den Augenblick nahen, in welchem der Wunderglanz fallen mußte, der sie so lange schützend umgeben hatte. So standen die Sachen, als eine Hofintrigue Ludwig Philipp von dem Heere entfernte. Dieser Prinz hatte den leidenschaftslosen Charakter seines Vaters geerbt und seine Ungnade betrübte ihn nicht, denn er liebte die Annehmlichkeit des Privatlebens. Er fühlte sich glücklich in seiner Zurückgezogenheit, umgab sich mit Gelehrten und Künstlern und befand sich in der friedlichen Gesellschaft derselben wohl. Im Jahre 1743 hatte er sich mit Louise Henriette von Bourbon-Conti vermählt, die ihm zwei Kinder gab, welche er impfen zu lassen den Muth hatte, obwohl die Kuhpockenimpfung damals in Frankreich noch sehr bekämpft wurde.

Der Prinz vergaß, während er seit 1763 zurückgezogen in seinem Schlosse Bagnolet lebte, die Sorge der Politik; die sociale Reform aber setzte allmählig ihren Gang fort. Die Vertreibung der Jesuiten, die man dem Einflusse Choiseuls, des Beschützers der philosophischen Schule, verdankte, der Rücktritt dieses Ministers und Praslins, die Erhebung des Kanzlers Maupeou und des Herzogs von Aiguillon, die Unterdrückung der Parlemeute und die Wiederherstellung jenes von

Paris waren die Ereignisse, welche eine Zeit von sieben Jahren bezeichneten (1764 — 1771). Der Herzog von Orleans, dessen Sohn und die Prinzen aus dem Hause Condé weigerten sich, ihren Sitz in dem Parlemeute Maupeou einzunehmen und wurden verwiesen; aber dabei blieb die Opposition Ludwig Philipps stehen. Er verabscheute den Bürgerkrieg, trennte sich von der Sache der Prinzen und zeigte seitdem die tiefste Unterwerfung gegen Ludwig XV.

Der Herzog von Orleans hatte im Jahre 1759 seine Gemahlin verloren und 1773 vermählte er sich insgeheim, aber mit der Zustimmung des Königs, mit einer jungen Dame, deren Geist und Schönheit bei den prachtwollen Festen in Bagnolet Aufsehen erregt hatten, nämlich mit der Frau von Montesson, der Wittwe eines Generals und Tante der Gräfin von Genlis. Diese Heirath verletzete das aristokratische Gefühl der Familie Orleans und störte selbst das gute Vernehmen zwischen dem Herzoge von Orleans und dessen Sohne, den man der Form wegen auch um Rath gefragt hatte; der Frau von Genlis gelang es aber in ihrem versöhnenden Geiste eine Wiederannäherung herbeizuführen. Wenn nun auch die Verläumdung die Frau von Montesson nicht verschonte, so fand sie doch in der hingebenden Liebe ihres Gemahls Entschädigung für den Kummer, den ihr ihre Erhebung bereitete. Der Prinz gab ihretwegen das Palais Royal auf, verkaufte ebenfalls ihretwegen den Palast St. Cloud an Marie Antoinette und zog sich in das Schloß Sainte Aflise zurück, wo er in Folge eines Sichtanfalles am 18. November 1783 starb.

Der Hofprediger Abbé Maury hielt in Notre Dame die Leichenpredigt. „Der Abbé Maury“, sagt der Baron Grimm darüber, „entwarf eine eben so unklare als pomphafte Schilderung der Wohlthätigkeit und Herzensgüte des Prinzen. Er lobte ihn, weil er den Reiz der Privattugenden jenem Heldenruhm vorgezogen, dessen er frühzeitig überdrüssig wurde, wenigstens in Bezug auf seine Person, da er ihn an andern fortwährend schätzte, denn er ehrte stets diejenigen, in welchen das Vaterland entweder seine Hoffnung oder seine Stütze sah. Die nothwendige Folge davon war eine ausführliche Lobpreisung des Bailli von Suffren, des Grafen von Estaing, des Marquis von Bouillé, des Marquis von Lafayette u. Es läßt sich leicht voraussehen, welchen Eindruck ein solcher Plan wenigstens auf diejenigen machen mußte, welche bei dieser Trauerfeierlichkeit dem verstorbenen tugendhaften Prinzen die aufrichtige Schuldigung ihrer Dankbarkeit und ihres Bedauerns hatten darbringen wollen. Noch besser wird man fühlen, wie überrascht der Herzog und die Herzogin von Orleans darüber sein mußten, daß gerade dasjenige in dem Leben ihres Vaters, worüber der Prediger sich mit der größten Theilnahme und mit dem innigsten Wohlgefallen verbreiten zu müssen geglaubt hatte, seine Ehe mit der Frau von Montesson war; er verglich sie mit der Ludwigs XIV. mit der Frau von Maintenon und beschäftigte sich in seiner Rede am ausführlichsten damit, so daß, wie man sagt, die Predigt mehr für eine Lobeserhebung der Frau von Montesson, als für die Grabrede auf den Herzog von Orleans angesehen werden konnte. So viel ist gewiß, daß der Prediger,

was man im höchsten Grade tadelnswerth fand, aus eigener Machtvollkommenheit sich erlaubte, jene Frau die Gemahlin des Herzogs zu nennen.“

Ludwig XVI. tadelte im Stillen die Toleranz Ludwigs XV. in Bezug auf jene Ehe und verbot deshalb der Frau von Montesson und deren Leuten, Trauer anzulegen. Der Stolz der Nachkommen Ludwigs XIV. würde durch die Schaustellung eines gerechten Schmerzes beleidigt worden sein und die königlichen Vorrechte mußten also selbst auf einem Grabe den frommen Menschenpflichten voranstehen.

Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, von Valois, von Chartres, von Nemours, von Montpensier etc., Sohn Ludwigs Philipps von Orleans und der Louise Henriette von Bourbon-Conti, wurde am 13. April 1747 in dem Schlosse St. Cloud geboren. Er war geistreich, leichtsinnig, ohne Energie, aber nicht ohne Muth, freigebig bis zur Verschwendung, mit allen körperlichen Vorzügen begabt, liebte die Pracht und erhielt eine nur oberflächliche Bildung, obgleich die Zeit vorüber war, in welcher die Hochgeborenen keine persönlichen Verdienste zu besitzen brauchten. Aus den philosophischen Erörterungen sollte sich bald die Macht der Rede entwickeln und man mußte also seine Kraft prüfen, wenn man es wagen wollte, den politischen Kampfplatz zu betreten. Ludwig Philipp Joseph hätte bei seinem enthusiastischen und selbstständigen Charakter der Rolle wohl gewachsen sein können, die ihm die Ereignisse zutheilten, wenn er unter Umständen erzogen worden wäre, die einen thatkräftigen, nicht aber einen vergnügungs-

süchtigen Mann bilden. Seine Jugend war indeß, wenn sie auch nichts Bemerkenswerthes bietet, keineswegs mit den Flecken bezeichnet, die man mit blindem Eifer auf ihn geworfen hat. „Es ist ganz und gar falsch“, heißt es in der Explication de l'énigme du roman de Montjoie, „daß der Prinz gleich nach seiner ersten Jugend verderbten Geschmack und lasterhafte Neigungen gehabt; in seinem zwanzigsten Jahre hatte er noch keine jener Gesellschaften kennen gelernt, die in ihm falschgerichtete Neigungen wecken konnten, vielmehr ungefähr sieben Jahre völliger Freiheit hindurch mit der größten Zurückhaltung gelebt.“

Im Jahre 1769 vermählte sich Ludwig Philipp Joseph, welcher Herzog von Chartres hieß, in Folge des Einflusses des Herrn von Puyfieur und des Marschalls von Estrée, mit Louise Marie Adelheid von Bourbon, der Tochter des Herzogs von Penthièvre, des letzten Repräsentanten der legitimirten Nachkommenschaft Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan. Die Vermählung erfolgte in der Kapelle des Schlosses zu Versailles. Wir haben bereits erwähnt, daß der Herzog von Chartres bei der Wiederherstellung des Parlaments Maupeou dem Beispiele seines Vaters und der Prinzen von Condé und Conti folgte, indem er sich weigerte, in dem neuen Parlamente, in das ihn seine Geburt berief, Platz zu nehmen. Er wurde deshalb gleich jenen verwiesen. Ludwig XIV. stellte indeß nach seiner Thronbesteigung jenen Pairshof mit einigen nothwendigen Umänderungen wieder her. Der Herzog von Chartres hat, um einen Beweis von seinem Eifer zu geben

und die Achtung des Königs zu verdienen, weiter in der Marine dienen zu dürfen, denn er war schon 1772 in dieselbe getreten, wie es der Brief beweist, den er damals an einen seiner Freunde schrieb: „ich bin wahrscheinlich zu einer ewigen „Unthätigkeit verurtheilt. Wornach kann ich streben, selbst „wenn ein Krieg ausbrechen sollte? Ich bin fünfundzwanzig „Jahre alt und habe noch nichts gethan!.. Der Seedienst ist „mein einziges Auskunftsmittel, das einzige, wornach ich „greifen kann, um die Achtung des Volkes zu gewinnen, „welche für uns das alleinige wirkliche Glück ist und ohne die „unsere Geburt uns unter alle andern herabdrückt.“ Der Prinz machte von 1772 bis 1778 mehrere Fahrten in dem Mittelmeere und im atlantischen Ocean und wurde, nachdem er alle Grade durchlaufen, am 4. Januar 1777 zum Generallieutenant der Seemacht ernannt. Im Jahre 1778 erhielt er den Auftrag, drei in Brest vereinigte Geschwader zu inspizieren; der König dankte ihm für die Art, wie er seinen Auftrag ausgeführt und erwähnte in seinem Schreiben, „Sie werden Gelegenheit haben, sich zu üben.“

Der König deutete mit diesen Worten den Krieg an, der wegen der amerikanischen Republik beginnen sollte. Das durch den siebenjährigen Krieg erschöpfte England wollte, um seine Finanzen wieder in besseren Zustand zu bringen, in seinen nordamerikanischen Colonien Steuern erheben. Ein allgemeiner Aufstand wies diese Zumuthung zurück und es verwirklichten sich jene republikanischen Theorien, welche schon seit langer Zeit in den Gemüthern in Amerika sich regten und die

Gesch. Ludw. Philipps. 3

so schnell auf Frankreich zurückwirken sollten. Im Jahre 1775 bestanden die Amerikaner mit einem Heere von 25,000 Mann einen regelmäßigen Krieg gegen die Engländer. Im Jahre 1776 bildete sich ein allgemeiner Ausschuß unter dem Namen *Convent*, legte sich freie und unabhängige Gewalt bei und schickte diplomatische Agenten nach Spanien und Frankreich. Benjamin Franklin kam nach Paris, wo er die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme erregte. Die französische Regierung duldete die Herbeischaffung von Waffen und Kriegsbedarf für die Insurgenten und Ludwig XVI. selbst beschloß, von der öffentlichen Meinung mit fortgerissen, eine Flotte von zwölf Linienschiffen unter dem Befehle des Viceadmirals von Drvilliers nach New York zu senden. Die Flotte segelte am 8. Juli 1778 wirklich von Brest ab, während die englische vier Tage darauf den Hafen von Plymouth verließ. Sie kreuzten vierzehn Tage in dem Canale ohne auf einander zu treffen; am 23. bemerkte zuerst die Mannschaft des „*Saint = Esprit*“ das Geschwader Keppels. Der Herzog von Chartres verlangte in seiner Kampfeslust durch ein Signal die Ermächtigung, mit seiner Division Jagd auf die Engländer zu machen. Der Graf von Drvilliers willigte anfangs ein und diese Nachricht erfüllte die Mannschaft mit Begeisterung, aber bald kam ein Gegenbefehl, der wie ein Donnerschlag wirkte. Der Herzog von Chartres ließ seinen Degen sinken, die Officiere standen stumm vor Schmerz da und die Matrosen schienen mehr niedergeschlagen zu sein als nach einer Niederlage. Gleichwohl mußte gehorcht werden. Am 24. endlich waren die beiden Flotten vor der In-

sel Duëffant auf Schußweite einander nahe gekommen. Der Graf von Drvilliers stellte seine Schiffe in natürlicher Schlachtordnung auf, brachte aber, weil er bald errieth, daß der englische Admiral die Arrière-Garde der Franzosen zu überrumpeln gedente, durch ein kühnes Manöver das blaue Geschwader vor und vereitelte dadurch Keppels Plan. Das blaue Geschwader von 80 Kanonen unter dem Herzoge von Chartres griff zuerst an; in den vier Stunden des lebhaftesten Feuers von beiden Seiten stand der Prinz, der einen reich galonnirten Rock und sein blaues Band trug, das einer Sage nach seit alter Zeit in der Familie Orleans gewesen sein soll, auf der Bank, um die Bewegungen des Feindes besser beobachten zu können und bewies fortwährend den ruhigsten und umsichtigsten Muth. Die englische Flotte hatte indeß eine vortheilhaftere Stellung inne; der Graf von Drvilliers versuchte ihr dieselbe durch eine Bewegung zu entziehen, deren langsame Ausföhrung den Ausgang des Kampfes gefährdete; alsbald legte sich der Herzog von Chartres an das Schiff des Befehlshabers, ließ sich die Absicht desselben erklären und beeilte sich, die umgekehrte Schlachtordnung auszuföhren und unter den Wind des Feindes zu kommen. Diesmal gelang das Manöver nach Wunsch und der Admiral Keppel, der die französische Flotte in Schlachtordnung in seinem Wege aufgestellt fand, mußte die seinige durch eine rückgängige Bewegung sammeln. Gegen drei Uhr bemerkte man, daß vier englische Schiffe bedeutend gelitten hatten und es war leicht, sich derselben zu bemächtigen; der Herzog von Chartres konnte gleichwohl die Erlaubniß nicht er-

halten sie zu verfolgen und die eintretende Dunkelheit begünstigte den Rückzug des englischen Admirals.

So endigte die berühmte Schlacht von Quëssant, welche das Eigenthümliche hat, daß der Graf von Orvilliers trotz den großen Fehlern, die er machte, Sieger blieb und Keppel trotz seiner vortheilhaften Stellung weichen mußte. Ueber das Verhalten des Herzogs von Chartres heißt es in dem Berichte des Marineministers an den Herzog von Penthièvre: „der Herzog von Chartres hat Beweise von kaltem und ruhigem Muth und bewundernswürdiger Geistesgegenwart gegeben. Sieben große Schiffe, darunter ein Dreidecker, bekämpften nach einander das des Herrn Herzog von Chartres, der mit der größten Kraft antwortete, ob er gleich seine untere Batterie entbehrte; ein Schiff unseres Geschwaders machte den „Saint-Esprit“ in dem heftigsten Augenblicke frei und wurde so fürchterlich beschossen, daß es sich zurückziehen mußte &c.“

Im Jahre 1779 wendete sich der Herzog von Chartres, der das Evolutionsgeschwader des Jahres unter seinem Befehle hatte, nach den Inseln Sorlingues, fuhr an den Küsten Irlands und Schottlands hin und kehrte an denen der Niederlande zurück. Hier übertrug er das Commando Lamothe-Piquet und landete in Holland, um die dortigen Häfen und Arsenale zu besichtigen und seine seemannische Ausbildung zu vervollständigen, denn er gedachte später die Admiralsstelle zu erhalten, welche sein Schwiegervater bekleidete. Während seiner Abwesenheit flüsterete indeß die Mißgunst dem Herzoge von Penthièvre ein, daß sein Schwiegersohn ihn zu verdrängen

gedenke. Der Herzog von Chartres fand deshalb bei seiner Rückkunft nach Paris eine sehr kalte Aufnahme bei seinem Schwiegervater; er gab dem zufolge die Hoffnung auf, nach dessen Tode die Admiralswürde zu erlangen, ob er gleich kurz vorher zum Viceadmiral ernannt worden war und hat den König um die Creirung eines Generaloberstenpostens bei den leichten Truppen. Ludwig XVI. schrieb eigenhändig unter das Gesuch:

„Der König hat, um dem Herrn Herzoge von Chartres einen Beweis von seiner Zufriedenheit zu geben und um darzuthun, daß er mit dessen Eifer und Fähigkeit gleich zufrieden ist, welche er bei allen Gelegenheiten in seinem Dienste bewiesen hat, namentlich in der Schlacht von Duëssant am 27. Juli, für ihn den Posten eines Generalobersten der Husaren und leichten Truppen geschaffen.“

Dieser Schritt des Prinzen vermochte weder seine Feinde zum Stillschweigen zu bringen, noch die ungerechten Vermuthungen des Herzogs von Penthièvre zu zerstreuen; ja er verlor sogar bald auch die Gunst des Hofes.

Zweites Kapitel.

Das Palais Royal. — Geburt Ludwig Philipps. — Der Chevalier von Bonnard. — Frau von Genlis wird zur Erzieherin der Prinzen von Orleans ernannt. — Erziehungsplan. — Rousseaus „Emil“. — Schilderung des Herzogs von Montpensier, des Herzogs von Beaujolais und Mlle. Abelheid. — Gymnastik. — Reisen. — In Spa wird der Herzogin von Orleans ein Fest gegeben. — Das Schloß Franchimont. — Tausch eines Schiffes. — Berg St. Michel. — Der eiserne Käfig. — Der Gefangene. — Das Rosenmädchen von Passais.

Das Palais Royal wurde 1629 durch den Cardinal von Richelieu erbaut und in einem jener Augenblicke, in welchem sich der schlaue Minister durch eine Handlung der Demuth oder Artigkeit Verzeihung für seine Allmacht zu verschaffen wußte, bot er seinen Palast Ludwig XIII. an (1636). Der Palast des Cardinals, meist Palais-Cardinal genannt, wurde von der Regentin Anna von Oesterreich und deren Kindern bewohnt und empfing die definitive Benennung Palais Royal. Später zog ihm Ludwig XIV. den Louvre vor und der Palast wurde der Zufluchtsort der Wittve und Tochter Karls I. Philipp von Frankreich nahm am 31. März 1661, am Tage seiner Vermählung mit Henriette von England, Besitz von ihm, erhielt ihn aber, wie erwähnt, erst im Februar 1692 in wirklichen Besiz. Seitdem hat dieses Besitzthum fortwährend zur Apanage der Familie Orleans gehört. „Das Palais Royal“ sagt Lemonet, „das Zeuge der Orgien des Regenten war, deren Tollheit durch die Phantasie des Volkes übertrieben worden,

wurde mit Ludwig von Orleans das Heiligthum der Tugenden und Ludwig Philipp, sein Sohn, der mit Recht wegen seiner Freundlichkeit; mit welcher er alle Leute von Verdienst aufnahm, der König von Paris genannt wurde, machte aus der Wohnung seiner Väter den Aufenthalt der Künste und Literatur. Eine Feuersbrunst zerstörte 1763 das Palais Royal; es wurde aber schnell wieder aufgebaut, erhielt seinen frühern Glanz von neuem und war 1770 mehr als je der Sammelplatz einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft. Alle, die einen schönen Namen in dem Adel, unter den Staatsbeamten, in dem Heere und in den Wissenschaften hatten, fanden da eine königliche Gastfreundschaft. Damals sah sich die Gräfin von Genlis als Ehrendame der Herzogin von Chartres da aufgenommen, während ihr Mann Capitain in der Garde des Herzogs von Orleans war. Bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. vermuthete man, daß das Palais Royal in großer Gunst stehen würde, weil die Prinzessin von Lamballe, die vertraute Freundin seiner Schwägerin, der Herzogin von Chartres, die Favoritin der neuen Königin war. Es wurde aber anders.

Am 6. October 1773 verbreitete indeß ein wichtiges Ereigniß Freude unter den erlauchten Personen des Palais Royal. Die Herzogin von Chartres gebar einen Sohn, welchem Gott ein seltsames Schicksal vorbehalten hatte, denn er sollte fast am Ende eines durch oft schmerzliche Wechselfälle geprüften Lebens die Dynastie des jüngern Zweiges der Bourbons unter dem Namen Ludwig Philipp I., König der Franzosen, begründen.

Ludwig Philipp von Orleans erhielt bei seiner Geburt den Titel eines Herzogs von Valois, woher sich der unschuldige oder berechnete Irrthum schreibt, den seine Anhänger im Jahre 1830 zu verbreiten suchten. Seine Gouvernante war die Marquise von Rochambeau, seine Untergouvernante Madame Desrois. In seinem fünften Jahre wurde er der Aufsicht des Chevalier von Bonnard übergeben, den Buffon dem Herzoge von Chartres vorgestellt hatte.

Der Chevalier von Bonnard war durch ehrenvolle Dienste in der Artillerie und durch einige literarische Erfolge bekannt. Er machte recht hübsche Verse, aber es fehlte ihm an Geschmack, wie Frau von Genlis sagt, die ihn nicht liebte, ob er gleich bisweilen gereimte Galanterien an sie richtete.

Im Jahre 1778 wurde Frau von Genlis selbst, welcher der Herzog und die Herzogin von Chartres wohlwollten, zur Gouvernante ihrer Zwillingstöchter ernannt, die kaum elf Monate alt waren. Einige Schriften über Erziehung und der Erfolg, mit welchem sie die mehrerer Kinder geleitet hatte, rechtfertigten diese Wahl, die durch die Resultate geweiht wurde.

Da es für sie weniger eine Aufgabe als eine wirkliche Leidenschaft war, so wollte sie dem Vertrauen der Familie Orleans durch die unbedingteste Hingebung entsprechen, entsagte gänzlich der Welt, um keinen Augenblick in ihrem edeln Berufe gestört zu werden und nahm ihren Aufenthalt in dem Kloster Belle-Chasse. Man bauete ihr mitten in dem Garten und nach ihrer eigenen Angabe ein hübsches Haus, das mit dem Kloster durch eine lange Laube in Verbindung stand, welche mit

Wachsleinwand überzogen und mit Neben umrankt wurde. Die innere Einrichtung dieses Hauses gestattete es ihr, die jungen Prinzessinnen jeden Augenblick zu beobachten; alles verrieth darin die sorgsamste Vorsicht und eine tiefe Würdigung ihrer wichtigen Pflichten. Ihr Schlafzimmer grenzte an das der Kinder und durch eine Spiegelthüre ohne Folie und Vorhang, die in ihrem Alkoven angebracht war, sah sie von ihrem Bette aus alles, was bei denselben vorging.

Das Zimmer der Prinzessinnen war mit einer Tapete beschlagen, auf welcher man die Bilder der sieben Könige von Rom, der Kaiser und der Kaiserinnen bis zu Constantin dem Großen sah, die nach den Münzen auf blauem Grunde in Del gemalt waren. Ueber den Thüren bemerkte man einzelne Darstellungen aus derselben Geschichte mit dem Datum und dem Namen der Personen. Zwei große Schirme boten die Reihe der Könige Frankreichs dar. Mythologische Gegenstände zierten andere Schirme und den Theil der Wand über der Thür des Speisezimmers. Landkarten, die in den Unterrichtsstunden herunter genommen wurden, hingen an der Treppenwand, die vom Süden unten, die vom Norden oben. Ueber dem Gitter endlich, welches das Haus der Frau von Genlis absonderte, war mit goldenen Buchstaben der Spruch Addison's eingegraben:

True happiness is of a retired nature and an enemy to pomp and noise *).

*) Das wahre Glück liebt die Einsamkeit und haßt Glanz und Geräusch.

Alle diese Einrichtungen im Innern geben indeß nur eine unvollständige Vorstellung von dem vortrefflichen Erziehungssysteme, welches sich die Frau von Genlis für die Prinzessinnen von Orleans entworfen hatte und das sie später noch weiter entwickelte, denn ihre Rolle sollte noch weit wichtiger werden, als sie gehofft hatte.

Der Herzog von Chartres, der seine Kinder außerordentlich liebte, bemerkte nicht ohne Besorgniß, welche Richtung der Chevalier von Bonnard dem Charakter seines ältesten Sohnes gab. Sein Geist, der schon damals bisweilen von dem Wetterleuchten des Gewitters erhellt wurde, welches die alte Gesellschaft bedrohte, der wohlwollend aber machtlos war, ahnete mit Entsetzen, welche entsetzliche Kämpfe zwischen dem Volke und der Monarchie bevorstanden. Er beklagte es tief, daß er selbst eine leichte oberflächliche Erziehung genossen und nahm sich deshalb vor, für seine Söhne zu thun, was an ihm versäumt worden, sie nämlich durch ernste Studien zu den großen Geschicken vorzubereiten, welche sie erwarteten.

„Unter der republikanischen Regierung“, sagt Montesquieu, „bedarf man der ganzen Macht der Bildung. Man kann darin die staatsbürgerliche Tugend, die Liebe zu den Gesezen und zu dem Vaterlande sehen. Um diese einzulößen, muß die Erziehung sorgsam sein.“

Wenn der Herzog von Chartres auch nicht klar und deutlich voraussah, daß auf dem steilen Abhange, auf welchem die Philosophie die Nation hinriß, die Monarchie verschwinden würde, um der Republik zu weichen, so sah er doch sehr wohl

ein, daß die Herrschaft der Intelligenz bald die unumschränkte werden und dann der Glanz des hohen Ranges für nichts geachtet werden würde. Wo würde man stehen bleiben, sobald einmal der Weg der Revolution betreten war? Er mußte es nicht, denn schon Cromwell sagt: „man geht in der Revolution nur dann so weit, wenn man nicht weiß, wohin man geht.“ Da nun das Verhalten des Herzogs von Orleans, welche Ereignisse auch eintreten mochten, seinen Söhnen als Richtschnur dienen mußte, so kam es vor allem darauf an, ihnen frühzeitig jene liberalen Ideen einzupflanzen, die ihm selbst bereits die Ehre der Verfolgung zugezogen hatten. Herr von Bonnard erreichte dieses Ziel durchaus nicht und der Prinz, welcher das Verdienst der Frau von Genlis aufrichtig schätzte, nahm sich vor, mit ihr über seine Besorgnisse und Pläne zu sprechen.

„Eines Abends“, so erzählt die Frau von Genlis, „als der Herzog von Chartres wie gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr nach Belle-Chasse kam, traf er mich allein und sagte alsbald, er habe keine Zeit mehr zu verlieren, einen Erzieher zu ernennen. Er fragte mich über diese Wahl um Rath und ich schlug den Herrn von Schomberg vor; er wies ihn aber zurück und sagte, er würde seine Kinder zu Pedanten machen; ich schlug darauf den Chevalier von Durfort vor und der Herzog entgegnete, dieser würde sie schwülstig und narrenhaft machen; ich sprach ferner von Herrn von Thiars und der Herzog von Chartres antwortete, dieser sei zu leichtsinnig und würde sich um nichts bekümmern. Da lachte ich und fragte: „nun wie wäre es mit mir?“ „Warum nicht?“ antwortete er

ernsthaft. Ich betheure, daß ich nur einen Scherz machen wollte und daß in den früheren Unterredungen nichts mich auf eine so seltsame Idee vorbereitet hatte. Aber der Gesichtsausdruck und der Ton des Herzogs von Chartres fielen mir sehr auf; ich erkannte, daß etwas Außerordentliches und Ruhmreiches möglich sei und wünschte, daß es geschehe. Ich sprach deshalb meine Meinung offen aus. Der Herzog von Chartres schien höchst erfreut zu sein und sagte endlich: „es ist abgemacht, Sie werden ihr Erzieher sein.“ Das waren seine eigenen Worte. Er verließ mich darauf und kündigte mir an, daß er am andern Tage frühzeitig wiederkommen würde. Er kam wirklich um acht Uhr und wir wurden über alle Einrichtungen einig. Es wurde beschlossen, daß man Herrn von Bonnard und den Abbé Guhot, den Lehrer beibehalte, der ebenfalls auf meine Empfehlung angestellt worden war, daß diese Herren die Prinzen jeden Tag Mittags nach Belle-Chasse brächten und sie um zehn Uhr Abends wieder abholten, daß man ein Landhaus kaufe, um jährlich acht Monate darin zuzubringen und daß ich unbeschränkt in ihrer Erziehung sei. Den Gehalt von 20,000 Francs, welchen mir der Herzog von Chartres bot, schlug ich aus. Es war in dem Palais Royal herkömmlich, dem Gouverneur 12,000 Francs und eine Wohnung zu geben; auch pflegte ihm der König nach Vollendung der Erziehung das blaue Band zu ertheilen. Die Frau Herzogin von Chartres sah mit großer Freude, daß ich alle ihre Kinder zu mir nehmen wollte. Der Herzog von Chartres begab sich, ehe er den Beschluß öffentlich werden ließ, nach Versailles, um

den König davon zu benachrichtigen. Wir glaubten, er würde diese Seltsamkeit tadeln, aber er billigte sie sofort und sagte: „Sie handeln da sehr gut und ich finde es vortrefflich.“

Die Prinzen wurden am 5. Januar 1782 ihrer Erzieherin übergeben. Der Herzog von Valois war damals acht und der Herzog von Montpensier etwas über sechs Jahre alt. Der Graf von Beaujolais wurde ihr erst 1783 anvertraut.

Dieses Ereigniß erfüllte alle Männer im Palais Royal, welche nach dem Amte des Erziehers gestrebt hatten, mit Stauen und Unwillen; die Stadt tadelte anfangs die Wahl des Herzogs von Chartres und die gehässigste Verläumdung suchte sie zu erklären. Damals gab die Frau von Genlis „Abele und Theodor“ heraus und die erste Auflage wurde in acht Tagen vergriffen. Dieses Werk, das ihr die Gunst des Publicums wieder gewann, erhöhte den Haß ihrer Feinde. Der Chevalier von Bonnard, dessen Hoffnungen in so empfindlicher Weise getäuscht waren, verzieh ihr diese tiefe Demüthigung nicht. „Herr von Bonnard, der die Talente der Frau von Genlis anerkennen mußte“, sagt Garat, „war durchaus nicht geneigt, ihr seine Grundsätze und Ansichten über die Erziehung unterzuordnen, welche nicht dieselben waren; wäre er geblieben, so hätte er sich alle Tage mit ihr streiten oder ihr gehorchen müssen; das eine wie das andere hielt er für unmöglich und er gab deshalb seine Stelle ganz auf.“ Frau von Genlis, die durch diesen Entschluß des Herrn von Bonnard überrascht wurde, versäumte nichts, um ihn davon zurückzubringen; er verharrte aber dabei und empfing auf Ansuchen derjenigen, die

er mit Undank bezahlte, nach seinem Rücktritte den Gehalt, der gewöhnlich den Untergouverneurs bewilliget wurde, welche die Erziehung ihrer Pflegebefohlenen vollendet hatten, ob er gleich nur achtzehn Monate in seinem Amte geblieben war. Auch dieses Verfahren änderte in der Eifersucht des Verpflichteten nichts, dessen Verdruß sich mehr und mehr steigerte. Der Abbé Guyot blieb und Herr von Bonnard wurde durch Lebrun ersetzt, welcher mehrere Jahre hindurch der Secretair der Frau von Genlis gewesen war.

Die Frau von Genlis hatte damals den glücklichen Gedanken, das durch J. J. Rousseau in seinem „Emil“ geschaffene System auf die Erziehung der aus königlichem Blute entsprossenen Kinder anzuwenden, „die durch ihre Tugenden dazu beitragen sollten, daß jenes Blut noch mehr verehrt würde, die nach ihrer Geburt berufen waren, an dem Throne zu leben und oft an jenen Orten zu sprechen, wo die Geschicke der Menschen geordnet werden und wo bisweilen ein Wort eine Nation retten kann, die ohne selbst in der politischen Macht etwas zu bedeuten, eines Tages als königliche Prinzen eine besondere und persönliche Macht vielleicht von so großem Umfange haben sollten, als die vieler Souveraine.“

Diese Voraussetzungen Garats, die eine lange Zeit hindurch von den Ereignissen in trauriger Weise Lügen gestraft zu werden schienen, sind jetzt weit über die Meinung des Propheten hinaus verwirklicht.

Die Aufgabe, welche sich Frau von Genlis stellte, machte durch ihre Größe und Schwierigkeit das Ungewöhnliche ihres

Unternehmens noch bedeutender. Sie prüfte deshalb mit dem energischen Willen des Erfolges die erhabene Theorie Jean Jacques' und es gelang ihr in dem Grade, daß wir es für nützlich halten, ausführlicher davon zu sprechen.

Hören wir aufmerksam Rousseau an:

„Da man genöthigt ist, die Natur oder die gesellschaftlichen Einrichtungen zu bekämpfen, so muß man sich dafür entscheiden, ob man einen Menschen oder einen Staatsbürger bilden will, denn beides zugleich zu bewirken, vermag man nicht.

„Um etwas zu sein, um immer ein und dasselbe zu sein, muß man handeln wie man spricht, muß man immer mit sich über den Entschluß einig sein, den man zu fassen hat, ihn laut und ungeschweht fassen und ihm immer folgen. Ich erwarte, daß man mir jenes Wunder zeige, damit ich wisse, ob er Mensch oder Bürger sei oder wie er sich benimmt, um beides gleichzeitig zu sein.“

„Da nach der natürlichen Ordnung alle Menschen gleich sind, so ist ihr gemeinsamer Beruf der Menschenstand und wer für diesen wohl erzogen ist, kann diejenigen, welche daraus hervorgehen, nicht schlecht erfüllen. Es liegt mir wenig daran, ob man meinen Zögling für das Militair, für die Kirche oder für die Advocatur bestimme. Ich will ihm das Gewerbe lehren zu leben. Wenn er aus meinen Händen kommt, wird er allerdings weder Advocat, noch Soldat, noch Priester sein; er wird zuerst Mensch sein; alles, was ein Mensch sein muß, wird er im Nothfalle eben so gut sein können als Einer und wenn

ihn auch das Schicksal nöthigt den Platz zu wechseln, er wird immer an dem seinigen sein.

„Man denkt nur daran sein Kind zu erhalten; das ist nicht genug, man muß es auch lehren sich als Mensch zu erhalten, die Schläge des Schicksals zu ertragen, dem Reichthume und der Armuth zu trotzen und im Nothfalle auf dem Eise Islands oder auf dem heißen Felsen Malta zu leben.

„Bereitet die Kinder auf die Angriffe vor, die sie einst zu ertragen haben werden; härtet ihre Körper ab gegen die Unfreundlichkeit der Jahreszeiten, des Klimas, der Elemente, gegen den Hunger, den Durst und die Ermüdung, taucht sie in das Wasser des Styr.

„Man hat die Kinder nur eine Wissenschaft zu lehren, die von den Pflichten des Menschen.

„Ich werde mich nicht dabei aufhalten, ausführlich den Nutzen der Handarbeiten und der Leibesübungen zur Kräftigung des Temperamentes und der Gesundheit zu beweisen; das bestreitet mir Niemand; die Beispiele von dem längsten Leben findet man fast alle bei den Menschen, welche die meiste Leibesübung hatten und die größte Anstrengung und Arbeit ertragen.

„In der Kindheit erhält man die ersten Lehren vom Muth und wie man dadurch, daß man ohne Schrecken leichte Schmerzen erträgt, allmählig die großen ertragen lernt.

„Ertragen ist das Erste, was man die Kinder lehren muß, denn dies werden sie in der Zukunft am meisten brauchen.

„Der einzige, welcher seinen Willen thut, ist derjenige,

welcher, um ihn auszuführen, nicht nöthig hat, die Arme Anderer zu Hülfe zu nehmen; daraus folgt, daß nicht die Gewalt, sondern die Freiheit das höchste aller Güter ist. Der wahrhaft freie Mensch will nur das, was er kann und thut nur das, was ihm gefällt.

„Die Moralität erhebt den Menschen zur Tugend.

„Wollt Ihr den Verstand Eueres Zöglings bilden? Bildet die Kräfte aus, die er beherrschen soll. Uebt fortwährend seinen Körper, macht ihn kräftig und gesund, um ihn weise und verständig zu machen; laßt ihn arbeiten, thätig sein, laufen, schreien, immer in Bewegung sein; er werde Mensch durch die Kraft und bald wird er es auch durch den Verstand sein.

„Der Buchstabe tödtet und der Geist macht lebendig. Es kommt weniger darauf an, ein Gewerbe zu erlernen, um ein Gewerbe zu verstehen, als um die Vorurtheile zu bestiegen, die es verachten. Erniedriget Euch zu dem Handwerkerstande, um Euch über den euerigen zu erheben. Damit Ihr Euch das Schicksal und die Außenwelt unterwerfet, macht Euch vor allem unabhängig; damit Ihr durch die Meinung herrschet, beherrschet sie zuerst.

„Alles wohl beachtet, ist das Handwerk, das ich am liebsten meinen Zögling würde ergreifen sehen, das Tischlerhandwerk. Es fordert von dem Arbeiter Geschicklichkeit und Fleiß und in der Form der Arbeiten, welche die Nützlichkeit bestimmt, sind die Zierlichkeit und der gute Geschmack nicht ausgeschlossen.

„Die Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden trägt im Grunde der Herzen die Menschenliebe, man wird gut, wenn

man gut handelt; ich kenne kein sichereres Mittel. Beschäftiget Euern Bögling mit allen guten Handlungen, die in sein Reich kommen; er nehme immer Antheil an den Armen und er stehe ihnen nicht bloß mit Gelde bei, sondern auch mit Fürsorge, er diene ihnen, beschütze sie, widme ihnen seine Person und seine Zeit, er mache sich zu ihrem Geschäftsführer und er wird in seinem Leben keine so edele Beschäftigung finden. Die wirkliche Artigkeit besteht darin, daß man den Menschen Wohlwollen bezeigt.

„Im Allgemeinen bemerkt man mehr Seelenstärke bei den Menschen, deren Jugend vor frühzeitiger Verderbniß bewahrt wurde, als bei jenen, deren Ausschweifung mit der Fähigkeit begann, sich ihr hinzugeben. Auch sind jene großen und edeln Kundgebungen von Weisheit und Verstand, die den Menschen durch schöne Handlungen, durch Tugenden und durch wahrhaft nützliche Sorgsamkeit auszeichnen und ehren, immer den erstern zugefallen.“

Das waren die bewundernswürdigen Grundsätze bei der Erziehung der Kinder Ludwig Philipp Josephs und es gehörte eine erprobte Ausdauer dazu, um einen so umfassenden, so neuen Plan durchzuführen. Zu einer ungewöhnlichen Bildung, zu einer großen Gedankenselbstständigkeit und einem sichern Urtheile mußte jene Seelenstärke kommen, die gegen Vorurtheile und gegen die Schwierigkeiten der Aufgabe selbst kämpfen und sie bestegen kann. Die bewundernswürdigen Schöpfungen des Genies haben die Eigenthümlichkeit, daß sie zwar die aufrichtigste Begeisterung erregen, aber doch immer

auch mit Zweifel und Unglauben betrachtet werden. Man hält sie so allgemein für Utopien, daß nur ein überlegener Geist die Verantwortlichkeit für die Resultate eines excentrischen Systems zu übernehmen wagt, denn wenn der Erfolg freispricht und rechtfertigt, erregt das Mißlingen Verachtung. Die Frau von Genlis besaß die in diesem Falle erforderlichen Eigenschaften und selbst ihre Mängel förderten ihre Pläne. Sie war gebieterisch und besaß eine bis zum Eigensinn getriebene Festigkeit. Nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, alle Hindernisse zu bestegen und das Geschrei ihrer Feinde unbeachtet zu lassen, ging sie mit Muth und Hingebung an das Werk und wir haben nicht nöthig, durch Erläuterungen auf die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen ihren Jünglingen und dem Rousseaus hinzuweisen, denn Jedermann wird mit großer Verwunderung anerkennen, daß der Genfer Bürger zwanzig Jahre später die erstern als Muster zu seinem „Emil“ hätte nehmen können. Ist dies keine hinreichende Entschädigung des unsterblichen Verfassers des „Contrat social“ für die bittern Kritiken, denen er sich ausgesetzt sah selbst von Seiten Voltaires? Es ist gewiß ein betrübender und seltsamer Widerspruch bei einem genialen Manne, der kein Glück, keinen Triumph, keinen Ruhm zu beneiden hatte, gleichwohl aber sich herabließ, die Rolle eines Verläumders zu übernehmen und das Genie eines berühmten Nebenbuhlers zu läugnen, während er mit einer Keckheit ohne Gleichen die mittelmäßigen Talente seiner unbedeutenden und demüthigen Verehrer pries.

Hier ein Beispiel von dem Urtheile, welches der Philosoph

von Fernex über die „neue Heloise“ fällt: „ich habe sie leider gelesen und es würde sein Unglück gewesen sein, wenn ich Zeit gehabt hätte, alles das zu sagen, was ich von dem impertinenten Werke denke.“

Nachdem er dasselbe zum zweiten Male gelesen hatte, setzte er hinzu: „der Roman von Jean Jacques ist meiner Meinung nach albern, spießbürgerlich, unverschämt und langweilig.“

Man erkennt darin offenbar die Absicht, maßlos ein Werk zu zerreißen, das, wenn auch hinsichtlich der Erfindung, des Planes und der Moral nicht tadellos, so doch in den Einzelheiten reich an Schönheiten und wegen der Schilderung der Leidenschaften und des poetischen Stils bewundernswürdig ist.

Doch wir kehren zu den Maßregeln zurück, welche die Frau von Genlis ergriff, um ihren Plan durchzuführen. Zuerst beseitigte sie die Mißbräuche der ersten Erziehung der Prinzen, entließ einen Musiklehrer, den ihnen Herr von Bonnard gegeben hatte, ob sie gleich, wie sie sagt, weder Stimme noch musikalisches Gehör hatten und änderte den Studienplan gänzlich um. Sie beseitigte namentlich die Fabeln Lafontaines, Telemach und Racine, da sie mit Recht meinte, diese Meisterwerke ständen über der Fassungskraft der Kinder. „Wie“, sagt J. J. Rousseau, „kann man so verblendet sein, um die Fabeln die Moral der Kinder zu nennen, ohne zu bedenken, daß die Schlußmoral sie amüßirt, aber sie irreleitet, daß die Lüge sie verlockt und die Wahrheit ihnen entgeht und daß gerade das, was man thut, um ihnen die Belehrung angenehm zu machen, sie verhindert, Nutzen daraus zu ziehen? Die Fabeln können Erwachsene leh-

ren, den Kindern muß man die nackte Wahrheit sagen; sobald man dieselbe mit einem Schleier umhüllt, geben sie sich keine Mühe ihn zu heben.“ Die Frau von Genlis ersetzte die weggenommenen Bücher mit geschichtlichen und moralischen Schriften, die der Fassungskraft ihrer Zöglinge angemessen waren und entwarf folgendes Programm: — die alten und die lebenden Sprachen, die Mythologie, die Physik, die Geographie, die exacten Wissenschaften, die Gesetze, Zeichenkunst, Baukunst, Chirurgie, Pharmazie, Ackerbau und die mechanischen Künste, für welche die im königlichen Conservatorium der Künste und Gewerbe aufbewahrten Modelle zur Verfügung der Prinzen gestellt wurden. Das war viel auf einmal, doch bewältigte die Frau von Genlis dieses Unternehmen leicht, indem sie mangelhafte Methoden vervollkommnete, mehrere neue Hülfsmittel brauchte und sich ihren Zöglingen ganz und gar widmete. Wenn sie Abneigung gegen ein Studium zeigten, so wußte sie, weit entfernt, ihnen dasselbe aufzundthigen, das Verlangen darnach in ihnen zu wecken und sie dahin zu bringen, daß sie selbst nach dem Lehrer verlangten, den sie ohne jenes unschuldige Auskunftsmittel zurückgewiesen haben würden. „Wenn man durch den Gehorsam von Kindern nichts fordern darf, so folgt daraus, daß sie nichts lernen können, dessen wirklichen und auf der Hand liegenden Vortheil sie nicht einsehen. Die Kunst, mit den Abwesenden zu sprechen und sie zu hören, die Kunst, ihnen in der Ferne und ohne Vermittler unsere Ansichten, unsern Willen, unsere Wünsche mitzutheilen, ist eine solche, deren Nutzen jedem Alter fühlbar gemacht werden kann.

Durch welches Wunder ist diese so nützliche und so angenehme Kunst eine Dual für die Kinder geworden? Weil man sie nöthiget, gegen ihren Willen sich damit zu beschäftigen. Ein Kind ist nicht eben bestrebt, das Werkzeug zu vervollkommen, mit welchem man es peinigt; aber man Sorge dafür, daß dieses Werkzeug seinen Freuden diene und es wird dasselbe bald freiwillig brauchen. Ich füge nur noch das einzige Wort hinzu, das eine wichtige Maxime ausdrückt: man erlangt gewöhnlich sehr sicher und sehr bald das, dessen Erlangung man nicht eilt.“ (J. J. Rousseau.)

Die Verwendung jedes Tages und jeder Stunde war mit strenger und ausdauernder Pünktlichkeit festgesetzt. Um sieben Uhr wurde aufgestanden, dann folgte jeden Morgen der lateinische Unterricht des Abbé Guhot, darauf Religionsstunde und Unterricht im Rechnen bei Herrn Lebrün, der die Zöglinge Mittags nach Belle-Chasse zu bringen hatte. Bis um neun Uhr Abends leitete die Frau von Genlis die weitere Erziehung. Die Kinder erhielten unter ihrer unmittelbaren Leitung und in ihrem Beisein Unterricht im Griechischen, im Deutschen, Englischen und Italienischen, in der Chemie, dem Zeichnen und der Botanik. Sie selbst lehrte Mythologie, Literatur, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte.

Zwei Kammerdiener, ein Deutscher und ein Italiener, im Dienste der Prinzen hatten die ausdrückliche Weisung, ausschließlich ihre Muttersprache zu reden. Als die Frau von Genlis ihren Unterricht in der Geschichte begann, zeigte der Herzog von Valois einen unerhörten Mangel an Aufmerksam-

feit; er hörte nicht zu, dehnte sich, gähnte, streckte sich bisweilen der Länge lang auf dem Sopha aus und legte die Füße auf den vor ihm stehenden Tisch. „Damit sie in den Kenntnissen gleichmäßig fortschritten“, sagt Frau von Genlis, „strafte ich ihn sofort und zwar so, daß er mir nicht grollte; er besaß einen vortrefflichen natürlichen Verstand, der mir gleich in den ersten Tagen auffiel; er liebte Gründe, wie andere Kinder leichte Erzählungen lieben; sobald man sie ihm zu rechter Zeit und deutlich vorlegte, hörte er sie mit Interesse an; er schloß sich innig an mich an, weil er mich immer consequent und verständig fand. Man mußte ihm eine Menge schlechter Ausdrücke und eine endlose Anzahl lächerlicher Manieren abgewöhnen. Er fürchtete sich vor den Hunden, und Herr Bonnard hatte deshalb die Aufmerksamkeit gehabt, bei den Spaziergängen in dem Boulogner Wäldchen zwei Bediente vorausgehen zu lassen, welche alle Hunde wegzagen mußten, welche sich vielleicht auf dem Wege befanden. Ich brauchte nur einmal mit dem jungen Prinzen zu sprechen, um ihm das Uebliche dieser Muthlosigkeit fühlbar zu machen. Er hörte mich aufmerksam an, küßte mich und bat mich um einen Hund; ich gab ihm einen und er überwand sofort seine Abneigung, die eine sehr ernstliche geworden war. Seit diesem Tage äußerte er nie wieder Widerwillen gegen Hunde. Auch der Geruch des Weinessigs war ihm zuwider und ich vertrieb ihm diese Seltsamkeit eben so leicht, wie seine Antipathie gegen die Hunde. Ich erkannte sehr bald, daß er ein staunenswerthes Gedächtniß besitze und schmeichle mir, diese schöne Naturgabe in ihm entwickelt und gepflegt zu haben.“

ſie ihnen eine allgemeine Kenntniß von den Sitten und Gewohnheiten der verſchiedenen alten und neuen Völker der Erde, ohne die der bemerkenswerthen Bauwerke und Naturmerkwürdigkeiten zu vernachläſſigen, welche ſich in Europa und in den andern Welttheilen finden. Um den Wettſeifer der Kinder zu wecken, wohnte die Frau von Genliß dem Unterrichte in der Chemie und Pharmazie bei, denn ſie war von der Wahrheit durchdrungen, daß die Pharmazie den Vortheil vor der Naturgeſchichte und Chemie voraushat, daß ſie durchgängig nützlich iſt und wünſchte deßhalb, daß ihre Zöglinge die Eigenſchaften der Arzneimittel und namentlich die ſchädlichen Wirkungen derſelben kennen lernten, daß ſie ſogar zur Ader laſſen lernten und ſie, wie ſie ſagt, wie die Helden Homers im Stande wären, den erſten Verband auf eine Wunde ſelbſt zu legen.

Das Studium der Anatomie beſchränkte ſich auf einige Demonſtrationen an Nachahmungen in Wachs in Bezug auf das Herz, den Blutumlauf und die Organe des Gehörs und Geſichts, womit dann ein beſonderer Unterricht in der Kenntniß der Muskeln verbunden wurde. Lebrün unterrichtete die jungen Prinzen in den Elementen der Geometrie und leitete ihr Studium der Rechtswiſſenſchaft, das lange vor der Revolution begonnen worden war und das ſie ſpäter fortſetzten, indem ſie den Vergleich zwiſchen den alten und neuen Geſetzen hinzufügten.

Das waren die geordneten und regelmäßigen Unterrichtsgegenſtände; Frau von Genliß gab aber auch ihren Spielen und Vergnügungen einen belehrenden und mannichfaltigen Zweck

Der Herzog von Valois besaß wirklich sehr werthvolle Eigenschaften: Geist, Eitelkeit und ein gutes Herz. Sie waren für ihn der Beweggrund einer großen Racheiferung. Das Leben Heinrichs IV. erfüllte ihn mit Rührung und Stolz und bei der Schilderung des Todes desselben vergoß er Thränen. Eines Tages, als die rührende Geschichte des Herzogs von Burgund, des Jünglings Fenelons, ihn ergriffen hatte, rief er im Tone tiefen Schmerzes aus: „von mir könnte man noch nichts sagen!“ Dann versprach er, in Bewunderung über die großen Thaten Conde's, Turenne's u. c., sich anzustrengen, um auch einmal in das Verzeichniß der berühmten Männer zu kommen. Es würde leicht sein, eine Menge Tüde anzuführen, welche dem jungen Herzoge von Valois zur Ehre gereichen.

In ihren Vorträgen über die Literatur begann die Frau von Genlis mit den Dichtern und allen Schriftstellern der zweiten und dritten Ordnung und bemühte sich, den jungen Prinzen einen trefflichen kritischen Sinn beizubringen, namentlich sie vor einer blinden Bewunderung zu warnen, als sie den Verstand derselben für so weit ausgebildet hielt, daß sie die Meisterwerke der ersten Schriftsteller fassen könnten, denn nichts verdirbt den Geschmack so sehr und hält die Ausbildung des Verstandes so sehr auf, als die Eingenommenheit, welcher Art sie auch sein mag; sie verwirrt das Urtheil, sie mag zu nachsichtig oder zu streng sein. Die Lehrerin nöthigte ihren Jünglingen niemals ihre Meinung auf, sondern bemühte sich, sie dahin zu bringen, daß sie selbst die Mängel und Schönheiten der Werke erkannten. In dem geographischen Unterrichte gab

weil sie die Prinzen mit einer Menge anderer Kenntnisse vertraut machen wollte. Im Winter führte sie dieselben alle acht Tage einmal in das Theater, wählte aber nur gute Stücke, die sie noch nicht hatten aufzuführen sehen. Während der Aufführung beschäftigte sie sich ausschließlich mit ihren Zöglingen, deren Gefühle sie beachtete und deren Ideen sie im Nothfalle berichtigte. Am andern Morgen dictirten sie die kurze Geschichte des Stückes, das sie gesehen hatten und die Frau von Genlis corrigirte dieselben sofort.

Wir haben bereits von der Einrichtung Belle-Chasses gesprochen, wo jeder Gegenstand, jedes Geräthe, jeder Platz Erinnerungen aus der Geschichte, der Mythologie und Geographie gewährte. Myris, der Zeichenlehrer, setzte auf den Wunsch der Frau von Genlis aus den Hauptgegenständen der heiligen und der griechischen Geschichte eine Laterna magica zusammen, welche den Kindern in den Ruhestunden Abends gezeigt und erklärt wurde. An kleinen Palästen, die leicht aufzustellen und wieder auseinander zu nehmen waren, studirten sie spielend alle Ordnungen der Baukunst und wußten nach zehn Jahren so viel davon, als die Theorie überhaupt lehren kann. Sie unterrichteten sich im Ackerbau und in der Botanik, indem sie unter der Leitung eines deutschen Gärtners ein Stück Garten bebaueten, das für jedes in dem Park v. St. Leu bestimmt war. Sie übten sich ferner in verschiedenen Gewerben und machten z. B. vortreffliche Portefeuilles von Maroquin, Bänder, Gaze, Pappkästchen, künstliche Blumen, Körbchen von Weiden und Ruthen, vergoldeten Holz &c.

Der Herzog von Chartres und der Herzog von Montpensier

erlernten überdies die Tischlerei und verfertigten für eine arme Bauerfrau von St. Leu einen großen Schrank und einen Ausziehtisch, die beide so gut gearbeitet waren, als wenn sie der beste Tischler geliefert hätte. Bei den Spaziergängen besuchte man mit ihnen die Fabriken, die Werkstätten, die naturhistorischen Cabinette, die Gemäldeksammlungen, die großartigen Bauwerke, die Kirchen 2c., wobei sie immer von einer Person begleitet waren, die ihnen über alles genaue Auskunft geben und ihr Urtheil leiten konnte.

Eines Tages, als man dem Silberschmelzen bei einem Goldschmiede beiwohnte, trat der Herzog von Valois, der damals dreizehn Jahre alt und nach dem Tode seines Großvaters Herzog von Chartres geworden war, zu nahe und wurde von dem glühenden Metall bespritzt, das ihn stark brannte; er hatte aber so viel Selbstbeherrschung, daß er sich nicht beklagte und daß man es erst später bemerkte, als man sah, daß sein Strumpf entzwei und mit Blut bedeckt war. Das ist an sich etwas Unbedeutendes, aber „die Gesichtsbildung,“ sagt der Verfasser des „Emil,“ „zeigt sich nicht in den großen Zügen, wie der Charakter nicht in den großen Handlungen; das Naturell verräth sich vielmehr in den Kleinigkeiten.“

Frau von Genlis, die sich nicht begnügte, die geistigen Anlagen ihrer Jünglinge auszubilden und zu vervollkommen und die mit J. J. Rousseau überzeugt war, daß „die Nichtachtung der Religion zur Nichtachtung der Pflichten des Menschen führt,“ war so glücklich, ihnen tief religiöse Gesinnungen und die Liebe zur Tugend einzufloßen. Nachdem sie die Eigenschaften des

Geistes in ihnen gepflegt, nachdem sie dieselben die Pflichten des Bürgers gelehrt hatte, krönte sie in edler Weise diese starke und liberale Erziehung damit, daß sie dem weichen und empfänglichen Herzen der Prinzen jene erhabenen Worte ihres ewigen Führers einprägte: „Die Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden weckt im Herzen die Liebe zur Menschheit; man wird gut, wenn man gut handelt.“

Die Kinder Ludwig Philipp Josephs wichen von diesen Grundsätzen frommer Milde niemals ab und das Wohlthun war schon in ihren Jugendjahren ihre Liebste, so zu sagen, leichteste Tugend. Sie haben auch ihr ganzes Leben hindurch vielfältige Beweise davon gegeben.

Ein Kammermädchen der Mlle von Orleans hatte den Fehler fortwährend zu lügen. Nachdem ihr die Frau von Genlis mehrmals vergeblich ernstliche Vorstellungen gemacht hatte, wurde sie entlassen, sie empfing aber trotzdem zum Lohne für ihre Dienste eine Gratification von sechszig Louisd'or und einen Jahrgehalt von 2000 Francs. Das arme Mädchen war über diese Ungnade untröstlich und starb bald. Die Prinzen, die erfuhren, daß sie einen gebrechlichen und armen Vater hinterlassen, setzten ihm sogleich einen Jahrgehalt von 600 Francs aus. Eines Tages begegnete ihnen ein Bauerknabe, der eine für unheilbar erklärte Wunde an dem Beine hatte. Ein Charlatan drohete ihm mit der Amputation; aber auf die Aufforderung der Prinzen wurde ein sehr geschickter Chirurg gerufen, der den armen Knaben rettete, für welchen lange gesorgt wurde. Ein anderes Mal gab der Herzog von Chartres insgeheim seinem Diener Delisle sein ganzes Geld,

damit er einen Gefangenen frei mache. Auch Lebrün war der Vertraute seiner Wohlthaten und lieferte die dabei nicht selten nöthigen Vorschüsse. Die Schilderung oder der Anblick eines Unglücks machten einen schmerzlichen Eindruck auf ihn, der nicht eher schwand, bis er geholfen hatte. So schrieb er am 31. Decbr. 1788 an die Frau von Genlis, da er seiner Gefühle nicht Herr werden konnte: „ich werde mir mein Taschengeld bis zu Ende meiner Erziehung, d. h. bis zum 1. April 1790 versagen und dasselbe zu Wohlthaten bestimmen. Jedesmal am ersten des Monats werden wir über die Verwendung bestimmen und ich bitte Sie, dafür mein heiligstes Ehrenwort anzunehmen. Lieber würde ich es sehen, wenn die Sachen unter uns blieben, aber Sie wissen auch, daß alle meine Geheimnisse immer die Ihrigen sind und sein werden.“

Die Frau von Genlis, die diesen Zug in einem Tagebuche erwähnt, in welchem sie täglich ihre Bemerkungen über die Handlungen, die Sitten und die Fortschritte ihrer Zöglinge niederlegte, fügt hinzu: „ich werde dem Herrn Herzog von Chartres sagen, daß sein Charakter seit einem Jahre besonders außerordentlich gewonnen hat; er war von Natur gut, aber er wird aufgeklärt und tugendhaft. Er besitzt den Leichtsinne seines Alters nicht und verschmäht aufrichtig die Kindereien, welche so viele junge Leute beschäftigen, den Witz, Spielsachen, Tändeleien aller Art und die Sucht, die neuen Moden sogleich nachzumachen. Er ist uneigennützig, verachtet die Prunksucht und ist folglich sehr edel; kurz er besitzt ein vortreffliches Herz.“ — „Ich bemerke mit vielem Vergnügen,“ setzte sie weiter hinzu, „daß die Herzöge von

Chartres und von Montpenster in ihren Gefühlen wirklicher Frömmigkeit, in der Liebe für die Bescheidenheit, Keuschheit und Tugend um so fester werden, je weiter sie in den Jahren vorrücken. Ich wage zu behaupten, daß es keine jungen Männer von ihrem Alter giebt, die reiner sind als sie oder religiöser ohne Kleinlichkeit, ohne Bigoterie, weil sie die Religion genau kennen und von der Erhabenheit und Vollkommenheit ihrer Moral wahrhaft durchdrungen sind.“

Es kann nichts Interessanteres geben, als diese Art von täglichem Protokoll, dessen Bemerkungen die Prinzen billigten oder berichtigten. Diese gegenseitige Controle hat den besten Erfolg, sie befestiget das Vertrauen zwischen dem Lehrer und den Schülern, flößt den letzteren eine heilsame Furcht ein und erhält ihren Wettstreit aufrecht. Wahrscheinlich liefet man mit Theilnahme die Urtheile, welche die Frau von Genlis zu verschiedenen Zeiten über die Kinder Ludwig Philipp Josephs aussprach.

„Sie haben,“ schrieb sie am 17. August 1786 an den Herzog von Montpenster, „wie Ihr Bruder ein vortreffliches Herz und natürlichen Geist; wer dies besitzt, kann in Ihrem Alter leicht jeden Fehler ablegen und jede Tugend erlangen. Sie sind zu Spöterei und Verhöhnung geneigt und Sie werden diesen Fehler ablegen, wenn Sie bedenken, daß er das Zeichen eines schwachen Herzens und mittelmäßigen Geistes und daß dieser Fehler bei einem Fürsten weit gefährlicher ist als bei einem Privatmanne; Sie wollen geliebt sein und bei diesem Fehler würden Sie gehaßt werden; dieser einzige Gedanke wird, ich bin davon überzeugt, viel über Sie vermögen. Sie besitzen von Natur elne

vortreffliche Eigenschaft, nämlich einen starken und aufrichtigen Unwillen gegen jede schlechte Handlung und alles Lasterhafte, was ich seit Ihrer frühesten Kindheit während der Unterrichtsstunden an Ihnen bemerkt habe.

„Sie sind für Macheiferung empfänglich und wünschen sich auszuzeichnen; Sie sind geneigt, galant zu sein und sobald Sie sich entschließen, eine kindische Schüchternheit zu überwinden, werden Sie gefällig und verbindlich werden; Sie haben Anlage zur Conversation und werden sehr liebenswürdig werden, weil Sie das anhören, was man Ihnen sagt, weil Sie nicht schwachhaft sind und von Ihren Kenntnissen Gebrauch machen und zwar ohne pedantisch dabei zu werden. Bisweilen sind Sie in tausend Kleinigkeiten zu persönlich und Sie fühlen es nicht hinlänglich, wie angenehm es ist, der Gesellschaft, der Freundschaft Opfer zu bringen und wie sehr sie durch die Lobeserhebung, durch das Vergnügen, das sie bereiten, durch die Erkenntlichkeit, die sie wecken und die innige Zuneigung, die sie fördern, aufgewogen und vergolten werden.

„Bisweilen zeigen Sie Eigensinn, wenigstens hat man mir es gesagt, denn ich selbst habe nie etwas der Art bemerkt; ich kann sagen, daß kein Beweis von Achtung, von Unterwürfigkeit und Gehorsam diejenigen übertreffen könne, die ich immer und zu jeder Zeit von Ihnen erhalten habe, so lange Sie mir anvertraut gewesen sind. Welche günstige Folgerungen kann man daraus für das Benehmen ziehen, das Sie einst denen gegenüber befolgen werden, die Sie tausendmal mehr achten und lieben müssen als mich! Da Sie so gehorsam, so nachgiebig, so achtungs-

voll, so liebevoll gegen mich gewesen sind, da ich nur Ihre Erzieherin bin, wie sehr werden Sie es gegen einen Vater, gegen eine Mutter sein, die in jeder Hinsicht Ihr innigstes Vertrauen und Ihre zärtlichste Liebe verdienen? Ich bin in diesem Punkte unbesorgt, wie auch bei Ihrem Bruder; ich bin überzeugt, daß alle meine lieben Jüglinge sich besonders durch die Liebe zu ihren Aeltern auszeichnen werden, denn sie ist die erste aller Tugenden, wie die heiligste und Sie werden ihr das Glück Ihres Lebens verdanken.

„Es liegt in Ihnen der Wunsch zu gefallen und es ist dies nicht nur etwas Lobenswerthes, sondern sogar etwas durchaus Nothwendiges; hüten Sie sich nur, daß dieser Wunsch Sie nicht zu tadelnswerthen Gefälligkeiten verleite; Sie dürfen z. B. niemals, um den Personen zu gefallen, bei denen Sie sich befinden, eine Meinung äußern, die sie nicht wirklich hegen, ebensowenig die Interessen einer abwesenden Person opfern, die Sie lieben; es wäre abscheulich, wenn Sie sich aus Gefälligkeit herbeiließen, das geringste Böse von ihr zu sagen oder im geringsten über sie zu spotten; man muß in einem solchen Falle ihre Partei nehmen oder durch ganzliches Schweigen andeuten, daß man das mißbillige, was man sagt oder zu verstehen geben will, auch, wenn man gefragt wird, muthig sagen, was man denkt. Ein anderes Verhalten würde schlecht und feig sein und Sie verabscheuen die Schlechtigkeit und die Feigheit, aber in Ihrem Alter, in welchem man wenig nachdenkt, könnte man eben wegen Mangel an Ueberlegung selbst bei gutem Naturell Fehler dieser Art begehen. Jetzt, da ich Sie auf die Folgen aufmerksam gemacht habe, werden Sie

sicherlich nichts der Art thun. Bedenken Sie, daß ein edeles Herz nur durch rechtliche Mittel gefallen will, daß es alles verabscheut, was einem Verrathe ähnlich steht und aus diesem Grunde seine Freunde und die Personen, denen es Rücksichten schuldig ist, in ihrer Abwesenheit eben so achtet, wie in ihrer Gegenwart, so daß es sich in ihrem Beisein wohl einige Scherze über sie erlauben könnte, in ihrer Abwesenheit dergleichen aber nie machen wird. Bedenken Sie auch, liebes Kind, daß man unmöglich wahrhaft liebenswürdig und geliebt sein kann ohne achtungsvoll zu sein und daß man, wenn man so schwach ist, die Rechtlichkeit dem Wunsche zu gefallen zu opfern, gegen seinen Zweck handelt, indem man nur Verachtung gerade bei denjenigen findet, welche die Unwürdigkeit zu billigen scheinen. Endlich empfehle ich Ihnen, mehr zu überlegen, aufmerkjamer auf sich selbst zu sein, sich mehr des Wohlwollens zu befeißigen, sich zu gewöhnen selbst zu denken und zu handeln und sich einen edeln, sichern und festen Charakter, wie unveränderliche Grundsätze zu bilden."

Weiterhin setzt sie hinzu:

„Der Herr Herzog von Montpensier hat eine eigenthümliche gute Eigenschaft, nämlich sich mit denen zu beschäftigen, die er liebt, sowohl mit den Abwesenden und Entfernten, wie mit den Anwesenden. Er verbindet damit eine Klugheit und einen feinen Tact, die man in seinem Alter gewöhnlich nicht besitzt. Er hat auch dieses Jahr (1789) eine wichtige Tugend sich angeeignet, welche sein Bruder (der Herzog von Chartres) immer gehabt hat, nämlich gern den Rath und die Wahrheiten anzuhören, die ihm nützlich sind; er hat sich endlich überzeugt, daß der größte Beweis

von Anhänglichkeit darin besteht, diejenigen, welche wir lieben, unverhohlen auf ihre Fehler aufmerksam zu machen und sie über ihre Mängel aufzuklären.“

Wir beendigen diese Schilderung durch noch eine Anführung:

„Der Herzog von Montpensier“, sagte Frau von Genlis im Jahre 1791, „hat einen vortrefflichen Charakter und ich empfehle ihm nur, sich seine Lebhaftigkeit abzugewöhnen; im Allgemeinen ist er gütig gegen seine Leute und freigebig, wenn sie seines Beistandes bedürfen, aber er verliert auch wegen Kleinigkeiten die Geduld und sagt ihnen harte Dinge; wenn dies eine Gewohnheit würde, wäre es ein wahrer Flecken in seinem Charakter. Seine Amme ist eben niedergekommen; er hat sie aus eigenem Antriebe besucht und ihr sein gesamtes Taschengeld gegeben. Seit einem halben Jahre hat er, wie ich erfahren, mehreres der Art gethan und wie man es thun muß, ohne Prahlerei und mit der größten Bescheidenheit. Uebrigens wird sein Sinn fester; er hat immer das größte Interesse an der Revolution genommen und er fängt jetzt an, sich mit den Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, wobei er viel Verstand zeigt.“

Dieser so liebenswürdige, in jeder Hinsicht interessante Prinz hat „Denkwürdigkeiten“ hinterlassen, in denen sich wirklich die guten Eigenschaften kundgeben, mit denen ihn die Natur begabt hatte. Er war ruhig und stark im Unglücke und verbreitete über jene schmerzreiche Blätter alle Schätze seines frommen weichen Gemüthes. Sein Styl ist farbenreich und im Allgemeinen reiner und eleganter als jener des Herzogs von

Chartres, der sich in seinen Aufsätzen und Schriften durch einen methodischen Sinn und durch hohen Verstand auszeichnete, welchen die Erfahrung später mächtig entwickelt hat.

Der Herzog von Montpensier war zu einem Dichter und Künstler geschaffen und verrieth schon in seiner Jugend, wie der Regent, ein ausgezeichnetes Talent für die Malerei. Es giebt in der Gallerie des Palais Royal mehrere Gemälde von ihm, unter welchen besonders „der Niagara-fall“ von den Kennern geschätzt wird.

Der Graf von Beaujolais war sehr jung, als er der Frau von Genlis anvertraut wurde und die Folge davon war, in Verbindung mit den Ereignissen, welche in den letztern Jahren seine Studien unterbrachen und abkürzten, daß seine Ausbildung durchaus nicht so vollständig war, wie die seiner Brüder. Der Graf von Beaujolais, der einen seltenen Verstand und einen originellen Geist besaß, verwirklichte die ideale Schönheit; er war, wie man sagt, körperlich eine jener Engelsgestalten mit zarten Formen und himmlischem Lächeln, wie sie die Dichter träumen. In geistiger Hinsicht berechtigte er zu noch glänzenderen Hoffnungen, denn Gott hatte ihm Sanftmuth, Heiterkeit, Rechtlichkeit und Scharfsinn gegeben. Bisweilen war er eigenwillig und launenhaft und er äußerte seinen Willen mit einer solchen genialen Kühnheit und seine Launen und Einfälle mit solcher bezaubernder Anmuth, daß er sogleich für sich gewann. „Der Herzog von Beaujolais“, sagte Frau von Genlis, „ist allerliebste; wenn er liebenswürdig ist, ist er es nicht halb; ich habe noch nie einen so eifrigen Wunsch gesehen,

recht zu handeln. Seine Zuneigung zeigt sich nicht bloß in Aeußerungen.“ In seinem zwölften Jahre besaß er die Festigkeit, die einem Manne ziemt und ertrug Schmerz mit Geduld und Ergebung. Lassen wir seine Erzieherin sein Bild vollends vollenden: „die Gesinnungen des Herzogs von Beaujolais sind vortrefflich, ja sie gehen, wie ich zu behaupten wage, über sein Alter hinaus; er verräth bereits die Vaterlandsliebe seiner Brüder und er hat mir lezthin darüber geschrieben, da dieser Gegenstand als Thema eines Aufsazes gewählt worden war; dieser Aufsatz ist für das Alter des Verfassers allerliebste; der Prinz setzt darin klar und verständig die Gründe auseinander, die ihn veranlassen die Revolution zu lieben und er schließt mit den Worten: „das sind die Ansichten Beaujolais“.

Die Prinzessin Adelaide zeichnete sich nicht minder aus als ihre Brüder. Sie war eben so sanft und erkenntlich wie diese und verrieth ebenfalls einen sehr frühzeitig entwickelten Verstand und sehr viel Klugheit. Bis auf eine ziemlich stark ausgesprochene Neigung zu Spott und Geplauder, bis auf eine übertriebene Empfindlichkeit und einen gewissen Mangel an Artigkeit, kleine Flecken, die in Folge der mütterlichen Fürsorge ihrer Erzieherin mit den Jahren verschwanden, war die Prinzessin ein Muster von Tugenden. Sie zeigte nicht einmal übele Laune oder Ungeduld, war dem Neide, der Eifersucht und dem Grolle unzugänglich und verband damit viel Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Selbst in ihren Spielen zeigte sich jene rührende Empfindsamkeit, welche die Prinzen charakterisirte, wie folgender Zug beweiset: bei einem Kinderspiele, bei welchem Pfän-

der gegeben werden, hatte sie eine Buße für die Person zu bestimmen, deren Pfand gezogen werden sollte und sie erklärte, jene Person sollte für ihre Schwester von Orleans zu Gott beten. Man kann sich denken, welchen Eindruck ein solcher Gedanke eines Mädchens von vier Jahren auf alle Anwesenden machte. Sie liebte ihre Schwester so sehr, daß man ihr den Tod derselben hatte verschweigen müssen, der an demselben Tage erfolgt war und sie trauerte, was kaum glaublich ist, über zwei Jahre lang über diesen Verlust.

Auch Handlungen der Wohlthätigkeit fehlen in der Geschichte ihrer Jugend nicht, denn oftmals gab sie, weil sie kein Taschengeld hatte, selbst ihre schönsten Schmuckachen hin, um irgend einer armen Familie beizustehen. Diese kleinen Opfer waren für sie eine unerschöpfliche Quelle des Glückes und sie gewöhnte sich dabei daran, die heiligen Pflichten der Religion und der Menschenliebe zu erfüllen. Auch hatte sie große Anlagen für die Kunst und spielte in ihrem vierzehnten Jahre schön auf der Harfe.

Die körperliche Ausbildung der Prinzen hielt mit der geistigen gleichen Schritt; „damit sie durch die Kraft Männer würden, wie sie es dem Verstande nach sein sollten.“ Die Gymnastik kräftigte ihre schwächliche Constitution, stärkte ihre Gesundheit und verbesserte bei einigen den Wuchs. Leider legt oder legte man noch vor Kurzem zu wenig Werth darauf, obgleich man recht wohl weiß, daß die Uebung und vollständige Entwicklung der Körperkräfte einen günstigen Einfluß auf die Stimmung, den Charakter und den Geist haben. Die Weich-

lichkeit und verkehrte Sitte hindern in der ersten Jugend das Wachsthum, schwächen die geistigen Fähigkeiten und bringen schwächliche Wesen zu Wege, während man durch eine den einzelnen Personen angemessene Gymnastik jenen so bewundernswürdigen Grad von Stärke erlangen kann, von welcher uns das Alterthum und die alten Ritter Beispiele bieten.

Rousseau sagt darüber, indem er von „Emil“ spricht: „sein Geist und sein Körper werden gleichzeitig geübt. Da er immer nach seinen eigenen Gedanken und nicht nach denen eines Andern handelt, so verbindet er stets zwei Operationen: je stärker und kräftiger er sich macht, um so verständiger und klüger wird er. Es ist dies das Mittel einst das zu besitzen, was man für unverträglich hält und was fast alle großen Männer vereint besessen haben, Körperkraft und Seelenstärke, den Verstand eines Weisen und die Stärke eines Athleten.“

Bei den Kindern Orleans befolgte man dieses System. Reiten, Schwimmen, Schießen mit dem Pistol, mit der Flinte und dem Bogen, Exercitium, Fechten, Lanzen, kurz die angreifendsten Leibesübungen, deren einige auch die Prinzessin Abelaide theilte, gaben ihnen Kraft, Gewandtheit, Gelenkigkeit und jenes Vertrauen, das den Muth sichert und ungewöhnliche Thaten vollbringen hilft. Außerdem gewöhnten sie sich, sich selbst zu bedienen, in einem hölzernen Bette zu schlafen, in welchem nur eine einfache Spandecke lag, der Sonne, dem Regen und der Kälte zu trohen und Anstrengungen zu ertragen, indem sie täglich auf ihren gewöhnlichen Spaziergängen mit Bleisohlen an den Füßen vier bis fünf Stunden gingen.

Die Reisen waren die durchaus nothwendige Vervollständigung des herrlichen Werkes der Frau von Genlis, denn um den Prinzen Liebe dafür beizubringen und sie ihnen angenehm zu machen, hatte sie ihnen einige Studien und mehrere Uebungen aufgegeben. Auch kann ja wirklich ein junger Mann, der in der Geschichte und den Künsten unwissend ist, keinen Vortheil aus dem Reisen ziehen, während derjenige, welcher tüchtige und verschiedene Kenntnisse besitzt, eine Quelle endloser Freuden darin findet. Statt sich in einen Wagen einzusperren, macht er den größten Theil des Weges zu Fuß oder zu Pferde. Gefällt ihm eine schöne Landschaft, so zeichnet er sie ab; hier ist eine Pflanze zu studiren, dort eine Grotte oder ein Wasserfall zu bewundern, weiterhin ein steiler Berg zu ersteigen. Alle Naturmerkwürdigkeiten reizen seine Neugierde; er wagt sich auf schmale Wege und an den Rand von Abgründen, durchwandert Gindöden ohne Gefahr und ohne Mühe, beobachtet mit Theilnahme die Sitten und Gewohnheiten der Landleute und trägt im Nothfalle schwere Lasten. Da er daran gewöhnt ist auf hartem Lager zu schlafen, so ist jedes Nachtquartier gut für ihn. Kommt er in einen Hafen, so vergleicht er die Reichtümer, die Industrie und Hülfsmittel desselben mit denen seines Vaterlandes. Er geht auf die Werfte, auf die Schiffe, überrascht die alten Seeleute durch seine umfassenden Kenntnisse und lacht über das Staunen der jungen Matrosen, wenn er mit einem Satze von einer Maa herunterspringt. Statt die Schauspiele und Feste einer großen Stadt zu besuchen, sucht er nur die Künstler und Gelehrten auf, deren Unterhaltung für

ihn gewinnbringend ist und deren Achtung ihm mehr schmeichelt. In seiner freien Zeit beschäftigt er die berühmten Gemälde, die naturhistorischen Cabinette, die Denkmäler und Meisterwerke der Künste, die er schon aus Beschreibungen kennt und da er richtig zu urtheilen, zu fragen und zu hören versteht, so zieht er aus Allem nützliche Resultate und schreibt in seinem Tagebuche seine Anmerkungen über die Sitten und Gebräuche, über die Verschiedenheit der Climate, des Bodens und der Länder, über die Regierung und Gesetze jeder Nation nieder, vermischt seine Betrachtungen mit merkwürdigen Anekdoten, historischen Fragmenten, topographischen Beschreibungen und endlich mit einzelnen Zügen, welche die Menschen charakterisiren. So gehen alle Studien, die er verlassen hat, von neuem an seinen Augen vorüber und bringen tiefer in seinen Geist ein, indem sie Leben erhalten. Dies waren denn auch die Gründe, welche den größten Einfluß auf die Erziehung der Prinzen von Orleans hatten und man sieht ein, wie sehr sie die Wohlthaten derselben schätzen mußten, als sie in fremden Ländern verbannt umherirrten, Entbehrungen aller Art ausgesetzt waren und „auf dem Eise Islands oder auf dem heißen Felsen Malta lebten.“

Bei den Reisen, welche die Frau von Genlis mit ihren Zöglingen machte, nahm sie stets zwei Personen mit, deren Gesellschaft eben so nützlich als liebenswürdig war. Die eine besaß ein großes Talent für Malerei und die andere, ein ausgezeichnetes Chemiker, kannte überdies die Botanik und Naturgeschichte genau. Mit solcher Beihülfe mußten die Prinzen nothwendig jenen sichern guten Geschmack gewinnen, welcher

die Gedanken erweitert und die Seele erhebt. Sie begannen ihre kleinen Reisen im Jahre 1787. Frau von Genlis hatte kurz vorher ihre Tochter verloren und ihr großer Schmerz darüber erschütterte ihre Gesundheit so sehr, daß die Aerzte ihr den Gebrauch des Brunnens zu Spaa empfahlen; sie wollte aber nicht darauf eingehen, um sich nicht von ihren Zöglingen entfernen zu müssen. Der Herzog und die Herzogin von Orleans wurden von diesem Beweise der Aufopferung so gerührt, daß sie, da namentlich die Herzogin auch sehr leidend war, beschloßen, mit ihren Kindern und der Frau von Genlis in jenes Bad zu gehen. Sie reiseten deshalb im Juli ab. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns lange mit dieser Reise beschäftigen; wir erzählen deshalb nur die merkwürdigsten Episoden.

Die jungen Prinzen gaben ihrer Mutter ein rührendes Fest in Spaa. Zum Andenken an die Erleichterung, welche ihr die Quelle Sauvinière verschafft hatte, schufen sie um dieselbe her eine schöne Promenade, während man anfänglich dort nur einen Wald voll Steine und Felsen gesehen hatte. Die Hindernisse verschwanden wie durch Zauberei; es wurden regelmäßige Wege angelegt und mit Sand bestreut, der Wald gelichtet und mit Bänken versehen. Man baute Brücken über einen Wildbach und blühende Gaiide zeigte hier und da ihre duftenden Sträucher. Am Ende dieses improvisirten Paradieses, hinter einer Art Bosket, befindet sich ein Abgrund von unermesslicher Tiefe, der von einem schwarzen Felsengürtel umgeben, dessen Grauen aber durch das sanfte Murmeln der

Quellen und das lachende Aussehen der Blumen, des Mooſes und der Bäume gemildert wird. Jenſeits dieſer rauhen majeſtätischen Schranke ruht der Blick auf der reichen Landſchaft und der nicht minder majeſtätischen Unermeßlichkeit deſſ von der Sonne gerötheten Horizontes aus. In dieſem Boſket, auf einem Raſenhügel, wurde ein Altar von weißem Marmor errichtet, auf dem man oben die Worte laß: der Dankbarkeit, ſo wie weiter unten die von dem Herzoge von Chartres dictirte Inſchrift: „Nachdem das Waſſer der Sauvinière die Geſundheit der Frau Herzogin von Orleans wiederhergeſtellt, wollten ihre Kinder die Umgebung der Quelle verſchönern und ſie bahnten ſelbſt die Wege und rodeten das Holz aus mit größerem Eifer und Fleiß als die Arbeiter, welche unter ihrer Aufſicht beſchäftigt waren.“ Darunter ſah man die Namenszüge der vier Kinder. Drei Wochen lang waren die Prinzen täglich um fünf Uhr früh aufgeſtanden und eine Stunde weit gegangen, um ſich in jenen Wald zu begeben und drei Stunden lang daſelbſt zu arbeiten.

An dem bezeichneten Tage erſchienen um ein Uhr Nachmittags die hübscheſten Mädchen von Spaa, weiß gekleidet mit weißen Federn, Bouquets, Schärpen von Haideblumen und blauen Bändern. Die Männer blieben am Eingange; die Damen hatten ſich in dem Walde zerſtreut, wo einige auf den Bänken ausruheten, während andere auf den mit Haideguirlanden geſchmückten Wegen einhergingen. Dieſe Gruppen junger, schöner, gleichförmig geſchmückter Mädchen, der reizende Abſtand des Grün von der blauen Farbe, die Menge der Guir-

landen, die Blumen, welche den Boden ganz bedeckten, die Bäche, die auf dem Rasen hinrieselten und hier und da schimmernde Cascaden bildeten, darüber der blaue Himmelsdom mit der strahlenden Sonne, alles erinnerte an ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Das Orchester, das auf dem Wege aufgestellt war, auf welchem die Herzogin ankommen sollte, kündigte die Annäherung derselben an. An der Grenze des Waldes wurde sie von ihren vier Kindern und der Frau von Genlis empfangen, die erstern noch mit den Rechen in der Hand, um anzudeuten, daß sie ihr Werk erst vollendet hätten. Dann entfernten sich die Kinder schnell und eilten nach dem Altarbocket. Nach einer Viertelstunde hörte die Musik auf und der Herzogin wurde plötzlich ein für eine Mutter ergreifender Anblick. Der Altar und das Boeket waren mit Guirlanden geschmückt und die Kinder befanden sich in verschiedenen Stellungen an dem Altare, gleich einer Gruppe von Engeln, von Blumenketten umschlungen. Der Herzog von Chartres, der am Fuße des Denkmals saß, schien mit einem Griffel das Wort „Dankbarkeit“ in den Marmor zu graben. Die tief ergriffene glückliche Mutter vermochte nichts zu thun, als ihre Kinder an ihr Herz zu drücken und zu weinen und ihre Nührung ging auf alle Anwesenden über.

Die französische Revolution hatte dieses bescheidene Zeugniß von Kindesliebe zerstört; die Prinzessin Louise aber, die älteste Tochter Ludwig Philipps und Königin der Belgier, gab diesen Erinnerungen aus der Jugend ihres Vaters den Glanz der ersten Tage wieder.

Einige Zeit nachher führte die Frau von Genlis ihre Böglinge auf den Gipfel eines hohen Berges, auf welchem das alte Schloß Franchimont liegt, das von den Franken des belgischen Galliens erbaut worden. Der Führer rühmte die Aussicht, welche man von dieser Stelle aus hat, als die bewundernswürdigste und lachendste von Spaa, erwähnte aber auch, daß sich in dem Schlosse wegen Schulden Verhaftete befänden. Sogleich rief der Herzog von Chartres aus: „so lange es Gefangene hinter diesen Mauern giebt, wird die Gegend trotz ihrer Schönheit sehr traurig sein.“ Und er schlug vor, eine Subscription zu ihrer Befreiung zu eröffnen. Die Frau von Genlis unterstützte diesen edeln Gedanken und die Ausführung desselben ließ nicht lange auf sich warten.

Nachdem dies geschehen war, begab man sich wiederum auf den Gipfel des Berges und der Herzog von Chartres sagte mit zufriednem Lächeln, indem er von dem leeren Gefängnisse aus die unermeßliche Landschaft betrachtete, welche sich vor seinen Blicken ausdehnte: „ah, nun ist die Gegend wahrhaft schön, und man kann sie ohne Trauer bewundern.“

Bei derselben Reise blieb man drei Tage in Givet, wo der Herzog von Chartres das 14. Dragonerregiment musterte, dessen Oberst und Inhaber er seit 1785 war. Der Herzog von Valence gab in der Stadt mehrere Feste zu Ehren der Herzogin von Orleans und der Kinder derselben, nämlich das Schauspiel des Angriffes, der Vertheidigung und Wegnahme eines Forts auf einem Hügel. Nach der Einnahme überreichte der Führer der Belagerer seinen siegreichen Degen dem Herzoge

von Chartres, der ihm denselben mit den Worten zurückgab: „er ist in zu guten Händen, als daß ich ihn nehmen könnte.“ „Dieses verbindliche Wort“, sagt die Frau von Genlis, „wirkte um so mehr, da man es ihm nicht hatte vorher einflüstern können.“

Die hohen Reisenden setzten ihren Weg fort, kamen durch Sillery, wo sie einige Tage blieben und kehrten dann nach Paris zurück. Im folgenden Jahre besuchten sie La Trappe, die Normandie, die Bretagne, die Touraine und blieben eine Zeit lang in Saint Valery, einer Hafenstadt fünf Stunden von La Mothe und nahe bei der Stadt Eu.

Nach einer Mahlzeit, die man in einem Gasthause am Meeresstrande eingenommen hatte, bestiegen sie ein Schiff, dem der Herzog von Chartres seinen Namen geben sollte. Dieser Vorschlag wurde um so lieber angenommen, als die Ceremonie der Schiffstaufe etwas Neues für die jungen Prinzen war.

Auf dem Hinterdecke befand sich ein Tisch, der mit einem Tuche mit Spigen bedeckt war und einen Weihwasserkessel nebst Tellern mit Salz und Getraide trug. Um den Tisch her standen Priester in geistlichem Gewande. Der Herzog von Chartres und die Prinzessin Adelaide waren die Taufzeugen; ein Geistlicher richtete einige rührende Worte an sie und nach der Messe segnete er das Schiff, indem er auf demselben Salz und Getraide, Symbole des Ueberflusses, ausstreuete. Nach Beendigung der Ceremonie weihte der Capitain die Prinzen in die Einzelheiten der Lenkung eines Schiffes ein.

Im September gingen sie nach Havre, wo sie den Hafen-

damm und die Arsenale besahen und begaben sich nach dem Berg St. Michel, an welchen sich so verschiedene Erinnerungen knüpfen. Jedermann weiß z. B., daß Ludwig XIV. die unerhörte Grausamkeit besaß, einen Zeitungsschreiber aus Holland, den er mit Verletzung des Völkerrechtes aus jener Republik hatte hinwegführen lassen, siebzehn Jahre lang in einem hölzernen Käfige im Schmutze eingesperrt und sterben ließ.

Was hatte der unglückliche Journalist verbrochen? Er hatte dem hochherzigen Könige einige harte Wahrheiten gesagt. Und dies ist noch eine der geringsten schrecklichen Ungerechtigkeiten, welche das Andenken Ludwigs XIV. beflecken, wenn man an die Megeleien in Languedoc, im Vivarais und in den Cevennen denkt.

Die Prinzen kamen in einer finstern Nacht auf dem Berge St. Michel an; die Illumination der Feste aber und das traurige Geläute der Glocken verkündigten, daß sie erwartet wurden. Sie wurden denn auch wirklich in der Citadelle von einer Art improvisirter Miliz empfangen. Da die Feste nur in Kriegszeiten von Truppen besetzt war, so lag jetzt dem Prior des Klosters die Bewachung ob. Die Reisenden durchwandelten die Citadelle und traten in die Stadt, wie man pomphafter Weise eine lange, sehr enge, krumme, abschüssige Gasse nannte. Alle Einwohner standen neugierig in ihren Thüren. Nach einer halben Stunde traf man vor der Stadt eine sehr hohe und sehr steile Treppe, die mit Moos und Brombeeren bewachsen war und auf welcher man etwa vierhundert Stufen hinaufsteigen mußte. Oben begaben sich die Prinzen in die Kirche des Klo-

stern und in die Gemächer, über denen noch andere vierhundert Stufen sie zu einem Belvedere brachten. Man kann sich hier nach eine Vorstellung von der ungeheuern Höhe dieser Feste machen. Die Thürme, die Festungswerke, die gothischen Fenster und Bauart gaben ihr ein schreckliches und imposantes Aussehen. Die Luft ist da oben scharf aber gesund und man trinkt erträgliches Eisternenwasser. Der Winter macht sich in seiner ganzen Strenge bald sehr fühlbar, der Sommer aber ist mild und angenehm. Man sieht wenige Bäume und überhaupt wenig Grün. Nur einige Bewohner der Stadt besitzen kleine Gärten und Kühe. Die Mönche fanden damals keine Lebensmittel, nicht einmal Brod, daselbst und mußten das Holz von Pontorson kommen lassen; sie hatten in einer Entfernung von anderthalber Stunde ein Landhaus mit einem herrlichen Garten, der ihnen das Gemüse lieferte. Sie waren nur zwölf und nahmen keine Novizen auf. Die Frau von Genlis fragte sie nach dem sogenannten eisernen Käfig und erfuhr, daß dieser Käfig nur von Holz und zwar von dicken Balken gemacht sei, welche Zwischenräume von drei bis vier Zoll frei ließen. Seit funfzehn Jahren war Niemand darin eingesperrt gewesen; auf vier und zwanzig Stunden brachte man aber die unverbesserlichsten Gefangenen hinein, ob es gleich ein anderes auch starres und gesunderes Gefängniß gab. Die Frau von Genlis äußerte ihre Verwunderung darüber gegen den Prior und kündigte ihm ihren Entschluß an, jenen Käfig zu vernichten. Als bald sprachen die Prinzessin Abelaide und deren Brüder den Wunsch aus, an dieser Zerstörung Theil zu nehmen und es wurde

ihnen dieses Vergnügen für den andern Morgen zugesagt. Die Nachricht davon verbreitete sich bald in der Citabelle, wo so großes Aufsehen machte; mehrere Gefangene erhielten auf die Verwendung der Frau von Genlis die Erlaubniß, dieser Art Festschicklichkeit beizuwohnen. An dem bezeichneten Tage gelangte man, nachdem man durch mehrere finstere unterirdische Gänge gewandert und viele Stufen hinabgestiegen war, in eine gräßliche Kloake, wo sich im Koth ein so niedriger und schmaler Käfig befand, daß ein Mann kaum darin stehen konnte. Die flackernde Flamme der Fackeln, die eine zweifelhafte Helle unter dem Gewölbe verbreitete, erfüllte die Seele der Zuschauer mit geheimen Grauen, obgleich ein glücklicher Gedanke der Frau von Genlis die Böglinge derselben, die Mönche, die Aufseher und Gefangenen in diesen schrecklichen Kerker geführt hatte. Der Herzog von Chartres führte den ersten Beilohb gegen den Käfig und protestirte dadurch gleichsam gegen die Unmenschlichkeit eines einzelnen Königs, wie das Volk, als es seine gewaltige Hand an die Bastille legte, ein Jahr später seine energischen Protestationen gegen den Despotismus einer Monarchie von mehreren Jahrhunderten beginnen sollte.

Nachdem der junge Prinz einmal das Signal gegeben hatte, schlugen Zimmerleute die Thüre und einige Holzstücke des Käfigs ein und plötzlich erscholl das Freudengeschrei der Gefangenen in dem unterirdischen Gewölbe von Echo zu Echo. Ein einziger Zeuge dieses Dramas schwieg und stand mit verstörten Blicken dabei. Die Frau von Genlis bemerkte es und erfuhr, daß dieser Mann, der Pförtner der Abtei, einen ansehnlichen

Gewinn von diesem Käfige dadurch gezogen habe, daß er ihn den Fremden gezeigt. Der Herzog von Chartres schenkte ihm zehn Louisdor und beruhigte ihn überdies mit den Worten:

„Statt des abscheulichen Käfiges werden Sie nun den Fremden die Stelle zeigen, wo er stand und dieser angenehmere Anblick wird sie freigebiger machen.“

Ghe wir den Berg St. Michel verlassen, müssen wir noch eine rührende Episode aus der Anwesenheit der hohen Reisenden erwähnen. Unter den Gefangenen, welche die Erlaubniß gehabt hatten, sie bis in das Schloß zu begleiten, befand sich auch ein alter Mann, der seit funfzehn Jahren gefangen und niemals von der Citadelle heruntergekommen war. Als er sich außerhalb seines Gefängnisses auf dem kleinen freien Platze sah, als er das Gras erblickte, das an den Steinen der Treppe wuchs, wurde er von unbeschreiblicher Rührung ergriffen; er führte die Frau von Genlis und den Herzog von Chartres und bei jedem Schritte rief er freudig wie ein Kind aus: „ach, welches Glück, auf dem Grase zu gehen!“

Durch unablässiges Bemühen gelang es dem Herzoge von Chartres nach seiner Rückkehr nach Paris die Freilassung dieses Gefangenen und zweier andern zu erwirken.

Die Prinzen blieben, nachdem sie St. Michel verlassen hatten, auf ihrem Familienbesitzthume, Passais, in der Gegend von Domfront. Der Pfarrer des Ortes stellte ihnen ein junges Mädchen vor, das sich durch Frömmigkeit und Tugend die allgemeine Achtung in dem Dorfe erworben hatte. Sie hatte sich nicht entschließen können zu betteln und es durch ihren Fleiß

Gesch. Ludw. Philipps.

im Spinnen möglich gemacht, alle Bedürfnisse ihrer seit vierzehn Jahren franken Mutter zu bestreiten. Sie hatte sich oftmals selbst die Nahrung versagt, nur um die Mutter zu sättigen. So großer Muth, so seltene Tugend verdienen eine Belohnung und das Mädchen, das sich verheirathen wollte, verdankte der Freigebigkeit der Prinzen eine Mitgift von zwölfhundert Francs, wie ihr auch unter ergreifenden Feierlichkeiten, nach der Sitte des Landes, der Rosenkranz (Tugendpreis) zuerkannt wurde.

Man meint vielleicht, wir hätten uns zu lange bei diesen Einzelheiten der Erziehung der Kinder Ludwig Philipp Josephs aufgehalten, aber können nicht die Leser vielfache Belehrung daraus schöpfen? Wird es ihnen daraus nicht begreiflich werden, wie die Moral den Menschen zur Tugend erhebt?

„Die Unmoralität“, sagte Napoleon, „ist unstreitig die verderblichste Richtung, die ein Souverain haben kann, weil er sie durch sein Beispiel sofort gewissermaßen in die Mode bringt, weil man ihm darin nachzueifert, um ihm zu gefallen, weil sie alle Laster kräftiget, alle Tugenden schwächt und wie die Pest die ganze Gesellschaft ansteckt; sie ist die Geißel einer Nation. Die öffentliche Moral dagegen ist die natürliche Bervollständigung aller Geseze, ja sie allein ist ein vollständiges Gesezbuch.“

Drittes Kapitel.

Schilderung des moralischen und politischen Zustandes Frankreichs zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. — Thronbesteigung Ludwigs XVI. — Maurepat, Turgot, Neckers und Calonne. — Versammlung der Notablen. — Brienne. — Opposition des Parlaments. — Der Herzog von Orleans verbannt. — Der Herzog von Chartres empfindet den Zorn, der durch den Widerstand seines Vaters am Hofe erregt worden. — Zurückberufung Neckers. — Neue Versammlung der Notablen. — Erörterungen über die Reichsstände. — Erfolg der „Feste“ der Herzogs von Orleans. — Bildung der Clubs. — Ursachen der Revolution. — Die Reichsstände. — Meinung der Frau von Staël über den Herzog von Orleans. — Arbeiten der Versammlung. — Einnahme der Bastille. — Frankreich in voller Revolution. — Muth des Herzogs von Chartres. — Ausspruch eines Hofmannes. — Die Tage des 5. und 6. October. — Auswanderung. — Abreise des Herzogs von Orleans nach England. — Traurige Ereignisse. — Schönes Verhalten des Regiments des Herzogs von Chartres. — Der Bürgerkrieg. — Civilconstitution der Geistlichkeit. — Rückkehr des Herzogs von Orleans. — Feier der ersten Föderation. — Bericht Chadrourds.

Man weiß, daß zuerst die Griechen die Wohlthaten ihrer reinen Civilisation in das noch halbwilde Gallien brachten. Die Römer setzten dieses herrliche Werk fort, an dessen Stelle die Barbaren plötzlich eine Militäraristokratie setzten, welche unter dem Namen der Feudalherrschaft bekannt ist. Diese Herrschaft, welche zwischen einem König und Vasallen getheilt war, gestand den Grund und Boden den Letztern zu, während das Volk, aller seiner Rechte beraubt, Slave und zum Theil an die Scholle gefesselt war. Die Vasallen machten sich indeß den

Königen bald furchtbar und man mußte ihnen die Gemeinden entgegensetzen, welche die Macht derselben schwächten. Aus diesem Kampfe ging die Feudalanarchie hervor; die Großen unterlagen darin, unterwarfen sich und sammelten sich endlich wieder um ein einziges Oberhaupt, das so die ersten Grundlagen einer erblichen und despotischen Monarchie legte, die aber nicht ganz unbeschränkt war, weil die Mitwirkung der Generalstaaten (Reichsstände) bei den Handlungen der Gesetzgebung und der Erhebung der Steuern stets erforderlich war. Die Gemeinden, welche durch die Unwissenheit, die Knechtschaft und die Armut tief herabgedrückt waren, bevor sie an der Schwächung der Aristokratie thätig mitwirkten, fingen an durch den Handel und die Industrie von der passiven und demüthigen Rolle sich frei zu machen, welche sie bis dahin gespielt hatten. Sie sahen ihre Capitale schnell anwachsen. Die Bürger und Bauern erwarben Ländereien und pachteten andere. Durch Urbarmachungen und Ausrodungen steigerten sie den Bodenertrag bedeutend und bald wurden sie für die alleinigen und wirklichen Grundbesitzer gehalten. Die Entdeckung Amerikas und der Schiffahrt befestigten ihre in so rechlicher und edler Weise erlangte Macht, kurz sie bildeten die ganze Nation. Zu diesen Reichthümern kam die Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1442. Das folgende Jahr sah plötzlich die Schätze der alten Literatur und half nachher die ersten Denkmäler der neuen Literatur sich erheben. Die Philosophie, die moralischen und politischen Wissenschaften verbanden sich mit der Herrschaft der Literatur und von diesem Tage an strahlte die Civilisation, die Aufklärung und die Wahr-

heit in ihrem ganzen Glanze. Die Gelehrten, die Philosophen, die Poeten, die berühmten Schriftsteller und die Künstler bildeten eine große Schule, an welcher die Großen und selbst die Könige zu ihrer Ehre Antheil nahmen. Kaum entstanden, nahm diese Schule eine kühne Haltung an; ihre Mitglieder waren keinesweges servile Schmeichler, die ihr eigenes Verdienst hingaben, um einen hochgestellten Gebieter zu rühmen; sie waren ernste und kalte Richter, welche mit ruhiger Strenge die Ansprüche der Monarchen auf das Lob abwogen. Gleichwohl blieben die Adelligen noch immer eine bevorzugte Classe, besaßen unter verschiedenen Formen und Benennungen Feudalrechte, waren keiner von allen Lasten des Staates unterworfen, behielten die höhere und mittlere Justiz und waren ausschließlich im Besitze der höchsten Aemter und Stellen. Die Bürger wurden durch diesen Mißbrauch gereizt.

Die Regierung Ludwigs XV., die das Land durch Auflagen, Anleihen und Bankerotte erschöpft, hatte zum Nachdenken über die Eigenthumsrechte, über die Privilegien und die Bürgschaften gegen die Willkür veranlaßt. Schon damals nahmen sich die durch Ludwig XIV. schmachvoll niedergedrückten Parlemeute, die Kanzel, der Advokatenstand und die Bühne der National Sache an, erhoben ihre Stimme zur Vertheidigung der Volksinteressen und tabelten ohne Furcht und ohne Erbarmen die Fehler der Gewalt und der ungeschickten Råthe derselben. Das Königthum und der Adel schienen durch diese stolze und unerwartete Sprache gebeugt zu werden, das Volk und die Bürger dagegen, wie aus einem langen und schweren

Schlaf geweckt, freudig in einer reinen Atmosphäre zu athmen. Die Gewalt, welche gegen die Einmüthigkeit dieser Aeußerungen nichts vermochte, mußte sich wohl fügen, die Töne anzuhören, welche zu ihr emporstiegen, und von diesem Augenblicke an war es nicht zu verkennen, daß eine durch Jahrhunderte alten Mißbrauch vorbereitete Prinzipienrevolution in dem Geiste und in den Sitten vorgegangen sei.

Unter diesen schwierigen Umständen bestieg, wie erwähnt, Ludwig XVI. im Jahre 1774 den Thron. Der neue Monarch brachte statt der Sittenlosigkeit seines Vorgängers unverdorrene und bürgerliche Neigungen und Ansichten, einen sanften wohlwollenden Charakter, ein den reinsten Gefühlen zugängliches Herz mit, Eigenschaften also, die an einem Könige gewiß von großem Werthe sind, aber nicht hinreichten, das Unwetter abzulenken, das schon so lange an dem wurmfürigen Baue der alten Monarchie grollte. Ueberdies sollte der gute Wille dieses schwachen und unerfahrenen Fürsten sich fortwährend an dem verderblichen Einflusse Marie Antoinettes brechen. Die junge Königin, die unwissend war wie ihr Gemahl, und Priestern und treulosen Höflingen ihr Ohr lieb, übte gleich vom Anfange an den unbeschränktesten Einfluß auf den unentschlossenen Charakter des Königs und trug sehr viel dazu bei, dem furchtsamen und mißtrauischen Geiste desselben die falsche Richtung zu geben, welche ihn dem schon halbverfallenen Abgrunde zuführte.

Sei dem nun auch wie ihm will, der König, der nur das Gute wollte, wünschte gleich anfangs die schreiendsten Mißbräuche abzuschaffen. Leider hatte er aber sein Vertrauen

Maurepas geschenkt, einem alten geistreichen und zugleich cynischen, leichtsinnigen und unbeständigen Hofmanne, der folglich nicht im Stande war, dem Gange der neuen Ideen zu folgen. Die Angelegenheiten verwirrten sich mehr und mehr statt sich zu ordnen. Ludwig XVI. mußte dem allgemeinen Rufe der öffentlichen Meinung nachgeben und ersetzte Maurepas durch Turgot, den er außerordentlich schätzte. Turgot war allerdings der in jenen Umständen nothwendige Mann, exclusiv und eigenstinnig in seinen staatsökonomischen Grundsätzen, und besaß eine Verbheit und eine Charakterfalte, die ihn nicht eben mittheilend machten. Er war Philosoph und uneigennützig, von unerschütterlicher Rechtlichkeit und ein Feind der Intriguen. Er gehörte zu der kleinen Anzahl von Ministern, welche ihr Amt durch Tugenden und Talente am meisten geehrt haben. Ludwig XVI., dem es an einem gewissen Urtheile nicht fehlte, nannte ihn noch funfzehn Jahre nach dem Austritte aus dem Ministerium einen der aufgeklärtesten und lichtvollsten Beamten.

Turgot, der sich ausschließlich mit den Interessen des Landes beschäftigte, schlug vortreffliche Verbesserungen vor, und wollte namentlich die alte Finanzgesetzgebung durch eine gleichförmige Abgabe von dem Verbräuche und dem Eigenthum ersetzen. Diese weisen Reformen, die durch die Noth geboten waren, scheiterten an der Hartnäckigkeit des Adels und der Geistlichkeit, welche die Mißbräuche, aus denen sie Vortheil zogen, lieber aufrecht erhalten als abschaffen wollten. Maurepas, der Turgot haßte und fürchtete, verband sich mit der

Königin, um ihn zu stürzen, und es gelang ihm dadurch, daß er den König auf einen bedeutenden Auflauf aufmerksam machte, welcher in Paris und der Umgegend dem Anschein nach durch den Mangel und hohen Preis des Getreides veranlaßt worden war. Vergebens stellte der Minister dem Könige jenes Ereigniß als ein Manöver seiner Feinde vor, um sein System des Getreidehandels, den er ganz freigegeben, in Mißcredit zu bringen; sein puritanischer Eifer war den Höflingen zu sehr zuwider und mißfiel der Königin Maria Antoinette so sehr, als daß er den Bemühungen der Cabale nicht hätte unterliegen sollen. Diese Ministerwechsel konnten den moralischen und physischen Zustand des Landes durchaus nicht verbessern, sie reizten im Gegentheil die Gemüther, indem sie die Verlegenheiten aller Art, namentlich die Geldverlegenheit, vermehrten. Der immer unentschlossene König ließ sich dann durch die öffentliche Meinung einen Minister mit Namen Neckers aufnöthigen, einen Bankier aus Genf, der reich und empfehlenswerth war und dessen gewissenhafte Handelsstudien Bürgschaften für die Zukunft gewährten. Das erste Auftreten Neckers war auch ein glückliches. Er stellte die Ordnung in den Finanzen wieder her und wußte das verschwundene Vertrauen zurückzuführen. Die Anleihen, welche der amerikanische Krieg nöthig machte (1778), belasteten indeß den Schatz bald mit beinahe 500 Mill. Schulden. Necker mußte wie sein Vorgänger seine Zuflucht zu unabweislichen Reformen nehmen, und die ersten Stände des Staates, die ihm eben so wenig geneigt waren als Turgot, nöthigten ihn, seine Entlassung zu fordern, trotzdem daß er im

höchsten Grade populair war. Neckern folgte Herr v. Calonne, der Intendant von Metz und Schützling des Grafen v. Artois. Um das Deficit der durch die Verschwendung der Königin und der Günstlinge derselben vergeudeten 56 Mill. zu decken, versuchte der neue Minister nach dem Plane Turgot's und Neckers den Adel und die Geistlichkeit der Steuerpflichtigkeit zu unterwerfen. Demzufolge wurde am 22. Februar 1787 eine erste Versammlung der Notablen durch den König berufen, damit sie der Staatskasse zu Hülfe komme. Man schlug ihr die vollständige Freiheit des Getreidehandels und eine bedeutende Herabsetzung des Salzpreises vor, wofür man dann die Grundsteuer, die Stempelsteuer, die Aufhebung der Frohnden und die Provinzialversammlungen verlangte. Die Notablen, die gegen Calonne eingenommen waren, verlangten als Bedingung ihrer Einwilligung zu den vorgelegten Plänen die Entlassung des Ministers und die Ersetzung desselben durch einen moralischen und ernstern Mann. Calonne wurde also einer Creatur der Königin Marie Antoniette, dem Herrn v. Brienne, Erzbischof von Toulouse geopfert, welcher von den Notablen die Vollziehung ihres Versprechens erhielt. Damit war ein bedeutender Schritt gethan und es fehlte nur noch die Zustimmung des Parlaments. Herr von Brienne hätte wahrscheinlich auch die Hindernisse besezt, auf die er stoßen mußte, wenn er alle jene Maßregeln auf einmal vorgelegt hätte; aber er brachte eine nach der andern, so daß das Parlament merken konnte, man wolle es überrumpeln, wie man die Notablen überrumpelt hatte, sich deshalb darauf beschränkte, die Edicte über die zweite

Abschaffung der Frohnden und die freie Getreideausfuhr zu registriren und nach heftigen und stürmischen Erörterungen die Stempel- und Grundsteuer zurückwies. Die Gemüther waren in dieser Sitzung in der größten Aufregung, und man ging sogar so weit, daß man auf das beklagenswerthe Verhalten und die entsetzlichen Verschwendungen des Hofes hinwies. Die Debatten waren heiß, stürmisch und endigten in der einmüthigen Forderung der Einberufung der Generalstaaten (Reichstände).

Diese feste Opposition des Parlamentes, das überdies erklärt hatte, daß nur den Generalstaaten das Recht zukomme, Steuern zu bewilligen, reizte den Minister. Er beschied das Parlament nach Versailles und nachdem er in einer Gerichtssitzung die beiden verworfenen Edicte hatte einregistriren lassen, (6. Aug. 1787), verbannte er es am nächsten 15. Aug. durch eine Entscheidung des Ministerrathes nach Troyes.

Comenie de Brienne, „ein schwacher, unklarer, treuloser Minister“, hatte einer Zornauswallung nachgegeben, und dies war bei den damaligen Zuständen das Schlimmste von allen. Auch nöthigte die gänzliche Leere des Staatschazes den Minister, sich vor einem so furchtbaren Gegner zu beugen und seine strengen Maßregeln zurückzunehmen. Er schlug unter der Hand einigen Mitgliedern des Parlamentes eine Anleihe von 440 Mill. vor, die auf vier Jahre vertheilt werden sollten, nach deren Ablauf die Generalstaaten einberufen werden würden. Er gab so die beiden so sehr bestrittenen Auflagen auf; das Parlament wurde am 10. September zurückgerufen und am 20. legte der König selbst das Edict vor, welches die allmälige

Anleihe schuf und die Einberufung der Generalstaaten nach fünf Jahren festsetzte. Da man die Art der Sitzung nicht kannte, so erhob sich der Herzog von Orleans und fragte den König mit bewegter Stimme, ob man sie für eine Gerichtsitzung oder eine freie Berathung zu halten habe. Der König antwortete, es sei eine königl. Sitzung und der Herzog legte darauf folgende Protestation nieder: „ich ersuche Ew. Maj. mir zu erlauben, daß ich zu Guern Rügen die Erklärung niederlege, daß ich diese Registrirung für ungesetzlich halte und daß es zur Entlastung der Personen, die dabei berathen haben sollen, nöthig sein würde hinzuzufügen „durch den ausdrücklichen Befehl des Königs“.“

Diese Protestation wurde ein Signal für alle Departements; die Râthe Freteau und Sabatier wurden nach den Inseln Hyères und der Herzog von Orleans nach Villers-Cotterets verwiesen. So bezahlte man die ersten Worte dieses Prinzen gegen die Ausschreitungen der despotischen Gewalt. Der Herzog von Orleans, der mit dem Hofe wegen seiner Opposition gegen die extremen Maßregeln bereits gespannt war, welche die Regierung immer ergreifen mußte, um gegen die Ereignisse anzukämpfen, hätte in diesem neuen Vorfalle die Veranlassung finden können, die Bande, welche ihn an den Thron fesselten, ganz zu zerreißen, um sich der Vertheidigung der Interessen des Volkes zu widmen, aber seine Charakterschwäche und vielleicht auch sein Leichtsin्न hielten ihn um so leichter zurück, als seine Ungnade nicht von langer Dauer war. Ludwig XVI., welcher der Hindernisse, die sich seinem Willen entgegenstellten, müde und zu einem entscheidenden Beschluß bereit war, wünschte sich mit allen Großen

des Reiches zu umgeben, um den Vorstellungen des Parlaments zu antworten. Nachdem er den Tag bestimmt hatte, an welchem er Audienz geben würde, rief er den Herzog v. Orleans aus dem Exile zurück; der junge Herzog v. Chartres aber mußte für den Zorn des Hofes büßen über den Widerstand seines Vaters, denn statt den Orden des heil. Geistes, nach dem Herkommen, mit seinem 14ten Jahre zu erhalten, empfing er denselben erst am 1. Januar 1789.

Der Siegelbewahrer Lamoignon entwarf unterdeß den Plan, die politische Macht der Parlamente zu vernichten und berieth sich mit dem Herrn von Brienne über die Mittel, sie durch einen vollständigen Gerichtshof zu ersetzen, der ganz aus von dem Könige gewählten Mitgliedern bestehen und das Recht haben sollte, die Gesetze und Verordnungen einzuregistriren und in letzter Instanz darüber zu richten. Der Plan kam vor der Ausführung ins Publikum, das Parlament kam ihm zuvor und bestätigte durch eine ebenso kluge als feste Maßregel in einem Beschlusse die constitutionellen Gesetze der Monarchie so wie seine eigene Existenz und seine Rechte. Im höchsten Zorn verbannte der Minister mehrere einflußreiche Mitglieder und die Edicte wurden in einer Sitzung sämmtlich registriert.

Das war eine kühne und unftünige Demonstration, die man nicht ohne Murren hingehen lassen konnte; die öffentliche Meinung rührte sich und es wurden edele Entschlüsse gefaßt. Das Chatelet erließ einen Beschluß gegen die Edicte. Das noch kühnere Parlament von Rennes erklärte sogar Diejenigen für ehrlos, welche in einer solchen Sitzung erschienen. In der Dauphiné bewaffneten sich die Einwohner bei dem Anblicke der

Magistratspersonen, die von Soldaten begleitet waren und wiesen Gewalt mit Gewalt zurück. Erschrocken über diese Symptome gab der König richtigen Bemerkungen nach, berief den dritten Stand, setzte die Zusammenkunft des Gerichtshofes aus und berief zum 1. Mai 1789 die Generalstaaten, welche seit 170 Jahren nicht beisammengewesen waren. Diese Maßregel zog den Rücktritt des Herrn von Brienne nach sich, der sich mit 800,000 Francs, der erzbischöflichen Würde und dem Cardinals-hute zurückzog, den Schatz erschöpft und allgemeine Mißstimmung hinterließ. Man feierte seinen Sturz, indem man eine Puppe mit einer Bischofsmütze vor der Bildsäule Heinrichs IV. verbrannte, und das Blut des Volkes, das durch die Truppen vergossen wurde, mischte sich in dieses Antodasé. Necke, der verwiesen worden war, weil er 1787 Calonne geantwortet hatte, der ihm die Finanzunordnung Schuld gab, wurde zurückgerufen und es gelang ihm durch seine Popularität wie durch sein Genie zum zweitenmale scheinbar unübersteigliche Hindernisse zu besiegen.

Man beschäftigte sich damals viel mit der Zusammensetzung der Generalstaaten und es wurde eine zweite Versammlung der Notablen berufen (6. November 1788), um die Form zu bestimmen. Nachdem man alle Ansichten gehört hatte, beschloß man, daß der dritte Stand, d. h. fast das Ganze der Nation, eben so viele Mitglieder haben solle, als der Adel und die Geistlichkeit zusammen (27. December). Diese große und glückliche Entscheidung wurde durch die Abstimmung des Bruders des Königs (des spätern Ludwigs XVIII.) herbeigeführt. Abschald

gerieth in Paris und in den Provinzen Alles in Gährung. Eine Menge Schriften, welche die öffentliche Meinung aufklären sollten, erschienen auf allen Punkten des Reiches; die Volksmassen regten sich und überall entstanden Clubs; die Köpfe erhitzten sich und bereiteten sich dadurch zu der glühenden Revolution vor, die mit Riesenschritten heranrückte.

Unter dieser drohenden Stimmung fanden die Wahlen statt. Der Hof übte keinen Einfluß auf dieselben, da er auf die Generalstaaten wie auf ein Rettungsbret rechnete, das ihn aus allen Verlegenheiten und Stürmen hinwegtragen sollte. In manchen Gegenden, namentlich in der Provence, waren sie stürmisch, während in Paris die vollkommenste Eintracht herrschte. Ueber sechs Millionen Bürger nahmen Antheil daran und übergaben ihren Erwählten schriftliche Mandate, welche ihre Klagen, ihre Beschwerden und ihre Wünsche enthielten. Man warf dem Herzog von Orleans vor, er wolle sich und seine Anhänger ernennen lassen, weil er mit einem edlen Opfer voranging und an seine Committenten Hefte richtete, in welchen er sich unter andern für die persönliche Freiheit, für die Freiheit der Presse und die Unverletzlichkeit des Briefsgeheimnisses aussprach. Seine Instructionen stimmten indeß in bemerkenswerther Weise mit den meisten Heften der Nemter überein, und da sie zuerst erschienen, muß man wohl schließen, daß sie die Billigung des Publikums fanden, weil sie als Muster für andere dienten. Der Prinz hatte dabei, daß er die Initiative ergriff, die Absicht, in den verschiedenen Nemtern, in denen er vertreten war, eine allgemeine Wahl und die seinige zu erlangen, dann aber

auch, seinen Committenten einen sichern Führer zu geben, der sie in den Fällen leite, die sie nicht vorausgesehen hätten. Die Oeffentlichkeit seiner Instruktionen machte sie jedenfalls zu einer denkwürdigen Epoche seines Lebens, denn von diesem Augenblicke an äußerte sich der Haß der einen und die Hingebung der andern in der ganzen Stärke gegen ihn. Er seiner Seite nahm beide mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit auf.

So wurde die so sehr ersehnte Maßregel ausgeführt, die man ihrer Wichtigkeit nach für den Prolog jenes ungeheuren Dramas ansehen kann, das sich vor den Augen der erstaunten Welt mit so entseßlicher Schnelligkeit entwickelte und dessen schrecklicher und furchtbarer Ausbruch eine ununterbrochene Reihe unsinniger Handlungen beschleunigte.

Bei der Eröffnung der Generalstaaten, welche am 5. Mai 1789 stattfand, nahm der dritte Stand eine feindselige Haltung gegen die beiden bevorrechteten Stände an. Der erste Monat der Session verging unter bedeutungslosen Zänkereien. Der Abfall eines Theiles der niedern Geistlichkeit, welche den Eid in die Hände Baillys, des neuen Präsidenten der Gemeinde, ablegte, war die erste Schlappe, welche das Königthum erlitt. Am 17. Juni gab sich die demokratische Majorität, auf den Antrag des Abbé Sieyès, indem sie das Herkommen verleugnete, den Namen „Nationalversammlung“. Von da an folgten die Ereignisse rasch aufeinander. Am 20. Juni verbreitete der berühmte Schwur im Ballhause Schrecken am Hofe und Freude unter dem Volke. Am 23. versuchte Ludwig XVI. durch einen Staatsstreich alle Beschlüsse der Versammlung zu cassiren und befohl

den drei Ständen auseinander zu gehen. Der Adel und die Mehrheit der Geistlichkeit gehorchten, der dritte Stand aber blieb unbeweglich und Mirabeau antwortete auf die durch den Marquis von Deux-Brézé wiederholte Aufforderung: „Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, noch das Recht zu sprechen; Sie sind nicht geeignet, uns an die Rede des Königs zu erinnern. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir durch den Willen des Volkes hier sind und daß wir nur der Gewalt der Bajonette weichen werden.“

Die Versammlung berathschlugte, hielt Alles aufrecht, was sie am 17. gethan hatte, proclamirte die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder, die Verantwortlichkeit der Minister und verharrte bei ihrem Schwure, erst nach Vollenbung der Constitution auseinander zu gehen.

Nach diesem für das Königthum so verderblichen Tage schlugen siebenundvierzig Mitglieder des Adels, an deren Spitze der Herzog von Orleans stand, die allgemeine Wiedervereinigung vor, die indeß nach dem Willen Ludwigs XVI. erst am 27. erfolgte. Der gute Eindruck dieser Sitzung hätte dem Könige die Augen öffnen sollen, den der freudige Zuruf des unter dem Balkon der Tuilerien versammelten Volkes begrüßte. Necke, Montmorin und der Herzog von Orleans waren ebenfalls Gegenstand gleicher Begeisterung, was den Hof sehr gegen den Herzog einnahm. Dieser ausdauernde und ungeschickte Haß war in Verbindung mit Widerwärtigkeiten anderer Art offenbar die Veranlassung, welche den Prinzen weiter, als er eigentlich gewollt, in die Revolution hineintrief.

Als Bailly, dessen Amt am 1. Juli zu Ende ging, ersetzt werden sollte, wurde der Herzog mit einer unermesslichen Mehrheit und unter dem Beifalle der Versammlung erwählt; er schlug aber den Vorschlag aus und bewies dadurch seine Ohnmacht, das Schwankende seiner Pläne und wie sehr er es zu vermeiden suchte, den Groll des Hofes zu steigern. Vielleicht ahnete er schon damals einen Wechsel der Dynastie, obwohl die Ideen über die Zukunft der Constitution sich noch nicht befestigt hatten; wenn aber Einige ihre Hoffnung auf den Herzog von Orleans zu setzen anfingen, war er der einzige, der nicht zu seiner Partei gehörte. „Er besaß“, sagt Frau von Staël, „mehr Unzufriedenheit als Pläne, mehr Laune als wirklichen Ehrgeiz. Was den Glauben an das Dasein einer Partei Orleans erhielt, war die damals in den Köpfen der Publicisten allgemein feststehende Idee, daß eine Abweichung von der Erblichkeit, wie sie in England stattgefunden hatte, der Begründung der Freiheit günstig sein könnte, indem sie an die Spitze der Constitution einen König, der ihr den Thron verdankte, an die Stelle eines Königs bringen würde, der sich durch sie beeinträchtigt hielt.“

„Aber der Herzog von Orleans war in jeder Hinsicht der am wenigsten geeignete Mann, in Frankreich die Rolle Wilhelms III. von England zu spielen. Selbst wenn man die Achtung nicht berücksichtigte, welche man für Ludwig XVI. hegte und die man ihm schuldig war, konnte der Herzog von Orleans sich weder selbst erhalten, noch irgend Jemanden als Stütze dienen. Er besaß Anmuth, ein edles Benehmen und Geist in Gesellschaft, aber seine Erfolge in der Welt entwickelten in ihm

Gesch. Ludw. Philipps.

nur eine große Leichtfertigkeit in Grundsätzen und als die Stürme der Revolution ihn erschütterten, war er maß- und kraftlos. Mirabeau prüfte seinen moralischen Werth in einigen Unterredungen und überzeugte sich, daß durchaus kein politisches Unternehmen auf einen solchen Charakter gebaut werden könnte.“

„Der Herzog von Orleans stimmte immer mit der Volkspartei der constituirenden Versammlung vielleicht in der unklaren Hoffnung, das große Loos zu gewinnen, aber diese Hoffnung erhielt niemals bei Jemandem festen Bestand. Er hat, wie man sagt, den Pöbel erkauft; dem mag sein wie ihm will, man kann unmöglich eine Vorstellung von der Revolution haben, wenn man sich einbildet, dieses Geld, wenn es gegeben worden, habe irgend welchen Einfluß ausgeübt. Durch solche Mittel wird kein ganzes Volk in Bewegung gesetzt. Der Hauptirrthum der Leute am Hofe bestand nur darin, daß sie in einzelnen Thatfachen die Ursache der durch die ganze Nation ausgedrückten Gestimmungen sahen.“

Während der Hof in seiner Verblendung fortwährend zu extravaganten Maßregeln griff und die Nationalversammlung einen ersten von Mounier ausgearbeiteten Constitutionsentwurf berieth und verwarf, zog das Unwetter von Tag zu Tag drohender heran. Am 10. Juli las Lafayette die Erklärung der Rechte; am 11. Abends erhielt Necke, der beliebte Minister, den Befehl, Frankreich zu verlassen; am 12. bildete Ludwig XVI. ein neues Ministerium und der Auflauf zeigte sich in den Straßen. Man begab sich in das Palais Royal; Camille Desmoulins, ein zugleich energischer und gefühlvoller Mann, stieg auf einen

Lisch, um eine Anrede an die Menge zu halten, zog Pistolen aus der Tasche, rief zu den Waffen und veranlaßte Alle, die um ihn her standen, gleich ihm Baumbblätter statt der Cocarden zu nehmen. Junge Männer trugen in Paris die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans umher, die zum Zeichen der Trauer mit einem schwarzen Schleier verhüllt waren und wurden auf dem Plage Ludwigs XV. durch eine Truppenabtheilung vertrieben, welche einige tödtete und verwundete. Das Signal zu blutigen Kämpfen war gegeben; am 13. bildete sich die Nationalgarde; die französische Garde, die vorher auf das Volk geschossen hatte, schloß sich ihr an. Am 14. stürzte die Bastille unter dem Angriffe des Aufstandes zusammen und das Princip der Volkssouveraineté erhielt dadurch die glänzendste Weihe.

Als Ludwig, der durch die Höflinge irregeleitet war, die Nachricht von diesem furchtbaren Siege erhielt, rief er aus: „welcher Auflauf!“ — „Sire“, antwortete ihm der Herzog von Liancourt, „sagen Sie „Revolution“.“ Frankreich trat wirklich in eine neue Zeit; das letzte Stündlein der Monarchie hatte geschlagen und schon nahm man eine andere Fahne. Ludwig XVI., der von einem Könige nur noch den Namen hatte, mußte sich endlich vor Bailly, dem wirklichen Könige jener Lage, demüthigen und aus den Händen desselben auf dem Rathhause die blaue und rothe Cocarde annehmen (17. Juli). Necker wurde zurückberufen und das Ministerium neu gebildet; das Volk aber, das einmal im Zuge war, durch die Gewalt Zugeständnisse zu erzwingen, forderte ganz andere Reformen.

In der berühmten Sitzung vom 4. August setzte die Versammlung, die nun definitiv als constituirende Nationalversammlung anerkannt war, ihr Werk fort, indem sie die Feudalabgaben, die Herrenfrohen, die Servituten, die geistlichen Zehnten, das Jagd- und Fischereirecht aufhob. Der Herzog von Orleans entsagte zuerst allen seinen Vorrechten als Großamtmann von Sonnières in dem wallonischen Frankreich.

Die Aufregung stieg unablässig und der Aufstand begann sich in die Excesse der Rache zu stürzen; wie ein lange in seinem Bette zurückgehaltener Wildbach die Felder überschwemmt und verwüstet, war der Pöbel zügellos in dem Mißbrauche seiner furchtbaren Macht. Schon führte der Titel Aristokrat geradenweges zu dem Laternenstricke; der Anblick der Wappen oder eines Ordens erregte die Wuth der Bauern, denen solche Zeichen natürliche Feinde anzudeuten schienen. Der Herzog v. Chartres, welcher seit Kurzem das blaue Band des heil. Geistordens erhalten hatte, entging einer Gefahr dieser Art wie durch ein Wunder.

Als er nämlich eines Tages in Begleitung seiner Brüder durch ein Dorf 4 Stunden von St. Leu ritt, verfolgten ihn die Bewohner bei dem Anblicke seiner Decoration mit Verwünschungen. Die Prinzen, die sich in Galopp entfernten, würden bald außer aller Gefahr gewesen sein, als die mit Stöcken und Sensen bewaffnete Menge der Wüthenden anfing zu rufen: „Glende, wie Ihr auch flieht, wir werden Euch schon einholen.“

Bei dem Worte „fliehen“ hielten die Prinzen an. „Da man uns der Flucht beschuldiget“, sagten sie, „wollen wir unsern

Weg nicht fortsetzen.“ Und sie ließen durch einen ihrer Leute nach der Ursache dieses Zornes gegen den Herzog von Chartres fragen. Dieser Name beruhigte wie ein Talisman sofort die Aufregung der Bauern, die den Prinzen nun mit Segenswünschen überhäufte und hinzusetzte, sie hätten ihn für einen andern gehalten und auf die Drohungen den Ruf folgen ließen: es lebe der Herzog von Chartres! Es lebe der Herzog von Orleans!

Die Revolution mit ihren großartigen Lehren hatte mehr Einfluß auf den Geist des Herzogs von Chartres als die Sorgsamkeit seiner Erzieherin; die großen Interessen, welche Frankreich beschäftigten, erregten seine ganze Aufmerksamkeit und erhoben ihn bald über die leichtfertigen Gedanken der Jugend. Das Schauspiel eines Volkes, das sich seine Unabhängigkeit erobert, ist nun wohl auch allerdings geeignet, die edeln Regungen jenes rechtmäßigen Stolzes zu wecken, welcher immer vor den kleinen Schwächen des Hochmuthes schützt, und er konnte jenes Schauspiel in dem Alter der Unbefangenheit und der Illusionen bewundern, in welchem die starken Eindrücke unverlöschliche Spuren zurücklassen. Das große Buch, das vor ihm aufgeschlagen lag, mußte zu seiner Phantasie, zu seinen Augen und seinem Herzen sprechen. Die Verbannung seines Vaters nach Billers-Cotterets hatte ihn sehr peinlich berührt und er schöpfte aus dieser willkürlichen Handlung einen instinktmäßigen Haß gegen den Despotismus. Als er drei Jahre später von dem Garten Beaumarchais aus das Volk sich ablösen sah, um die Bastille niederzureißen, erkannte er, auf

welche furchtbare Macht das Königthum sich zu stützen verschmähe und verachtete alle jene Höflinge, deren tollkühne Rathschläge die Verblendung des Hofes verlängerten und ihn unrettbar in's Verderben trieben. Deshalb deutete er auch gern auf die Beweise ihrer Thorheit hin. „Es ist sehr schmeichelhaft“, sagte Jemand, „in dem Alter Clermont-Lonnères Präsident der Nationalversammlung zu sein.“ — „Ja“, wurde geantwortet, „es ist eine schöne Stelle; sie giebt Eintritt in das Gemach des Königs.“ Als der Herzog von Chartres dies der Frau von Genlis erzählte, setzte er hinzu: „man müsse in dem jetzigen Augenblicke ein ganz unverbesserlicher Höfling sein, um in jener Stelle nur diesen Vorzug zu sehen“.

Ach, die unverständigen Feinde der Revolution beschränkten sich nicht auf solche lächerliche Neben. Es gelang ihnen auch, Mißtrauen zwischen Ludwig XVI. und der Versammlung zu wecken. Die Erörterungen über das Recht des Veto verwickelten die Lage noch mehr. Nach Einigen sollte das königl. Veto unbeschränkt sein, man erklärte aber, es solle nur Suspensionskraft haben und dann wurde die Permanenz der Versammlungen so wie die Einheit des gesetzgebenden Körpers, d. h. die Existenz einer einzigen Kammer proclamirt. Der König weigerte sich anfangs, diese letzteren Beschlüsse zu sanctioniren und schien sie später nur anzunehmen, um Fluchtpläne besser zu verbergen. Zu diesem Zwecke kam jeden Tag eine Truppenverstärkung in Versailles an, namentlich die Dragoner und das Regiment von Flandern. Am 2. October gaben die Gardes du Corps allen Officieren der Garnison ein glänzendes

Fest. Die Aufregung steigerte sich auf's Aeußerste; man simulirte ein Gefecht gegen das Volk und trat die Nationalcorarbe, welche durch eine schwarze ersetzt war, mit Füßen. Am Tage darauf fand wieder ein Frühstück statt und dieselben Verirrungen krönten dasselbe. In Paris, wo es an Brod mangelte, verbreitete die Nachricht von diesen Orgien, denen der König, die Königin und der Dauphin beigewohnt haben sollten, allgemeinen Unwillen. Die Menge regte sich sofort und marschirte unter drohendem Geschrei nach Versailles. Nach den traurigen Ereignissen vom 5. und 6. October wurde der König durch die Klugheit und Festigkeit Lafayette's, welcher die königl. Familie in jenen beklagenswerthen Tagen wirklich rettete, in die Tuilerien zurückgebracht. Die Nationalversammlung, die sich nach Paris begeben mußte, bemerkte zu spät, daß sie überholt sei und daß der Impuls nicht mehr von oben ausgehe. Sie vermochte indeß das Gleichgewicht zu Gunsten des Königthums nicht wieder herzustellen und ließ sich mehr als je auf den Pfad der Revolution fortreißen, auf welchem sich ihr die Zukunft bereits so trübe darzustellen ansing.

Eine neue Unklugheit des Adels setzte Ludwig XVI. noch größeren Gefahren aus, die Auswanderung nämlich, zu welcher der Graf von Artois das Signal gab. Er war kaum aus dem Jünglingsalter getreten gewesen, als sein Bruder den Thron bestieg und hatte sich bald vermählt. Den Staatsangelegenheiten war er so fremd, daß die Revolution ihn wie ein Blitzstrahl überraschte. Als Mann von leichtfertigem Sinne und mittelmäßigem Verstande fürchtete er sich vor der ernstern Rolle,

die ihm sein Rang auflegte. Der Uebergang war für ihn ein zu plötzlicher gewesen und da er in der wunderbaren Auswählung nichts als eine vorübergehende Aufregung zu sehen vermochte, so konnte er seine alten monarchischen Vorurtheile nicht abschütteln. Deshalb entfloh er entsetzt bei dem ersten Zusammenstoße und wurde zum großen Theile die Ursache des Unglücks seiner Familie. Die Prinzen von Condé und von Conti, die Familie Polignac, der Herzog von Bourbon und andere aristokratische Notabilitäten folgten dem Beispiele des Grafen Artois. Das Volk, das nun fürchtete, auch Ludwig XVI. entrinnen zu sehen, dessen Flucht die verderblichsten Folgen gehabt haben würde, wollte sich seiner Person versichern und drang in den Tuilerienpalast ein. Nachdem sodann die Ruhe hergestellt war, gedachte der Hof den Herzog von Orleans zu entfernen, dem er sein ganzes Unglück, namentlich den Aufstand vom 5. und 6. October zur Last legte und Mirabeau zum Mitschuldigen gab. Diese Beschuldigung erhielt sogar eine gewisse Begründung im Publikum. Man behauptete, der Erstere strebe nach der Stelle eines Reichsverwesers und der Andere nach einem Ministerportefeuille. Auch glaubte man an das Bestehen dieses Planes um so mehr, als Mirabeau, seit er diesen Prinzen bei der Discussion am 4. August zum Nachfolger auf dem spanischen Throne vorgeschlagen hatte, für einen der ergebensten Anhänger desselben galt. Gleichwohl konnte nichts falscher sein, wie das gerichtliche Verfahren bewies. Nichts destoweniger hielt der Herr von Montmorin, welcher die auswärtigen Angelegenheiten schaff leitete, dem Herzoge v. Orleans

den künftigen Titel eines Herzogs von Brabant als Lockung vor und wollte ihn in die Niederlande senden, um durch ihn den Aufstand Belgiens gegen Oesterreich aufhalten zu lassen. Der Prinz weigerte sich; aber weit entfernt, sich für bestegt zu halten, schickte der Hof Lafayette in der Absicht an ihn, ihm eine diplomatische Sendung nach England antragen zu lassen. „Prinz“, sagte er, „alle Stufen des Thrones sind zertrümmert, aber der Thron selbst steht noch wohl erhalten und er wird immer feststehen, da er die Schutzmauer der Constitution und der Freiheit des Volkes ist. Frankreich und der König bedürfen gleichmäßig den Frieden und Ihre Anwesenheit hier scheint ein Hinderniß dagegen zu sein. Die Feinde des Vaterlandes, die auch die Ihrigen sind, mißbrauchen Ihren Namen, um die Menge irre zu leiten und Unordnungen hervorzurufen. Es ist Zeit, diesen Ruhestörungen und Ihren Ruhm beleidigenden Gerüchten ein Ende zu machen. Ihre Bekanntschaften in England geben Ihnen die Mittel, dem Königreiche daselbst wichtige Dienste zu leisten. Der König überträgt Ihnen dort seine Interessen und ist überzeugt, daß Sie bereitwillig diesem ehrenvollen Beweise seines Vertrauens entsprechen und zur Wiederherstellung der Ruhe beitragen, indem Sie den Störern der öffentlichen Ruhe sofort einen Vorwand entziehen.“

Nach langem Zögern und trotz dem Widerstreben Mirabeaus nahm der Herzog gezwungen die Spottsendung an, mit welcher ihn der König beauftragte und reiste mit Instruktionen ab, welche der Anhänglichkeit geradezu widersprachen, die Herr von Montmorin gleichzeitig für das Haus Oesterreich zur

Schau trug. Bei der Kunde von seiner Abreise rief Mirabeau aus: „er verdient die Mühe nicht, welche man sich für ihn giebt“, — ein unvorsichtiger Ausspruch, welcher die Ansicht bestärkte, daß das vertraute Verhältniß des Prinzen und des berühmten Redners ehrgeizige Pläne herge, während der Letztere nur einen Zweck hatte, den Sturz des Despotismus und des Auels. Mirabeau war übrigens immer in der Nothwendigkeit, selbst ganz kleine Summen Geldes anzuleihen und das würde nicht der Fall gewesen sein, wenn er der Agent eines reichen Prinzen gewesen wäre, dessen bekannte Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit so bedeutend ausgebeutet wurden.

Die Abwesenheit des Herzogs von Orleans stellte die Ruhe nicht wieder her. Die Aufregung begann von neuem und ihre Heftigkeit wurde durch die Noth gesteigert. Das Volk ermordete einen Bäcker und trug den Kopf desselben auf einer Lanze umher. Bei dieser Gelegenheit proclamirte man das Kriegsgesetz (21. October). Die Freiheit der Presse und des religiösen Glaubens, die Erklärung der geistlichen Güter als Staatseigenthum, die Aufhebung der Parlamente des Reichs mit Ausnahme des Chatelet waren die neuen Maßregeln, welche nacheinander angenommen wurden. Auf den Antrag des Abgeordneten Siehiès theilte man Frankreich in Departements, die Departements in Bezirke und die Bezirke in Municipalitäten; dann übertrug man die Verwaltung einem berathenden und einem vollziehenden Rathe, die beide aus einer Wahl hervorgingen.

Die Versammlung forderte dann das Alter von 25 Jahren und die Steuerquote von einer Mark Silber zum Genuße der

politischen Rechte. Bald folgten die Provinzen der Bewegung in Paris und wurden der Schauplatz von Unruhen. Die Municipalitäten, welche nach dem Kriegsgesetz für die öffentliche Ruhe bürgten, mußten sich für permanent erklären und die Anwendung der Gewalt gegen die Zusammenrottungen verlangen. Unter diesen Umständen gab das Regiment des Herzogs von Chartres, das in Mans in Garnison lag, einen so großen Beweis von Patriotismus, daß die Municipalität dem Commandanten eine Summe von 600 Francs übergab, welche unter die Soldaten vertheilt werden sollte. Die Soldaten gingen aber zu einem Pfarrer und sagten zu ihm:

„Herr, wir brauchen das Geld nicht, denn der Sold, den wir von Sr. Maj. erhalten, sichert unsern Unterhalt; dagegen ist der der Armen unsicher; nehmen Sie also diese 600 Francs für die Armenkasse.“

Die Revolution war eine vollendete Thatsache, als das Jahr 1790 begann. In der Sitzung vom 4. Februar hielt der König eine Rede voll beruhigender Versprechen und verpflichtete sich, die Constitution aufrecht zu halten. Die Abgeordneten glaubten ihrer Seite dieselbe Verpflichtung übernehmen zu müssen und der Bürgereid wurde in ganz Frankreich wiederholt. Der Herzog von Orleans, der sich noch immer in London befand, sandte seine Zustimmung schriftlich ein und seine Söhne folgten dem allgemeinen Impulse. Am 9. Februar begaben sie sich deshalb in der Nationalgardenuniform in den Bezirk St. Roch und der Herzog von Chartres strich alle seine Adelstitel aus, die man seinem Namen beigesezt hatte, wofür er nur hinschrieb: Bürger

von Paris. „Der Präsident“, berichtet der *Moniteur*, „ertheilte der Vaterlandsliebe und den Tugenden des jungen Prinzen die wohlverdienten Lobsprüche und die gestimmungsvolle freundliche Antwort des Herzogs von Chartres erregte den lebhaftesten Beifall.“

Dieser Prinz, der damals 16½ Jahr alt war, wohnte schon sehr regelmäßig den Sitzungen der constituirenden Versammlung bei. Auch als Mitglied der philanthropischen Gesellschaft, welche der tugendhafte Herzog v. Charost gegründet hatte, nahm er thätigen Antheil an den Arbeiten. Er bewunderte und liebte die Revolution in hohem Grade, weil er das unterdrückte Volk zu beklagen, die Willkürgewalt und alle Mißbräuche der früheren Regierung zu verabscheuen und die Pracht wie die eiteln Auszeichnungen zu verachten gelernt hatte, die sich nicht auf persönliches Verdienst gründen. Eines Tages als ein anonymes Schriftsteller das Volk als wildes Thier zu behandeln und mit Verachtung von der neuen Constitution wie von der Versammlung zu sprechen gewagt hatte, schickte er in'sgeheim und durch die Post eine Antwort voll edeln Unwillen an das Journal *Marats*. In der Ueberzeugung, daß die wirkliche Größe von der Tugend, d. h. von der Treue, der Gerechtigkeit und Menschenliebe unzertrennbar sei, äußerte er bei jeder Gelegenheit seine glücklichen Gefühle durch Züge seltenen Mitgeföhls. Als er erfuhr, daß die Versammlung, welche jeden Tag bemüht war, die letzten Spuren des Feudalismus zu vertilgen, das Erstgeburtsrecht abgeschafft habe, umarmte er den Herzog von Montpensier und rief aus: „ich bin höchst erfreut darüber,

aber wenn es auch nicht geschehen wäre, würde es unter uns doch ebenso gewesen sein; das weiß mein Bruder schon längst.“ Und die That bestätigte jeder Zeit diese edlen Regungen seines Herzens; denn er theilte mit seinen Brüdern und Schwestern die 1000 Thaler, welche ihm sein blaues Ordensband einbrachte. Diese Gesinnungen sind selten und rührend, aber bei dem Herzoge von Chartres, dessen Uneigennützigkeit außerordentlich war, setzten sie nicht in Verwunderung.

Die Gleichheit der Rechte bildete einen Hauptzug seines Charakters. So verschmähte er es damals nicht, sich mit um den Rang eines Commandanten des Bataillons von St. Roch zu bewerben und ob er gleich trotz seiner Verdienste, vielleicht wegen seiner großen Jugend, seinen Zweck nicht erreichte, so blieb dennoch jene Liebe zur Gleichheit in ihm ungeschwächt und er hat sein ganzes Leben hindurch gedacht und gesagt, was Napoleon dachte und sagte: „ich habe nie vergessen, welche Gewalt jenes Gefühl der Gleichheit auf die Phantasie hat und wie es das Herz ergreift; es ist die Leidenschaft des Jahrhunderts, ich bin der Sohn des Jahrhunderts und will es bleiben.“

Raum indeß war der Gerichtshof des Chatelet in Wirklichkeit getreten, so wurde der Marquis v. Favras des Verbrechens der beleidigten Nation angeklagt und trotz seiner Betheuerung der Unschuld auf dem Grève = Plage gehängt. Dieser Prozeß leitete die Aufmerksamkeit wieder auf den Hof und brachte das Volk auf den Gedanken, daß er schwerlich sich ändere, da er in der Hauptstadt selbst conspirire. Der Graf v. Provence, der im Verdacht stand, bei der Sache Favras betheiltigt zu sein,

musste sich wirklich in das Stadthaus begeben, um da seine Vaterlandsliebe und die Reinheit seiner Absichten zu betheuern. Die Geistlichkeit ihrer Seite fuhr fort, in ganz Frankreich die Unruhen zu erhalten, namentlich in den großen Städten des Südens, wo blutige Ausbrüche vorkamen. Die Versammlung decretirte nichts destoweniger den Verkauf von 400 Millionen Staats- und Kirchengütern und am 12. Juli wurde die C i v i l-constitution der Geistlichkeit angenommen.

Es waren seit dem Aufstande vom 5. und 6. October zehn Monate vergangen und die Folgen machten sich bereits fühlbar. Das Chatelet begann die Untersuchung über diese Sache und der Herzog von Orleans wurde der Gegenstand der gehässigsten Beschuldigungen. Schändliche Schmähschriften überschwemnten täglich Paris. Da seine Sendung beendigt war, so wünschte der Herzog seinen Anklägern persönlich gegenüber zu treten. Er bat um seine Zurückberufung; da aber der Hof seinen Aufenthalt in London zu verlängern wünschte, glaubte er sich im Interesse seiner Ehre an die Nationalversammlung wenden und von derselben die Erlaubniß zur Rückkehr erbitten zu müssen, wobei er zugleich über sein Verhalten die bestimmteste Erklärung gab. Er schrieb deshalb an seinen Kanzler, Herrn von La Touche, nachstehenden Brief:

„London, den 3. Juli 1790.“

„Ich ersuche Sie, sobald als möglich in meinem Namen
 „der Nationalversammlung nachfolgende Thatfachen vorzu-
 „legen:

„Am 25. vor. Monats hatte ich die Ehre an den König

„zu schreiben, um Sr. Majestät anzuzeigen, daß ich mich an=
 „schicke, sofort nach Paris zurückzukehren. Mein Schreiben
 „mußte Herr von Montmorin am 29. desselben Monats zu=
 „kommen. Ich hatte demzufolge Abschied von dem Könige von
 „England genommen und meine Abreise auf heute, den 3. Juli,
 „Nachmittags festgesetzt. Diesen Morgen kam aber der fran=
 „zösische Gesandte zu mir und stellte mir einen Herrn vor, den
 „er Herr von Boinville, Adjutanten des Herrn von Lafayette,
 „nannte, welchen sein General am 29. an mich abgesandt habe.
 „Darauf sagte mir dieser Herr von Boinville in Gegenwart des
 „Gesandten, Herr von Lafayette beschwöre mich, nicht nach
 „Paris zu kommen. Unter mehreren andern Gründen, die meine
 „Aufmerksamkeit nicht in Anspruch genommen haben würden,
 „legte er mir auch einen wichtigeren vor, Unruhen, welche
 „Böswillige erregen würden, die sich dabei sicherlich meines
 „Namens bedienten. Der kurze Inhalt dieser Botschaft und dieser
 „Unterredung wird von dem Herrn französischen Gesandten in
 „einem Schreiben bescheinigt, dessen Original ich in den Händen
 „habe und dessen von mir unterzeichnete Abschrift hier beigelegt
 „ist. Ohne Zweifel dürfte ich die öffentliche Ruhe nicht leicht=
 „sinnig gefährden und ich entschloß mich also, alle weitem
 „Schritte einzustellen, indeß jedenfalls nur in der Hoffnung,
 „daß die Nationalversammlung bei dieser Gelegenheit das Be=
 „nehmen vorschreiben werde, das ich einzuhalten habe. Ich stütze
 „mich dabei auf folgende Gründe:

„Bei meiner Abreise nach London machte mir zuerst Herr
 „v. Lafayette im Namen des Königs den Antrag, die Sendung

„zu übernehmen, mit welcher Se. Majestät mich zu beauftragen
 „wünsche. Der Bericht über die Unterredung, die er darüber
 „mit mir hatte, ist in einer Darstellung meines Verhaltens ver=
 „zeichnet, die ich erst nach meiner Rückkehr nach Paris zu ver=
 „öffentlichen gedachte, die ich aber nach diesem neuen Vorfalle
 „sogleich herausgeben, so wie das Original im Bureau der Ver=
 „sammlung niederlegen werde. Man wird daraus ersehen, daß
 „unter den Gründen, welche Herr von Lafayette anführte, um
 „mich zur Annahme der Sendung zu vermögen, schon damals
 „einer der vorzüglichsten der war, daß meine Abreise den Bös=
 „willigen jeden Vorwand benehme, sich meines Namens zu
 „bedienen, um Ruhestörungen in Paris zu verursachen und daß
 „er, Herr von Lafayette, die Ruhe in der Hauptstadt leichter
 „würde erhalten können. Dieser Grund bestimmte mich vor=
 „zugsweise. Ich habe den Auftrag vollzogen und die Haupt=
 „stadt ist nicht ruhig geworden. Wenn die Anstifter der Un=
 „ruhen sich dabei meines Namens nicht bedienen konnten, so
 „scheuten sie sich dagegen nicht, ihn in zwanzig Schmähschriften
 „zu mißbrauchen, um Verdacht auf mich zu wälzen.

„Es ist endlich Zeit zu ermitteln, wer jene Böswilligen sind,
 „deren Pläne man zwar immer kennt, von denen man aber nie
 „eine Andeutung finden kann, die auf ihre Spur leitet, entweder
 „um sie zu bestrafen oder sie unschädlich zu machen. Es ist Zeit
 „zu ermitteln, warum mein Name mehr als ein anderer als
 „Vorwand zu Volksaufläufen dienen soll; es ist Zeit, daß man
 „mir dieses Phantom nicht länger vorhalte, ohne mir eine
 „Andeutung von seinem wirklichen Dasein zu geben.

„Bis dies geschieht, erkläre ich, daß ich seit dem 25. der
 „Meinung bin, mein Aufenthalt in England könne den Inter=
 „essen der Nation und dem Dienste des Königs nichts mehr
 „nützen, daß ich es demzufolge für meine Pflicht halte, mein
 „Amt als Volksvertreter in der Nationalversammlung wieder
 „zu übernehmen, wohin mich mein persönlicher Wunsch zieht;
 „daß die Zeit des 14. Juli, nach den Decreten der Versammlung,
 „mich noch gebieterischer dahin zu rufen scheint und daß ich bei
 „meinem ersten Entschlusse bleiben werde, wenn nicht die National=
 „versammlung etwas Anderes beschließt und mir diesen Beschluß
 „mittheilt. Ich setze hinzu, daß, wenn die Versammlung gegen
 „mein Erwarten meinen sollte, sie könnte über meinen Antrag
 „nicht berathen, ich glauben würde, daraus schließen zu müssen,
 „daß sie alles das, was mir durch Herrn von Boinville gesagt
 „worden ist, für nicht geschehen halte und daß also meinem
 „Wiedereintritte in die Versammlung, deren Mitglied zu sein
 „ich die Ehre habe, nichts entgegenstehe.

„Ich bitte Sie, diese Thatsachen, nachdem sie der National=
 „versammlung mitgetheilt worden sind, in der vorliegenden von
 „mir unterzeichneten Auseinandersetzung im Bureau niederzu=
 „legen und um die Berathung der Versammlung darüber
 „nachzusehen.

„Ich sende eine Abschrift dieses Schreibens durch Herrn
 „von Montmorin an Se. Maj. und an Herrn Lafayette.“

Der Herzog von Orleans kam nach dem Wunsche seiner
 Collegen nach Paris zurück und wiederholte in voller Ver=
 sammlung mündlich seinen Eid auf die Constitution. Am 14. Juli,
 Gesch. Ludw. Philipps.

dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, erschien er unter dem Abel bei der großartigen Feierlichkeit der *Fédération*, wo der Abbé von Talleyrand mit zweihundert Priestern in weißen Gewändern mit dreifarbigem Schärpen die Messe am Altare des Vaterlandes las. Auch der Herzog von Chartres wurde auf dem Marsfelde von dem Zurufe der Menge begrüßt.

Die Freude, welche jenes erhabene und großartige Fest erregt hatte, war leider! nur von kurzer Dauer und am Tage darauf trat jeder Haß und jede Leidenschaft von neuem an die Oberfläche des einen Augenblick ruhigen Stromes der Ereignisse. Die Untersuchung über die Urheber der Vorfälle am 5. und 6. October, die hauptsächlich gegen den Herzog v. Orleans gerichtet war, welcher bei seiner Rückkehr mit Jubel begrüßt worden war und dessen Entgegenkommen der Hof ungeschickter Weise zurückgewiesen hatte, kam zu dem Resultate, daß Grund vorhanden sei, den Prinzen und Mirabeau anzuklagen, — Mirabeau, den großen Redner, der, früher Zeuge des kurzen Triumphes Barnave's, von seinen spöttischen Lippen jene Worte hatte fallen lassen: „auch mich wollte man vor einigen Tagen im Triumph herumtragen und jetzt ruft man in den Straßen „den großen Verrath des Grafen von Mirabeau“ aus. Es bedurfte dieser Lehre für mich nicht, um zu wissen, daß es nur einen Schritt weit von dem Capitol zum trapejischen Felsen ist.“ Die Unverletzlichkeit der beiden Angeklagten machte eine besondere Genehmigung der Versammlung zur gerichtlichen Einschreitung nöthig und der Ernst der Lage veranlaßte eine neue Prüfung des Criminalverfahrens. Chabroud wurde mit

der Berichterstattung beauftragt. Der Hof hatte wohl gewünscht, daß Mirabeau seine Sache von der des Herzogs von Orleans trenne, dessen Verderben man wollte. Aber seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Der Berichtersteller stellte die albernen Beschuldigungen der Zeugen in ihrer Nichtigkeit dar und beseitigte auch ohne Schwierigkeit die Anklagen, welche das Uebelwollen auf den Herzog von Chartres zu wälzen versucht hatte. Er war in seinen Schlüssen wahr und beredt, denn er brachte die Verläumber in Verlegenheit, indem er den geheimen Zweck ihrer Pläne enthüllte. „Was bedeutet Alles dies?“ sprach er; „schlägt die Untersuchungsacten auf und seht, wie unbestimmt die schmählischen Andeutungen sind, wie man sich in Berichte hüllt, wie die Zeit- und Ortsangaben absichtlich verwirrt oder mit Schweigen übergangen werden, damit die ihrer Wirkung sichere Verläumbung in ihrer Beweglichkeit sich drehen und wenden und jeder Beleuchtung entgehen könne. Was bedeutet Alles dies? Man betrachte die Namen, welche ausgesprochen und aus der Liste der Freunde der Freiheit, unter den Mitgründern der Constitution ausgewählt sind, die den Bürgern theuern und den Feinden des Volkes verhassten Namen. Erkennt Ihr nicht, daß die Constitution das Ziel aller der Pfeile ist, die man im Geheimen scharft? Aeußert sich nicht die Wuth, die sie stürzen will, zuerst gegen die Nationalversammlung, deren Werk sie ist?“ Nachdem er sodann die Aussage des Herrn Frondeville vorgelesen hatte, setzte er hinzu: „hier verhüllt sich der Groll gegen die Constitution nicht; er liegt offen vor und wird ausgesprochen. Man will, daß die Annahme des Königs der Herr-

schaft der Umstände zur Last gelegt werde; man will, daß das Volk noch immer fürchte, in seinen neuen Gesezen nur ein Phantom auf unsicherem Grunde umarmt zu haben."

Mirabeau nahm das Wort, um sich zu vertheidigen, sagte wenig über den Herzog von Orleans und schloß mit dem zerschmetternden Ausfalle: „ja, das Geheimniß dieses teuflischen Gerichtsverfahrens ist endlich enthüllt; es steht ganz da (er deutete dabei auf die rechte Seite); es liegt im Interesse Derjenigen, aus deren Zeugenaussagen und Verläumdungen es zusammengewebt worden ist; es liegt in den Hilfsmitteln, die es den Feinden der Revolution geliefert hat; es liegt . . es liegt in den Herzen der Richter, so wie es bald durch die gerechteste und unversöhnlichste Rache in die Geschichte eingegraben werden wird."

Barnave schloß die Debatte mit einem Worte. „Es giebt“, sagte er, „keine andere Verschwörung als diese Anklage selbst.“ Dadurch wurde die Kugel offen und geschickt dahin zurückgeschickt, von wo sie kam. Die Versammlung erkannte die Bedeutung dieses Schlages und die beiden Beschuldigten wurden gegen die Anklage geschützt.

Viertes Kapitel.

Vorstellung des Herzogs von Chartres bei den Jacobinern. — Tagebuch über sein Thun und Denken. — Entlassung der Minister. — Fortsetzung des Tagebuchs. — Störung des guten Vernehmens zwischen der Herzogin von Orleans und Frau von Genlis. — Brief der Herzogin an ihren Gemahl. — Ursachen der Uneinigkeit in der Familie Orleans. — Flucht der Herzogin. — Frau von Genlis fordert ihre Entlassung als Erzieherin. — Ihre Rückkehr. — Resignation der Herzogin von Orleans. — Fortsetzung des Tagebuchs. — Fortschritte der Auswanderung. — Gesetze über die Staatsbeamten. — Das Volk greift das Gefängniß in Vincennes an. — Die Dolchritter. — Gesetz über die Auswanderung. — Mirabeaus Lob. — Entmuthigung des Hofes. — Der Herzog von Chartres geht zu seinem Regimente nach Vendome. — Fortsetzung des Tagebuchs. — Flucht des Königs und seiner Familie. — Neuer Schwur des Heeres. — Verhaftung der königl. Familie in Varennes. — Stand der Parteien zu jener Zeit. — Erklärung des Herzogs von Orleans. — Aufbruch auf dem Marsfelde. — Die beiden widerspenstigen Geistlichen, die der Herzog von Chartres rettet. — Fortsetzung des Tagebuchs. — Der Herzog von Chartres rettet einen Ertrinkenden. — Die Bürgerkrone von Vendome. — Der Herzog von Chartres reist nach Valenciennes ab. — Vorbereitungen der Ausgewanderten. — Erklärung von Pilnitz. — Revision der Constitution. — Der König nimmt die Constitution an. — Schluß der constituirenden Nationalversammlung.

Im Jahre 1789 bildeten einige Deputirte aus der Bretagne, aufgeklärte Freunde der Freiheit, eine Gesellschaft, um sich über die Interessen ihrer Provinz zu besprechen. Diese Gesellschaft, welche ursprünglich nur aus Stellvertretern des dritten Standes und Pfarrern aus der Bretagne bestand, hieß *Bretagne schere*

Club. In der Folge nahm er mehrere Abgeordnete der linken Seite auf und zählte unter seinen schon im Juli zahlreichen Mitgliedern Chapelier, Goupil von Prefelu, Lanjuinais, Sieyès, Barnave, die Lambeths u. s. w. Der Herzog v. Aiguillon war der Vorsitzende. Dieser Club, später unter dem Namen der Freunde der Constitution bekannt, prüfte im Voraus die Sachen, welche in der Nationalversammlung vorkommen sollten. Er hatte ein Bureau, eine Rednerbühne, ein officiellcs Journal und hielt seine Sitzungen täglich und öffentlich. Nach dem 6. October nahm er seinen Sitz in Paris und legte sich von dem Jacobinerkloster, seinem letzten Versammlungsorte, definitiv den Namen Club der Jacobiner bei. Um den furchtbaren Einfluß dieses Clubs zu schwächen, von welchem oftmals der Impuls ausging, der die Gesetzgeber leitete, hatte Lafayette im Einverständniß mit Bailly einen andern gegründet, welcher Anfangs der Club von Neunundachtzig und später der Feuillant's hieß. Aber dieser neue Club konnte der Ueberlegenheit des ersten, in welchem die Redner sich dem ganzen Feuer ihrer leidenschaftlichen Beredsamkeit überließen, die Wage nicht halten. „Die Gesellschaft der Freunde der Constitution“, sagt Ch. Bailleul, „war anfangs nur ein organisirter Widerstand gegen die Widersacher der Revolution von 1789. Der Angriff bestand und der Verein der Patrioten war also nur ein Mittel der Bertheidigung und des Schutzes. Sein Geist hatte in diesem Augenblicke nur Lobenswerthes; er war in seiner Entstehung rein gewesen und beabsichtigte eben so wenig die gesellschaftliche Ordnung in Frankreich zu zerstören, als die

auswärtigen Regierungen anzugreifen. Das Jacobinerthum hat so viele Epochen gehabt als die Meinungen Nüancen und die Revolution oder vielmehr der Kampf, welcher nach der Revolution folgte, Krisen."

Der Herzog von Chartres, der durch die warmen Debatten der Nationalversammlung tief ergriffen war, wollte sich ebenfalls als Redner versuchen. Er zählte damals siebenzehn Jahre und man hatte ihm einen eigenen Hausstand eingerichtet. Obwohl es ihm nun an Charakterfestigkeit, an Klugheit und für sein Alter ungewöhnlichen Kenntnissen nicht fehlte, so gebrach es ihm doch an Geschäftskentniß, die ihm nur die Uebung geben konnte. Er suchte deshalb mit der Erlaubniß seines Vaters um die Ehre nach, bei den Jacobinern aufgenommen zu werden und wurde durch Sillery vorgestellt. Nachdem er am 1. Novemb. 1790 aufgenommen war, bezeichnete er seinen Eintritt durch eine Rede, welche lebhaften Beifall fand und von den Zeitungen beifällig mitgetheilt wurde.

Hier beginnt nun eine Zeit, die durchaus nicht die uninteressanteste, in der Jugend des Herzogs von Chartres ist. Auf der großen Weltbühne sich selbst überlassen, wo die meisten von Schwindel ergriffen werden und die Klippen so zahlreich sind, sollte er allen ein bewundernswürdiges Beispiel geben, das eines Jünglings, der ohne Führer in seiner männlichen und religiösen Erziehung einen undurchdringlichen Schild gegen die Leidenschaften findet und die Freiheit nur benutzt, um seine Zeit zwischen dem Studium und der Erfüllung seiner Pflichten als Sohn und Bürger zu theilen. Ob er gleich nicht mehr unter

der Gewalt seiner Erzieherin stand, benutzte er doch noch immer den Unterricht derselben, dessen Wohlthaten er edel zu würdigen wußte, als er ihr mit dankerfülltem Herzen einen Ring mit der Inschrift bot: „Was wäre ich ohne Sie!“ — rührende und bescheidene Worte, welche für Frau von Genlis der süßeste Lohn für ihre Opfer und Mühen sein mußten.

Von seinem Eintritte in den Club der Jacobiner an führte der Herzog von Chartres regelmäßig ein Tagebuch über sein Denken und Thun. Diese Blätter zeugen von großer Natürlichkeit und Offenheit, sie verrathen so reine und ungeheuchelte Gesinnungen, daß wir sie oft anführen werden. So nachlässig im Styl auch diese Bemerkungen flüchtig und anspruchslos auf das Papier geworfen sind, so verdienen sie doch volle Beachtung. Abgesehen davon, daß sie einen getreuen Bericht über einige der dramatischen Episoden jener Zeit geben, die durch die Katastrophe von 1793 so schnell entwickelt wurden, stellt sich der ganze Mensch darin dar. Erinnert man sich des Ausspruchs Rousseaus: „die Gesichtsbildung zeigt sich nicht in den großen Zügen, noch der Charakter in den großen Handlungen; in den Kleinigkeiten vielmehr offenbart sich das Naturell“, — so wird man einsehen, von welcher Wichtigkeit die Mittheilung jenes Memorials ist, in welchem sich die Seele des jungen Prinzen wie in einem Spiegel zeigt. Lassen wir ihn also sprechen:

„3. November. — Ich bin diesen Vormittag in der Versammlung gewesen, heute Abend bei den Jacobinern; man hat mich zum Mitgliede des Präsentationscomité ernannt, welches die Vorgeslagenen zu prüfen hat.

„Chateauf, den 7. November. — Die Herren Gilbert, Vater und Sohn, haben heute hier zu Mittag gespeist; der 17½ Jahr alte Sohn ist sehr verständig und sehr liebenswürdig; obgleich seine Mutter und seine ganze Familie Aristokraten sind, ist er doch Patriot, was mir sein Herz gewonnen hat. . . Meine kleine Reise nach Chateauf ist beendet; wir reisen diesen Abend um 11 Uhr ab. Obgleich ich mich sehr gefreut habe, diese Zeit bei meiner Mutter und meinem Großvater zu verbringen, thut es mir doch leid, von allen Denen getrennt zu sein, unter welchen ich glücklicherweise so lange gelebt habe, namentlich von meiner Freundin (Frau von Genlis), die ich immer für meine zweite Mutter halten werde, und von meinem Bruder, den ich noch nie verlassen hatte. Ich habe bei dieser Reise wohl gefühlt, wie sehr Alles in Belle-Chasse mir theuer ist und wie schwer es mir werden würde, mich auf lange Zeit davon zu trennen.“

„9. November. — Ich war Abends bei den Jacobinern. Man hat mich zum Censor ernannt. (Das sind die, welche das Amt der Quisiers haben.) Ich habe auch erfahren, daß ich in die Deputation erwählt worden bin, welche den Entwurf über den Schwur im Ballhause in die Versammlung bringen soll.“

Nach diesem Plane sollte jene großartige Scene der Revolution in Kupfer gestochen werden.

„10. November. — Gestern früh ließ mich mein Vater rufen, empfing mich sehr gütig und gab mir 50 Louisd'or. Ich gab 10 davon meinem Bruder. . . Ich ging in die Versammlung.“

An diesem Tage beschäftigte die Sitzung eine wichtige An-

gelegenheit. Der allgemeine Haß, welchen die Minister erregten, hatte die Gemeinde veranlaßt, auf deren Entlassung anzutragen. Es wurde schnell eine Deputation erwählt, welche eine Adresse an die Nationalversammlung bringen sollte. Bailly, der aufgefodert wurde, sich an die Spitze dieser Deputation zu stellen, schlug es zweimal aus. Das wurde die Entstehung jenes übertriebenen Mißtrauens, dessen Gegenstand er war, das in der Folge einem unbarmherzigern und minder gerechten Gefühle wich und ihn auf das Schaffot führte.

Bailly mußte dennoch endlich nachgeben. Die Deputation der Gemeinde erschien in der Versammlung. Danton las die Adresse und dann verlangte Bonne-Carrère im Namen der Deputation die sofortige Entlassung der Minister, die verbrecherischer Intriguen beschuldigt waren und bestand zugleich darauf, daß man einen hohen Nationalgerichtshof oder irgend ein anderes Tribunal errichte, das über die Verbrechen gegen die Nation so wie über diejenigen zu erkennen habe, welche in der Verantwortlichkeit der Minister und der andern Agenten der vollziehenden Gewalt beruheten. Man ging zur Tagesordnung über und sprach aus, daß der König nicht werde umhin können, den Forderungen der Gemeinde gerecht zu werden. Der Schritt hatte dennoch Erfolg. Man verlangte zwar die Entlassung der Minister nicht, weil dies wie ein Eingriff in seine Rechte ausseh, aber sie baten um ihre Entlassung mit Ausnahme Montmorins, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten blieb. La Tourdu-Pin gab das Portefeuille des Kriegs an Duportail ab, den Lafayette bezeichnet hatte. Duport-du-Tertre wurde zum Siegel-

bewahrer ernannt. In der Sitzung vom 4. September hatte die Versammlung auf den Antrag Biauzats die Leitung der Staatscasse übernommen und Mecker, der so klug war, das Ende seiner Regierung vorauszusehen und von dem Schauplatze abzutreten, den so vieles Blut röthen sollte, erhielt keinen andern Nachfolger als den ersten Secretair du Fresne. La Luzerne, der Marineminister, hatte sich am 28. October zurückgezogen.

„Sitzung vom 11. — Herr Biauzat verlangte, daß man die vereinigten Militair- und Constitutionsausschüsse beauftrage, einen Entwurf zu einem Decrete über die Bildung einer Ehrenwache des Königs vorzulegen. Herr von Beauharnais wollte, daß der König nie in Person die Armee commandiren dürfe und trug auf die Ueberweisung dieses Antrages an die beiden schon ernannten Ausschüsse an. Herr Malouet widersetzte sich diesen beiden Anträgen heftig und Herr Alexander von Lameth sagte: „man will die Freunde der Freiheit immer als die Feinde des Königs darstellen. Die Schwarzen rufen: ja, ja, man hat Recht. Die linke Seite: nein, nein! Die wahren Freunde des Königs sind die, welche den sonstigen Priesterstand und alle Parlamente abschafften, diejenigen, welche die Nation von allen Tyrannen befreiten, unter denen sie so lange seufzte.“ Die linke Seite und alle Tribunen klatschten begeistert Beifall, ich that es auch. Herr von Cassigny-Zuigné, Abgeordneter des Departements Var und Herr von La Chèze, der neben ihm saß, verlangten von dem Präsidenten, daß er mich hinausbringen lasse, weil ich die Kühnheit gehabt zu klatschen. Der Präsident suchte die Achseln, ich fuhr in Beifallsäußerungen fort und nahm dann

eine Lognette, um zu sehen, wer die beiden Abgeordneten wären. Sie riefen: „weg mit der Lognette“, ich legte sie aber erst weg, als ich sie genau erkannt hatte.

„den 16. — Ich bin bei den Jacobinern gewesen, bat um das Wort und sagte, im vorigen Jahre habe man die Güte gehabt, mich vor dem festgesetzten Alter in die philantropische Gesellschaft aufzunehmen, diese Gesellschaft gebe jährlich 100,000 Francs aus, habe aber dieses Jahr nicht 100,000, sondern nur 50,000 zu ihrer Verfügung gehabt, weil sehr reiche Personen unter dem Vorwande zurückträten, die Revolution mache es ihnen unmöglich, jährlich vier Louisd'or zu geben. Das habe zwei Gründe, fuhr ich fort; den einen, um sagen zu können, die Revolution habe diese achtungswerthe Anstalt zerstört und den zweiten, um durch Verminderung der Einnahme der Gesellschaft die Zahl der Unterstügten zu verringern und Jeden, der zurückgewiesen werden muß, zum Feinde der Revolution zu machen und ihm zu sagen: die Revolution nimmt dir dein Brod. Ich sagte ferner, ich hielt es für eine würdige Aufgabe der Gesellschaft der Freunde der Constitution, die philantropische Gesellschaft zu unterstützen und forderte alle diejenigen, welche vier Louisd'or jährlich geben könnten, auf, sich aufnehmen zu lassen, die, welche es nicht im Stande wären, das zu geben, was sie ihrem Vermögen nach zu geben im Stande wären. Ich fand großen Beifall und auf den Antrag des Herrn Fahdel wurde beschlossen, der philantropischen Gesellschaft den Ertrag einer Sammlung für einen Unglücklichen, der ihn zurückgewiesen habe, zu übergeben.“

„Den 19. — Abends waren wir im „Brutus“. Man machte viele Anspielungen; als Brutus sagte:

„Ihr Götter, gebt mir lieber Lob als Slaverei!“
 erzitterte das Haus von dem Beifallsklatschen und Bravorufen und alle Hüte wurden geschwenkt. Es war prächtig. Ein anderer Vers schloß mit den Worten:

„Frei zu sein und ohne König!“

Auch da ließ sich Beifall hören (in den aber weder ich noch Diejenigen einstimmten, welche in der Loge waren). Man rief sogleich: „es lebe der König!“ Aber auf die Bemerkung, daß der ausschließliche Ruf „es lebe der König!“ nicht constitutionell sei, stimmte man den dreifachen Ruf an, der den patriotischen Ohren so lieblich klingt und das ganze Haus schrie: „es lebe die Nation, das Gesetz und der König! Es lebe die Freiheit!“ Man sah bei dieser Vorstellung klar die Ueberlegenheit der Patrioten über die Aristokraten. Drei oder vier wollten auch Anspielung beklatschen, aber man nöthigte sie zu schweigen.“

Das waren ausdrucksvolle und beunruhigende Symptome der Krisis, welche das Königthum bedrohte, Symptome, welche sich in allen Theilen des Staatsgebäudes zu oft wiederholten, als daß dem unglücklichen Ludwig XVI., dem seine Vorgänger leider! die Märtyrerkrone überlassen hatten, auch nur ein Schein von Hoffnung geblieben wäre. Auch machten die öffentlichen Blätter auf diese unablässigen Aeußerungen der Wünsche eines Volkes aufmerksam, das endlich müde war, sein Haupt unter das Joch des Despotismus zu beugen. „Brutus, der Vater der

rdmischen Freiheit“, sagte unter andern ein damaliger Schriftsteller, „erschien seit acht Tagen zweimal auf der Bühne und wurde von den Patrioten mit Begeisterung aufgenommen. Die Aristokraten zitterten, als sie die Grundsätze vernahmen, welche die Tyrannei zertrümmern und so alt sind als die Welt. Sie waren überrascht, daß Voltaire, ein Edelmann, 1730 staatsrechtliche Maximen mit einer 1789 würdigen Kraft habe aussprechen können“. (Revolutionen von Paris.)

Doch treten wir dem Herzog v. Chartres wiederum das Wort ab:

„25. — Ich war bei den Jacobinern und kam zuerst in dem Saale an; man trug mir auf, kurz den Inhalt einiger Briefe aus den Provinzen anzugeben, weil man nur Auszüge liest, wenn die Briefe nicht sehr interessant sind. Ein solcher Auszug (nicht von mir) war in den Worten abgefaßt: „ein Brief der Gesellschaft von Foix, der uns ein Exemplar einer Adresse an den König bringt, in welcher eine Thatsache gegen Herrn Lambert, den Generalcontroleur, bargestellt ist“. Man trug auf Vorlesung dieser Adresse an, die allerdings im Styl des alten Regimes verfaßt ist: „Ihre getreuen Untertanen werden selbst den letzten Tropfen ihres Blutes für Ihre geheiligte Person vergießen u.“ kommen in dieser Adresse vor, die nur durch Murren unterbrochen wurde, an dem ich keinen Antheil nahm. Man trug darauf an, darüber hinzugehen, was auch geschah. Ein Mitglied der Nationalversammlung, Abgeordneter von Foix, rechtfertigte Herrn Lambert und sagte, man müsse die Schreibweise seiner Landleute entschuldigen, weil sie so ent-

fernt von allem wären, daß der allgemeine Geist noch nicht bis zu ihnen gedrungen; aber sie liebten und segneten die Constitution. Auf meinen von Vielen unterstützten Antrag ging man zur Tagesordnung über."

„Den 27. — Gestern war ich in der Versammlung. Es waren außerordentlich viele Leute da. Herr Boitel berichtete über die Hindernisse, welche die Bischöfe, die Kapitel und ein Theil der Pfarrer der Ausführung der Decrete über die Civilconstitution der Geistlichkeit entgegensetzten, so wie über ihre Protestationen und Erklärungen. Er berichtete unter andern das Benehmen eines Pfarrers bei Veronne, der nicht nur das Volk aufreize, die Steuern zu verweigern, sondern dasselbe sogar auffordere, Diejenigen zu ermorden, die sie erheben wollten."

Bei Erzählung dieser verbrecherischen Intriguen wurde die Volkspartei so aufgebracht, daß sie sofort eine energische Maßregel dagegen vorschlug. Man weiß, daß nach diesem Decrete alle Staatsbeamten die neue Constitution beschwören sollten; da aber die Geistlichkeit durchaus einen Unterschied zwischen der politischen und geistlichen Constitution machen wollte, so war man darüber hingegangen. Diesmal beschloß die Versammlung, welche die Geduld verloren hatte, den Geistlichen streng den Eid aufzulegen. Sie verordnete es in derselben Sitzung (27. November) und fügte, ohne der Gewissensfreiheit zu nahe zu treten, hinzu, man würde den Geistlichen, die den Eid verweigerten, das Amt und den Gehalt entziehen. Nach der Sanction des Königs, die sehr ungern gegeben wurde, nöthigte die Versammlung die Geistlichen unter ihren Mitgliedern, in

ihrer Mitte mit dem Beispiele des Gehorsams voranzugehen. Es zeigte sich noch immer hartnäckiger Widerstand von Seiten der Geistlichkeit; Diejenigen, welche den Decreten Gehorsam leisteten, wurden durch den Papst in den Kirchenbann gethan und mit dem Namen „beeidigte Priester“ gebrandmarkt, während die andern als Widerspenstige sich nicht selten der Volkswuth ausgesetzt sahen.

Nehmen wir das Tagebuch des Prinzen wieder vor.

„3. December. — Herr Bonne-Carrère las den Entwurf eines Reglements vor, womit der Ausschuß durch die Gesellschaft beauftragt worden war. In einem Artikel hieß es, Niemand könne vor dem Alter von 21 Jahren aufgenommen werden, ganz besondere Fälle ausgenommen. Ich trug darauf an, daß das Alter auf 18 Jahre gesetzt werden sollte; mit dem 18ten Jahre sei man wohl im Stande, einer Verathung zu folgen und da die Gesellschaft keinen gesetzlichen Charakter habe, so müsse man sie gleichsam als eine Schule ansehen; deshalb sei es von großer Wichtigkeit, die jungen Leute frühzeitig aufzunehmen, weil die Schüchternheit derselben früher beseitigt werden würde und sie später die geheiligten Rechte der Nation auf der Rednerbühne der Nationalversammlung vertheidigen könnten. Man hielt indeß meine Gründe nicht für zureichend und verwarf meinen Antrag. Dann sagte ich, ich hätte ein Interesse dabei; mein Bruder wünschte sehr, ebenfalls aufgenommen zu werden und er werde durch einen solchen Beschluß zurückgewiesen. Herr Collot d'Herbois sagte mir darauf, daß schade nichts; wenn man eine Erziehung gehabt habe wie wir, gehöre man

zu den Ausnahmefällen. Ich dankte ihm und ging. Früh war ich im Hôtel-Dieu und verband.

„18. — Gestern war ich zum Diner im Palais Royal, wo sich die Damen La Charce und St. Simon, die Herren La Charce, v. Menou (der Spieler), v. Thiars, v. Berchensz ic. befanden. Man sprach nur vom Spiele und brachte einige Späße einer widerlichen Aristokratie vor.

„22. — Gestern war ich in der Versammlung. Man hatte vorgestern bestimmt, daß jeder der ehemaligen appanagirten Prinzen zur Entschädigung eine Appanagerente von 1 Million erhalten sollte, die unter allen seinen Kindern mit Ausnahme der Töchter zu vertheilen sei. Gestern bewilligte man jedem Bruder des Königs eine lebenslängliche Rente von 1 Million und meinem Vater 1 Million auf 20 Jahre, die zur Bezahlung seiner Gläubiger verwendet werden solle.

„24. — Gestern Abend war ich in dem Vorstellungsausschusse. Herr Carra sagte, man verbreite das Gerücht, daß man uns in die Luft sprengen und deshalb Pulver in den Keller aufhäufen wolle. Ich entgegnete, daß dies albern wäre und daß man es nicht wagen würde. Man verlangte, daß man die Keller untersuche und ich sagte, daß dem nichts entgegenstände, daß es aber nutzlos wäre. Man ernannte drei Commissäre, Fevelat, Carra und mich. Wir durchsuchten den Keller, wo wir viel Wein, aber sonst nichts Beunruhigendes fanden.

„2. Januar 1791. — Gestern früh war ich in den Tuileries in der Ordenstracht. Meinem Vater zu Folge ließ man
Gesch. Ludw. Philipps.

die aristokratische Liste der Prinzen, Pairs und Herzöge 2c. bei Seite und rief nach der Anciennetät auf, mit Ausnahme Monsteurs und des Herrn v. Artois. Monsieur nahm denselben Rang ein, als wenn er Prinz wäre. Der Cardinal v. Larocheaucault nahm den Rang des Cardinals in Anspruch und antwortete auf den Aufruf nicht. Die Königin sprach mit meinem Vater und mit meinem Bruder, sagte aber nichts zu mir. Ueberhaupt sprach Niemand mit mir, weder der König, noch Monsieur, noch sonst Jemand.

„5. — Gestern war ich in der Versammlung; man berieth sich über die Geschwornen. Duport wollte nicht, daß die Bestimmungen niedergeschrieben würden. Die Herren Robespierre und Goupil bestanden aber darauf; es kam zu keinem Beschlusse. Um 2 Uhr beschäftigte man sich mit dem Eide der Bischöfe und Pfarrer, die Mitglieder der Versammlung wären. Es wurde bestimmt, daß der Präsident (Herr Emery) sie auffordere; sie verweigerten es, den Eid zu leisten. Da wurde nach langen Debatten beschloffen, daß der Präsident sich hinter den König stecken sollte, um ihn zu bitten, das Decret über die Mitglieder der Versammlung, welche den Eid nicht geleistet hätten, zur Ausführung bringen zu lassen. Ich entfernte mich erst gegen halb fünf Uhr und ritt nach Belle-Chasse, um meiner Freundin die Nachricht zu bringen. Halb sechs Uhr befanden wir uns im Theater, wo man zum ersten Male den „gestürzten Despotismus“ von Harny aufführte. Es war das die dramatisirte Revolution, die Erstürmung der Bastille 2c. und das Stück gefiel ungemein. Man rief den Verfasser heraus und gab ihm

einen Kranz. Diesen Morgen war ich bei Herrn Harny; er besand sich aber nicht zu Hause.

„7. — Ich war wieder bei Herrn Harny und traf ihn endlich. Ich umarmte ihn und zeigte ihm, so sehr ich es vermochte, das Vergnügen, das mir sein Stück gewährt; mein Besuch schien ihn sehr zu erfreuen.

„8. — Gestern war ich in der Versammlung, — um sechs Uhr bei den Jacobinern. Herr von Noailles legte ein Werk über die Revolution von Joseph Tower als Antwort auf das des Herrn Burke vor, rühmte es sehr und trug darauf an, dasselbe durch mich übersetzen zu lassen. Dieser Antrag wurde mit großem Beifalle aufgenommen; ich nahm ihn an, äußerte aber auch, daß ich fürchte, ihren Ansprüchen nicht ganz genügen zu können. Ein Viertel nach sieben Uhr kam ich nach Hause. Abends sagte mir mein Vater, er wünsche es nicht . . . ich möchte mich Sonntags von den Jacobinern des Versprechens entbinden lassen; ich werde seinem Befehle Folge leisten.

„10. — Gestern Abend war ich bei den Jacobinern mit den Herren Sillery und Vaidel und ich sagte (auf Befehl meines Vaters), da ich nicht im Stande sei, ein Werk zu liefern, so würde ich nur die wörtliche Uebersetzung vornehmen, Herr Viehre dagegen sie durchsehen und seinen Namen darauf setzen. Man war damit zufrieden.

„8. Februar. — Gestern war ich einen Augenblick in der Versammlung, dann bei dem Herrn v. Rochambeau, um ihn zu fragen, was ich zu thun hätte, daß mein Regiment zu seiner Armee käme. Er antwortete mir, er würde Cavalerie von Du-

portail verlangen, da sie ihm fehle und ich brauche nur darauf anzutragen, nach Bethune gehen zu dürfen.

„9. — Gestern war ich in einem neuen Club, im Hôtel der Generalstaaten in der Straße Richelieu, der von mir gestiftet worden ist, um ein Reglement zu unterschreiben, durch welches man sich verpflichtet, keine Hazardspiele zu spielen. Von da ging ich zu Herrn Duportail, der mir nur antwortete, es würde schwer sein, doch würde er alles thun, was in seinen Kräften stehe.

„10. März. — Ich war bei den Jacobinern. Anfangs blieb ich eine Viertelstunde in der Brüdergesellschaft, dann ging ich hinauf. Man wollte den Bericht des Pfarrers von Issy-l'Éveque nicht an die Nationalversammlung bringen, und sagte, es sei eine Gerichtsbestimmung und die Versammlung könnte dies nicht aufheben. Merle trug indessen den Bericht der Gesellschaft vor und sagte dann, daß am 25. das Tribunal von Orleans sich mit dieser Sache beschäftigen würde. Ich verlangte darauf das Wort und sagte: es gebe ein Decret der Nationalversammlung, nach welchem das hohe Nationalgericht nur über die richten könne, gegen welche nach einer Erklärung der Nationalversammlung Grund zur Anklage vorliege; die Sache müßte deshalb an die Nationalversammlung gebracht werden, damit sie entscheide, ob die gegen den Pfarrer von Issy-l'Éveque vorgebrachten Beschuldigungen von der Art wären, daß sie dem Tribunal von Orleans zugewiesen würden oder den gewöhnlichen Gerichten und dann ob Grund zur Anklage vorliege. Herr Merle antwortete mir, dies sei nur für

die Zukunft bestimmt und könne auf schon anhängige Sachen nicht rückwirken. Ich entgegnete darauf, daß meiner Meinung nach der Gerichtshof von Orleans sehr große Gewalt habe, da er zuerst entscheiden solle, ob die Anklagen zu seiner Competenz gehörten, dann ob überhaupt Grund zur Anklage vorhanden, ob der Angeklagte schuldig wäre und welche Strafe er verdiene; die gesetzgebende Körperschaft habe zuerst zu entscheiden, ob Grund zur Anklage sei oder nicht und ich verlange deshalb, daß man ihr Bericht darüber erstatte. Die Gesellschaft beschloß, Herrn Merle aufzufordern, den Berichtsausschuß zu veranlassen, daß er ihn ermächtige, den Bericht der Versammlung vorzutragen.

„5. — Da wir bei dem jetzigen schönen Wetter unsere Ausflüge wieder beginnen wollen, so habe ich meiner Mutter angezeigt, daß ich nur zweimal in der Woche bei ihr zu Mittag speisen könne. Sie war damit einverstanden und sagte, was mir recht sei, sei ihr auch recht und sie glaube, daß ich so oft bei ihr speisen würde als es mir möglich sei, wünsche aber nicht, daß ich mir irgendwie Zwang anthue.

„2. April. — Gestern habe ich eine lange Unterredung mit meinem Vater und meiner Freundin gehabt; ich werde den Gegenstand derselben später aufschreiben.“

Diese Unterredung ist nicht niedergeschrieben oder wieder entfernt worden; sie bezog sich auf eine Reihe von Ereignissen, die wir erzählen müssen. Es handelt sich von der Uneinigkeit, die in der Familie Orleans bestand.

Die Herzogin von Orleans zeigte viele Jahre lang eine

große Zuneigung für die Erzieherin ihrer Kinder; plötzlich aber änderte sie ihr Benehmen gegen dieselbe. Sie war über die unbeschränkte Herrschaft erschrocken, welche die Frau von Genlis über ihre Zöglinge und den Herzog von Orleans erlangt hatte und verheimlichte ihren Groll nicht länger. Anfangs erwiderte sie das Entgegenkommen der Frau von Genlis mit kalter Höflichkeit und der Würde einer Mutter, die sich verletzt fühlt, ihrer natürlichen Rechte sich beraubt zu sehen. Endlich aber wurde ihr Haß so stark, daß sie ihn nicht mehr still im Herzen bewahren konnte, wo bis dahin nur Plag für die sanftesten Gefühle gewesen war, und ihn bei jeder Gelegenheit ausbrechen ließ. Gehorchte die Herzogin von Orleans dabei einem fremden Einflusse, wie es die Frau von Genlis in ihren „Denkwürdigkeiten“ zu verstehen giebt? Man darf es glauben; gewiß ist es aber, daß sie nicht im Stande war, ohne Prüfung ungerechter Eingenommenheit sich zu überlassen und daß ihre Klagen in einem gewissen Gesichtspunkte begründet gewesen zu sein scheinen. Eine lange Zeit hindurch bewies sie die größte Mäßigung, die größte Nachsicht; lange wendete sie alle Mittel an, welche ihre Tugend ihr andeutete, um die Liebe ihres Mannes wieder zu erlangen und die Erziehung ihrer Kinder selbst wieder zu erhalten. Im October 1790 schrieb sie in folgender Weise an den Herzog von Orleans:

„Sie haben Recht, lieber Freund, es ist besser, wir schreiben einander. Wenn man mit Jemandem, den man liebt, einen interessanten Gegenstand erörtert, setzt man sich der Gefahr aus, zu warm zu werden und ich fühle, daß dies unter uns

vermieden werden muß; denn es entschlüpfen dann Dinge, die in dem Augenblick wehe thun und auch später noch. Es würde mir sehr lieb sein, wenn ein Beschluß in Bezug auf die Frau von Sillery*) zu Stande kommen könnte und Sie zeigen eine nicht geringere Ungeduld; wir wollen also, werther Freund, darüber sprechen, um dann nie wieder darauf zurückzukommen, denn ich bedarf nicht bloß der Ruhe, sondern will auch die Wohlthaten genießen, die ich Ihnen verdanke. Sie haben schon viel für mein Glück gethan, indem Sie mir meine Kinder einige Male die Woche bewilligten; das werden glückliche Augenblicke sein, die ich Ihnen verdanke und die meinem Leben eine große Annehmlichkeit gewähren werden. Ich will auf die Vergangenheit nicht wieder zurückkommen, wie ich es Ihnen schon gesagt habe; die Beschwerden, die ich gegen die Frau von Sillery habe, sind da und können weder durch ihr Tagebuch noch durch etwas vernichtet werden, was sie etwa sagt; ich habe alles, was mir mißfiel, gesehen und gehört. Also nur die Zukunft kann mich veranlassen auf die Frau von Sillery zurückzukommen; sie vermag sich nicht zu rechtfertigen, wohl aber wieder gut zu machen und wenn ich sehe, daß ihr und meiner Kinder Benehmen von der Art ist, wie ich es zu erwarten und zu verlangen berechtigt bin, so werde ich gern die Veranlassung zur Klage vergessen, die sie mir gegeben hat. Frau von

*) Frau von Genlis hatte im Jahre 1785 den Namen von Sillery angenommen. Wir haben ihr den ersten gelassen, weil er allgemein bekannt ist.

Sillery hatte leztthin übele Laune und ich habe sie ertragen, aber am Tage darauf bewies sie eine Aufmerksamkeit gegen mich: sie schrieb mir einen Brief; ich ließ ihr durch meine Tochter danken und antwortete in einer Art, daß Sie damit ebenso zufrieden gewesen sind wie sie selbst; kurz ich werde mein Benehmen ganz nach dem ihrigen richten; können Sie mehr wünschen, werther Freund? Ich sage nicht, daß ich der Frau von Sillery meine Freundschaft und mein Vertrauen wieder schenken will; nachdem sie zu wiederholten Malen verletzt worden sind, kann ich unmöglich glauben, daß man einander bis zu einem gewissen Punkte wieder nahe zu kommen vermöge, aber Frau von Sillery darf auf jede Rücksicht und auf jeden möglichen Beweis von Aufmerksamkeit rechnen. Es wird mir sehr angenehm sein, wenn ich einer Person Achtung zu bezeugen vermag, die meine Kinder erzieht und es wird nicht meine Schuld sein, wenn es nicht geschieht. Sie müssen mit mir zufrieden sein, ich erwarte das von Ihrer Gerechtigkeit; aber noch einmal, werther Freund, wir wollen nicht mehr von der Art sprechen, wie ich Frau von Sillery beurtheile; ich kann es jetzt noch weniger als sonst, denn früher, als ich mich von ihr fern hielt, versuchten Sie es nicht, dieselbe zu rechtfertigen; Sie sagten nur, Sie hätten wesentliche Gründe, aus denen Sie an ihr hielten; ich freuete mich wenigstens des Gedankens, Ihnen ein Opfer zu bringen, das Sie würdigten; jetzt sagen Sie mir aber, die Frau von Sillery mache Sie glücklich und sie liebe mich. Ich gestehe Ihnen, daß solche Dinge mich umbringen, wie ich sie von Ihnen zu hören habe; entfernen wir

also, werther Freund, schnell alles, was unsere Ehe stören könnte und lassen Sie uns wie immer ungezwungen und unbesungen gegen einander sein; Sie wissen nur zu gut, daß Sie keine bessere Freundin als mich haben können, als daß ich es Ihnen zu wiederholen brauchte; ich hoffe aber auch, daß Sie es immer geglaubt haben und daß Niemand jemals das Vertrauen vernichten könne, das ich von Ihnen erwarten darf und das ich, ich wage es auszusprechen, immer verdient habe; es würde mir sehr leid thun, wenn ich glauben müßte, Sie könnten auch nur einen Augenblick vermuthen, daß ich mich geänbert haben könnte; diejenigen, welche Ihnen so etwas gesagt haben, hatten gewiß Gründe, eine Sache glaublich zu machen, welcher mein ganzes Verhalten widerspricht, denn es ist sicherlich während Ihrer Abwesenheit kein Tag vergangen, an welchem ich meine Anhänglichkeit an Sie nicht bewiesen hätte; aber man hatte vielleicht, wie Sie selbst sagten, die Absicht uns zu veruneinigen und zu trennen. Ich kann Ihnen mit Wahrheit sagen, daß Niemand versucht hat, mich von Ihnen zu entfernen. Ich weiß nicht, wie alle meine Freunde über Sie denken; so viel aber ist gewiß, daß Sie gegen mich sind, wie ich es wünschen kann; sie sind anhänglich, sie wissen, daß sie mich betrüben würden ohne etwas anderes zu erreichen, sie wissen, daß ich es für sehr unrecht halten würde, wenn sie leichtfertig von Ihnen sprächen; ihr Verhalten ist also, sie mögen Ihr Benehmen billigen oder nicht, gleichmäßig und untadelhaft. . . .

„Sie haben mir gesagt, daß Sie öfterer zu mir kommen würden; ich erinnere Sie daran, weil mir daran liegt, daß

Sie Ihr Versprechen nicht vergessen und weil ich Ihnen wiederholen möchte, daß Sie immer eine Ihnen zusagende Gesellschaft finden werden.

„Nach dem, was Sie mir, werther Freund, über die Bemerkung gesagt haben, die ich gegen meinen Sohn machte, glaube ich, daß ich vielleicht wohl thun würde, wenn ich ihm sagte, daß ich bei dem ersten Worte geschwiegen, sobald er mir Ihre Absicht mitgetheilt hätte. Ich habe meine Ansichten nicht geändert, wenn aber unsere Kinder glauben können, wir wären verschiedener Meinung, so wünsche ich wenigstens, daß dies keinen Einfluß auf ihr Benehmen haben möge; es würde sie in eine zu unangenehme Stellung bringen und ich ihnen in diesem Punkte gern mit dem Beispiele der Unterwerfung vorangehen.

„Der kleine vorhergehende Brief, den ich Ihnen mit allen andern übergeben zu können meinte, wird Ihnen, werther Freund, beweisen, daß ich in allen Dingen gern nachgebe, welche keinen wesentlichen Einfluß auf die künftige Existenz meines Sohnes haben; der Schritt aber, den er thun will, ist ein zu ernster, als daß ich ihm nicht noch immer Vorstellungen darüber machen sollte. Es ist eine Pflicht gegen Sie und ihn. Ich wiederhole es Ihnen, daß mir es gestern im Herzen wehgethan hat und gestehe Ihnen, daß ich eben so erstaunt als ergriffen war, Sie in eine Einrichtung dieser Art willigen zu sehen, ohne daß Sie mir ein Wort davon gesagt hatten. Ich gestehe Ihnen, daß ich hoffe, über das, was meinen Sohn betrifft, zu Rathe gezogen zu werden; geschieht dies nicht, so bin ich zu einer passiven Rolle verurtheilt (da ich zu rechtlich bin

und Sie zu sehr liebe, um dem Kinde merken zu lassen, daß ich das mißbillige, was Sie ihm gerathen oder was Sie genehmiget haben) und es könnten vielleicht traurige Folgen für das Eine oder Andere daraus hervorgehen.

„Diese meine Wichtigkeit würde ihm nicht sogleich auffallen; wenn er aber darüber nachdenkt, wird er endlich entweder mich für unbedeutend halten und weder Vertrauen noch Achtung zu mir haben, oder einsehen, daß mir meine Rechte entzogen worden sind und meine Unbedeutendheit erzwungen ist.

„In diesem Falle ihn mir wieder näher zu bringen, ihn aufklären zu wollen, würde ihn vielleicht ein wenig von Ihnen entfernen. Ich müßte dann dies wagen oder ihm mein Herz verschließen. Dieser Gedanke ist mir fürchterlich, peinlich, denn der eine wie der andere Uebelstand würde mich tief betrüben. Ich sage Ihnen dies im Allgemeinen über Alles, was sein Benehmen betreffen kann, denn über den bekannten Gegenstand muß er meine Ansicht kennen. Ich weiß es genau, daß mein Vater sagen und sagen lassen wird, ich sei verdrießlich darüber, daß mein Sohn zu den Jacobinern gehe und vielleicht verlangt er, daß ich ihm meine Meinung darüber sage, damit er mir einst keine Vorwürfe darüber machen könne, daß ich ihn nicht davon benachrichtiget. Sie haben, werther Freund, selbst zugestanden, daß es große Uebelstände habe; prüfen wir sie selbst und lassen Sie uns zusehen, ob sie von den Vortheilen abgewogen werden. Noch einmal, wenn die Jacobiner nur aus Deputirten beständen, würden sie weniger gefährlich sein, weil

ſie durch ihr Verhalten in der Nationalverſammlung bekannt wären und man meinen Sohn warnen könnte; wie aber kann man ihn aufmerkſam machen, bei einer Menge Leute auf ſeiner Gut zu ſein, welche da die Majorität haben und die Grundſätze eines jungen Mannes von ſiebzehn Jahren wohl verderben können? Wenn mein Sohn fünfundzwanzig Jahre alt wäre, würde ich, wie ich Ihnen ſchon ſagte, nicht beſorgt ſein, weil er dann ſelbſt prüfen und unterſcheiden könnte; aber unſinnig iſt es, ihn mit ſiebzehn Jahren in eine ſolche Geſellſchaft zu bringen und daß wir, ſeine Aeltern, ihn zu den Jacobinern ſchicken, um ſeine Erziehung zu vollenden, kommt mir und gewiß Jedermann unbegreiflich vor und würde mich es bedauern laſſen, ihn aus den Händen der Frau von Sillery genommen zu haben. Damit er ſprechen lerne, wollen Sie ihn durch alle Gefahren führen, und damit ich dieſen Vortheil ebenſo anſehen ſoll wie Sie, werther Freund, ſagen Sie mir, ein berühmter engliſcher Redner würde das nicht ſein was er iſt, wenn er nicht frühzeitig hätte ſprechen lernen. Ich antworte Ihnen darauf, daß er dieß wahrſcheinlich gelernt hat, weil er den Sitzungen des Parlamentes, den Miſſen, den Reden der Advokaten beiwohnte und daß mein Sohn daſſelbe lernen kann, ohne daß er zu den Jacobinern geht; er gehe in die Sitzungen der Nationalverſammlung oder der neuen Gerichtshöfe, ſobald ſie eingefezt ſind und er wird, wenn er nur einige Anlage hat, ebenſo ſprechen lernen, wie man es in England lernt.

„Und warum, werther Freund, wollen wir die neue Geſetzgebung nicht abwarten? Das iſt eine Verſchiebung von ei-

nigen Monaten und vielleicht säubert man dann die Jacobiner, wie schon die Rede gewesen ist."

Man sieht daraus, daß die politischen und religiösen Ansichten der Herzogin von Orleans denen ihres Gemahls völlig entgegengesetzt waren. Sie besaß die Vorurtheile ihres Standes, blieb wie ihr tugendhafter Vater, der Herzog von Penthièvre, die Freundin des Thrones und des Papstes und erschraf demnach vor der Richtung, welche die Erziehung ihrer Kinder erhielt. Wenn die Liebe dieser vortrefflichen Mutter darin nicht ganz aufgeklärt war, so erklärte ihre unveränderliche Treue für die Sache Ludwigs XVI. ihre übertriebene Besorgniß vor der Zukunft. Gleichwohl würde sie in ihrer Selbstverklügnung und Zurückhaltung vor dem Willen ihres Gemahls ihre Ideen den Grundsätzen der Freiheit geopfert haben, die man ihren Söhnen einprägte, wenn ihr Unwille keine begründetere Ursache gehabt hätte. Nachdem sie schon erklärt hatte, daß ihre Kinder gegen ihren Willen in den Händen der Frau von Genlis wären, glaubte sie mit Recht den Rücktritt derselben fordern zu können; sie hatte allerdings die Gewalt der Mutter und ihr Pflichtgefühl für sich; nichts desto weniger blieb die Frau von Genlis, da sie sich ihrer Herrschaft über den Herzog von Orleans bewußt war. Sie besaß Sinn für Intrigue, war abwechselnd nachgiebig und starrsinnig und wußte je nach den Umständen sich zu fügen oder ihren Willen durchzusetzen. Sie war dabei zu klug, als daß sie die Herzogin direct angegriffen hätte und begnügte sich nur das Gefährliche der Absichten derselben hervorzuheben. Widersetzte sich der

Herzog einigen ihrer Vorschläge mit Festigkeit, so gab sie anfangs nach, brachte ihn aber immer allmählig zuletzt zu ihrer Ansicht. Mit derselben Kunst hatte sie eine unwiderstehliche Herrschaft über das Gemüth ihrer Zöglinge erlangt, indem sie den Ideen J. J. Rousseaus darüber zu buchstäblich folgte; „Emil muß seine Aeltern ehren“, sagt er, „aber er darf nur mir gehorchen. Das ist meine erste und vielmehr einzige Bedingung und ich muß nur die hinzufügen, welche daraus folgt, daß man uns nämlich nie ohne unsere Einwilligung von einander trennt. Diese Clausel ist eine wesentliche und ich wünsche sogar, daß der Zögling und der Erzieher sich für so unzertrennlich halten, daß das Schicksal ihres Lebens immer ein gemeinsamer Gegenstand unter ihnen wäre. Sobald sie in der Ferne ihre Trennung sehen, sobald sie den Augenblick voraussehen, der sie einander fremd machen soll, sind sie es schon; jeder bildet sich sein kleines System für sich, beide beschäftigen sich mit der Zeit, in welcher sie nicht mehr beisammen sein werden und bleiben nur ungern zusammen. Wenn sie sich einander aber so ansehen, als sollten sie ihr ganzes Leben mit einander verbringen, so liegt ihnen alles daran, einander zu lieben und sie werden einander schon dadurch werth. Der Zögling schämt sich nicht, in seiner Kindheit dem Freunde zu folgen, den er haben soll, wenn er groß ist; der Erzieher seinerseits findet ein Interesse an der Sorge, deren Frucht er pflücken soll und alles Verdienst, das er seinem Zöglinge gibt, ist ein Fonds, den er für seine alten Tage anlegt.“ Frau von Genlis findet diese Grundsätze allerdings richtig, behauptet aber sie nicht be-

folgt zu haben. Man kann nicht daran zweifeln, daß sie im Verlaufe der Erziehung nicht aufgehört habe, ihren Zöglingen Liebe zu den Aeltern einzuprägen; es ist aber nichts desto weniger wahr, daß sie der Hauptgegenstand der Liebe derselben geworden war und trotz des übergroßen Zartgefühls, mit dem sie sich schmückt, hatte die Uebertreibung ihrer Hingebung für sie die Geseze der Natur so umgekehrt, daß sie in ihrer Freundin eine Mutter, und in ihrer Mutter eine Freundin sahen. Der ehrerbietige Gehorsam gehörte der Herzogin von Orleans, die innige Liebe aber und die zärtliche Zuverlässigkeit der Erzieherin. So schrieb der Herzog von Chartres einst an die letztere: „was ich in der Welt am meisten liebe, ist die neue Constitution und Sie.“

Und welche Sanftmuth, welchen Muth zeigte gleichwohl die unglückliche Mutter in der Abgeschiedenheit, zu der man sie verurtheilte! Sie beklagte sich, aber ohne Jorn und fügte dem edelsten Verzeihen Wohlthaten hinzu. Endlich kündigte sie an, daß sie abreisen würde. Bei der Nachricht davon bot der Herzog von Orleans alles auf, um die Verstimmung seiner Gemahlin zu beseitigen; seine Vorstellungen und die Bitten des Herzogs von Chartres scheiterten an der Festigkeit der Herzogin, die plötzlich Paris verließ, um sich nach Eu zu ihrem Vater zu flüchten. Die Frau von Chastellux, die Ehrendame der Herzogin von Orleans, die sie auf der Flucht begleitet hatte, empfing von dem erzürnten Herzoge die Weisung, im Palais Royal ferner nicht zu erscheinen. Die Herzogin antwortete darauf durch eine Scheidungsklage, welche auf die Verschiedenheit der

politischen und religiösen Meinungen, auf die Vergeudung des Vermögens durch ihren Gemahl und auf ihren großen Widerwillen gegen die Frau v. Genlis gegründet war. Dies half und am 26. April um acht Uhr früh entfernte sich die Erzieherin von Belle-Échaffe. Diese Abreise erfüllte ihre Jüngerlinge mit tiefer Trauer, namentlich die Prinzessin Abelaide, die so ernstlich krank wurde, daß die Rückkehr der Erzieherin nicht zu umgehen war. Die Herzogin v. Orleans betrubte sich zwar sehr darüber, daß eine Fremde den ersten Platz in dem Herzen ihrer Kinder einnahm, unterdrückte aber aus Liebe zu denselben ihren Unwillen und die Frau von Genlis wurde zurückgerufen. So war die Folge dieser langen und bedauerlichen Spannung, in welcher die Rechte der Gattin und Mutter dem Einflusse einer mit Geschick herrschsüchtigen Frau geopfert zu werden schienen, eine noch größere Befestigung der Macht der Letztern. Um sich den Gefahren eines neuen Kampfes zu entziehen, bat nun die Frau von Genlis den Herzog von Orleans um die Erlaubniß, eine Reise in England machen zu dürfen; es war dies ein Plan, den sie schon längst hegte und dessen Ausführung nur durch die Reise des Herzogs verhindert worden war. Diesmal hatte ihre Bitte besseren Erfolg und sie reiste am 11. October 1791 mit der Prinzessin Abelaide ab. Die Herzogin, die keinen anderen Trost mehr hatte, als Briefe mit ihrer Tochter zu wechseln, zeigte in ihren Herzensergießungen die Ruhe der Kraft und die Würde des Unglücks. Diese Seelengröße machte denn auch auf ihre Feindin Eindruck, die eines Tages von Bath aus an den Herzog von Orleans schrieb: „die Prinzessin hat wiederum

einen Brief von ihr erhalten, — aber keinen Vorwurf, kein bitteres Wort; das Schreiben ist nicht dictirt und voll Trauer und Liebe!“

Die Prinzessin Abelaide war kaum in der Genesung begriffen, als der Herzog von Chartres folgende charakteristische Zeilen, in denen man Spuren von der Lectüre der „Geständnisse“ von J. J. Rousseau findet, in sein Tagebuch schrieb:

„22. Mai 1791. — Das Unglück, das wir seit 6 Wochen erfahren haben, die Pflege, die ich meiner armen Schwester widmete, meine Beschäftigungen, meine Einrichtung in meiner neuen Wohnung &c. haben mich genöthigt, dieses Tagebuch zu unterbrechen. Ich will es wieder fortsetzen und darin Rechnung von allen meinen Handlungen und selbst allen meinen Gefühlen ablegen. Wenn man dasselbe liest, wird man in meinem Herzen lesen; es soll nichts darin übergangen werden, weder Gutes noch Böses. Seit einem Jahre etwa führt mich meine Jugend in fast ununterbrochene Kämpfe; ich leide viel, aber dieser Schmerz hat nichts Bitteres, im Gegentheil, er läßt mich eine glückliche Zukunft ahnen. Ich denke an das Glück, das ich genießen werde, wenn ich eine liebenswürdige und schöne Frau habe, die mir ein rechtliches Mittel gewährt, jene glühenden Wünsche zu befriedigen, die in mir brennen. Ich fühle wohl, daß diese Zeit noch sehr entfernt ist, aber sie wird doch einmal kommen. Das erhält mich aufrecht, sonst würde ich unterliegen und mich in alle Ausschweifungen der jungen Leute stürzen. Ach meine Mutter! (Frau von Genlis) wie danke ich es Ihnen, daß Sie mich vor allen jenen Nebeln bewahrt haben, indem

Sie mir Gefühle der Religion einflößten, die meine Stärke sind; hätte ich nicht die feste Ueberzeugung von einem zukünftigen zweiten Leben und wüßte ich nicht, daß ein Vergehen dieser Art von meiner Seite ein Dolchstich sein würde, ich“

Welche Kraft, welcher Edelmuth in diesen unvollendeten Zeilen! Aber warum verbindet sich darin die Liebe des Sohnes nicht mit der Dankbarkeit des Zöglings? Der Name einer verehrungswürdigen Mutter würde wie ein heller Strahl dieses liebliche Bild erhellt haben, welches den Ausdruck des Verfassers „Emils“ rechtfertigt: „die Moral erhebt den Menschen zur Tugend.“ — Gibt es etwas Rührenderes, sagt ein Schriftsteller, als den Ausdruck der ersten Regungen eines gefühlvollen Herzens, das sich der Glut der Liebe in den schönen Tagen der Jugend öffnet, welche noch die der Unschuld sind? Dieselbe Lage und dieselbe Naivetät finden sich in dem reizenden Hirtengebichte „Daphnis und Chloë“, aber darin fehlt, was die natürliche Erziehung jener Hirten nicht geben konnte und was dagegen die Frucht der christlichen und philosophischen Erziehung war, welche der Verfasser des „Tagebuchs“ erhalten hatte: das Moralische, das aus der Unterdrückung jener stürmischen Regungen und aus dem Aufopfern der Leidenschaft für die Pflicht hervorgeht. Auch die „Geloise“ Rousseaus enthält ähnliche Bilder, die mit den Farben eines großen Malers ausgeführt sind, leider aber durch die Hinopferung der Tugend für die Leidenschaft getrübt werden, welches Opfer vor der Rückkehr von der Leidenschaft zu der Pflicht vollbracht wird, die der moralische Zweck jenes sonst bewundernswürdigen Romans ist. Nur der Verfasser von Paul

und Virginie sollte ein gleiches Bild ohne Flecken schaffen. Nachdem er den Zustand der beiden verlassenen Freundinnen geschildert hat, die einander durch ihre gegenseitige Freundschaft und durch den Anblick ihrer liebenswürdigen Kinder trösten, sagt er: „alles war unter ihnen gemeinschaftlich. Wenn eine ehemalige Glatte, die stärker ist als Freundschaft, in ihrem Herzen erwachte, leitete sie eine reine Religion, unterstützt von keuschen Sitten, nach einem andern Leben hin, gleich wie die Flamme nach dem Himmel emporsteigt, wenn sie keine Nahrung auf der Erde mehr findet.“

Zu Ende des Jahres 1790 wanderten die Adligen noch in Menge aus, da sie hofften, mit Hilfe fremder Waffen den Strom der Revolution leicht aufzuhalten und Frankreich von neuem unter ihr despotisches Joch beugen zu können. Ihre Verblendung in dieser Hinsicht war unbegrenzt, namentlich seit sie gesehen, wie Oesterreich in wenigen Tagen den Aufstand in Belgien unterdrückt hatte. „Ein solches Ende wird auch die französische Revolution nehmen“, sprachen sie; „der Absatz eines österreichischen Generals zertritt alle die großen Aussprüche der Erklärung der Menschenrechte.“ „Diese Prahlerei“, setzt Lacretelle hinzu, „gab Veranlassung zu einem lächerlichen Sprichworte. Sobald ein zerschmetterndes Decret der Nationalversammlung erschien, sagten die Royalisten: „wir appelliren an den Stiefelabsatz des österreichischen Generals!“ Die Auswanderung, die sich anfangs nach Turin gewendet hatte, richtete sich nach Worms und Coblenz. „Nicht wenig“, erzählt der Graf von Las Cases, „wurde sie dadurch vermehrt, daß die

Leiter der Revolution insgeheim dazu drängten, während sie öffentlich dagegen sprachen; sie declamirten allerdings auf der Rednerbühne dagegen, hielten aber sorgsam alle Ausgänge offen. Ließ der Eifer nach, so wurden die Declamationen heftiger und man entschloß sich, die Thore streng zu schließen. Da geriethen die Zurückgebliebenen in Verzweiflung darüber, daß sie die günstige Zeit nicht benutzt hätten, aber zufällig oder aus Unachtsamkeit öffneten sich die Thore von neuem und man eilte hinaus, um nicht wieder die Gelegenheit zu versäumen. Durch dieses geschickte Manöver gelang es der Versammlung, ihren Freunden behülflich zu sein, daß sie sich selbst in den Abgrund stürzten.

„Die Starcken der Partei waren gleich im Anfange der Meinung gewesen, daß sie eine solche Maßregel von den heterogenen Theilen befreien würde, die ihren Gang hemmten und daß die Güter aller dieser freiwilligen Verbannten ihnen unberechenbare Hülfsmittel sicherten. Die Officiere glaubten Wunder zu thun, wenn sie sich in der Stille von ihren Regimentern entfernten, während die Wähler ihrerseits die Soldaten aufwiegelten, um jene dazu zu zwingen. Sie befreiten sich dadurch von Feinden, die ihnen hinderlich waren und schufen sich dagegen in den Unterofficieren eifrige Mitwirker, welche Helden in der Nationalsache wurden.“

Coblenz, das gewissermaßen der Mittelpunkt der Auswanderung und ein Intriguenheerd wurde, zog endlich ernstlich die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich und man dachte daran, ein Gesetz zu schaffen, das die Staatsbeamten nöthige,

bei Strafe der Entsetzung am Orte ihres Amtes sich aufzuhalten. Der König, der zuerst diesem Decrete unterworfen war, sollte sich während der Session nicht von dem gesetzgebenden Körper entfernen, noch zu irgend einer Zeit das Königreich verlassen. Der Constitutionsauschuß erhielt überdies den Auftrag, ein Gesetz über die Auswanderung vorzulegen. Unterdessen trieben das Volk dieselben Ursachen, welche es gegen die Bastille geführt hatten, zu dem Kerker zu Vincennes, den man für die Gefangenen vorrichtete, mit denen die Gefängnisse von Paris überfüllt waren (28. Febr. 1791). Aufwiegler reizten die Volkswuth, indem sie das Gerücht verbreiteten, daß die neu eingerichteten Gemächer den Herzog von Orleans, den Herzog von Chartres und die aufrichtigsten Patrioten aufnehmen sollten. Lafayette eilte zu rechter Zeit hinzu und zerstreute den durch Santerre geleiteten Auflauf; von da begab er sich schnell nach den Tuilerien, um die Ordnung herzustellen, welche durch einige hundert gewöhnliche Besucher des Schlosses gestört war, die man die Dolchritter nannte, weil man Dolche bei ihnen fand.

Das Gesetz über die Auswanderung wurde durch Chapelier bald vorgelegt aber vertagt, nachdem es Mirabeau eine Gelegenheit gegeben hatte, die Zaubermacht seiner Rede auf Alle wirken zu lassen, die Bewunderung seiner Freunde zu erregen und seinen Feinden zu imponiren. Es waren dies seine letzten Triumphe, denn sein Ende nahte. Erschöpft durch Ausschweifungen aller Art erschien der berühmte Redner noch ein Mal auf der Tribune und starb am 2. April im höchsten Glanze

seines Ruhmes, bedauert von allen Parteien, die sein gewaltiger Geist beherrschte und mit fortrieb.

Die Arbeiten der Versammlung wurden ausgesetzt; es fand eine allgemeine Trauer statt und Mirabeau, den man prachtvoll bestattete, war der erste, welcher neben Descartes in der Kirche der heil. Genovefa beigesetzt wurde, die man auf den Antrag Pastoret's in ein Pantheon mit der Aufschrift umwandelte, welche später unter Ludwig XVIII. weggenommen, durch die Juliregierung aber wieder hergestellt wurde:

Den großen Männern das dankbare Vaterland.

Der Tod Mirabeaus entmuthigte den Hof und die königl. Familie, welche bis dahin unentschlossen gewesen war, ob sie fliehen solle, bereitete sich im Stillen dazu vor. Unterdeß bedroheten die auswärtigen Mächte auf die Aufforderung der Ausgewanderten Frankreich mit einem Einfall. Die Nationalversammlung mußte in den Minister Duportail bringen, daß er die Armee und die Vertheidigung der Grenzen vervollständige. Dem zufolge und um einem Decrete zu gehorchen, welches allen Obersten und Regimentsinhabern befahl, sich zu ihren Regimentern zu begeben, reiste der Herzog von Chartres am 14. Juni nach Vendome ab, wo sich das 14. Dragonerregiment, genannt Dragoner Chartres, befand.

Wir lesen in seinem Tagebuche:

„Vendome, 15. Juni 1791. — Gestern bin ich halb zwölf Uhr mit Pieyre von Paris abgereist. Ich mußte noch einmal von meinem lieben Belle-Chasse Abschied nehmen und in Maintenon die Wasserleitungen sehen; die Arcaden sind in sehr schönen

Verhältnissen; es giebt ungefähr fünfundvierzig; ihre Höhe ist mir nicht genau bekannt. Ludwig XV. ließ sie einstürzen, indem er alle behauenen Steine herausnehmen und davon das Schloß Gressy für die Frau von Pompadour bauen ließ. Die Wasserleitung wurde für eine Frau gebaut und wegen einer Frau zerstört. Ich sah die Kathedrale von Chartres; sie ist vollendet und sehr schön; die Gruppe der Himmelfahrt erschien mir besser, als ich sie das letzte Mal auf der Rückkehr aus der Bretagne sah; sie ist von Brideau und aus einem einzigen Marmorblocke. Ich kam hier ein Viertel auf drei Uhr an. Einige Zeit darauf erschien Herr Lagondie, der erste Oberstlieutenant und bald darauf fanden sich die Officiere ein. Ihr Empfang war kalt, der Oberstlieutenant benahm sich gut.

„16. um 8 Uhr. — Diesen Morgen stand ich drei Viertel auf fünf Uhr auf; um sechs Uhr war ich mit den Oberstlieutenants in allen Ställen gewesen. Ich schrieb an meinen Vater und richtete mich ein. Ein Viertel auf elf Uhr kam Herr von Lagondie; um elf Uhr begab ich mich mit auf den Marktplatz; die Officiere bildeten einen Kreis und Herr von Lagondie zeigte den Officieren, Unterofficieren und Dragonern an, daß sie mich als ihren Obersten anzuerkennen hätten; dann brachte man die Standarten und die Regimentscasse zu mir. Ich besuchte den Präsidenten und den Districtsprocurator, den Maire, den Stadtprocurator, den Commandanten der Nationalgarde, den Präsidenten des Gerichtshofes und den königl. Commissar. Nachdem ich wieder nach Hause gekommen war, schrieb ich in dieses Tagebuch und begab mich zu den Freunden der Consti-

tution, wo ich mit großem Applaus empfangen wurde. Der Präsident richtete eine Rede an mich über das Beispiel, das ich gäbe und über die Freude der Gesellschaft, mich unter ihren Mitgliedern sitzen zu sehen. Ich antwortete (ich war nicht vorbereitet), daß ich alles thun würde, was von mir abhinge, um die freundliche Aufnahme zu rechtfertigen, die ich in der Gesellschaft gefunden, daß mein ganzes Leben dem Dienste meines Vaterlandes gewidmet sein sollte und daß ich hoffte, das 14. Regiment, das ich zu führen die Ehre hätte, würde immer in dem blühenden Zustande sein, in welchem ich es gefunden und ein Beispiel der Subordination, der Disciplin und der Vaterlandsliebe geben. Ein Viertel auf acht Uhr kam ich nach Hause, schrieb an meine Mutter und meine Freundin und verrichtete mein Gebet.

„17. — Ich war diesen Morgen in den Ställen, wo sich kein Officier befand, obgleich immer einer da sein soll. Die Dragoner empfingen mich sehr freundlich; ich fühle große Zuneigung für dieses Regiment und liebe es bereits sehr. Abends schrieb ich an meine Freundin. Ich erhielt den Besuch des Maire, den ich ersuchte, in allem, was die öffentliche Ruhe betreffen könnte und in allen Verhältnissen des Regiments zu der Stadtbehörde sich direkt an mich zu wenden.

„18. — Diesen Morgen um sechs Uhr in den Ställen; alle Officiere waren auf ihren Posten.

„18. — Ich war bei den Freunden der Constitution; die Vorstehenden fehlten; man ernannte mich zum interimistischen Präsidenten und ich sträubte mich sehr; ich sagte, ich könnte

nicht lange bleiben, ich hätte Briefe zu schreiben, alles umsonst; ich mußte den Vorsth übernehmen und that es.

„20. — Diesen Morgen um sechs Uhr in den Ställen; der Regen strömte vom Himmel. Als ich aus den Ställen Maflins trat, begegnete ich Herrn von Lagondie, der zu mir sagte: „Sie gehen bei so schlechtem Wetter in die Ställe?“ — „Wenn ich eine Pflicht zu erfüllen habe, hält mich nichts zurück.“ — „Es würde besser sein, wenn die Dragoner Sie seltener sähen.“ — „Ich sehe keinen Grund dazu.“ — „Es ist sehr gefährlich, wenn die Dragoner die Furcht verlieren, welche ihnen Ihr blaues Band und der Gedanke einflößen, daß Sie ein Bourbon sind.“ — „Weit entfernt es für gefährlich zu halten, daß die Dragoner die von Ihnen erwähnte Furcht verlieren, wünsche ich vielmehr, daß meine Person Achtung finde, nicht aber diese Nichtigkeiten.“ — „Mit denselben leitet man aber die Menschen und wenn es mir gestattet wäre, Ihnen einen Rath über den Club zu geben, so würde ich sagen, daß ich an Ihrer Stelle den Platz nicht abgelehnt haben würde, den man Ihnen anweisen wollte, denn ich halte es für sehr gefährlich, daß Sie auf einer und derselben Bank mit einem Dragoner sitzen; dies gewöhnt ihn daran, Sie für Seinesgleichen anzusehen.“ — „Ich würde diesen Stuhl lieber gegessen als irgend eine Auszeichnung angenommen haben; ich verabscheue sie und werde niemals glauben, daß sie zur Disciplin eines Regimentes nothwendig gehören. Ich erkläre Ihnen, daß ich Denjenigen, welcher sein Leben in den Vorzimmern verbringt, um ein blaues Band zu erhalten, ebenso sehr verachte, als ich einen alten Soldaten hochschätze,

der das Zeichen der Dienste trägt, die er dem Vaterlande erwiesen hat. Das ist meine Meinung von den Ehrenauszeichnungen; Sie haben die Ihrige; ich kann die meinige nicht ändern; sprechen wir also von etwas Anderem.“ — „Ich habe Ihnen nur noch eine einzige Bemerkung zu machen, daß nämlich der Untergebene es oft überdrüssig wird und es langweilig findet, das Gesicht seines Vorgesetzten immer zu sehen und daß, wenn Sie alle Tage in die Ställe gehen, Sie den Dragonern werden lästig und unangenehm werden.“ — „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Sie werden mir aber erlauben zu glauben, daß ich mich den Dragonern nicht unangenehm mache, wenn ich Eifer und Fleiß in der Erfüllung meiner Pflicht zeige und immer der Erste auf meinem Posten bin. Wenn es aber auch wirklich der Fall wäre, so würde es mich doch nicht hindern, meine Pflicht zu erfüllen; man könnte mich mit Recht der Schwachheit beschuldigen, wenn ich einer solchen Rücksicht nachgäbe.“ — Ich war dann in der Reitbahn, schrieb und forderte die Rechnungen Boulangers und Levels, die ich nach Paris zurückschickte, weil sie nicht die Ordnung und Sorgsamkeit besitzen, welche ich verlange.“

Wir haben gesagt, daß die königl. Familie nach dem Rathe Breteuils zur Flucht entschlossen war; man hatte die Vorbereitungen für den 20. Juni getroffen, ein Umstand verschob aber die Ausführung bis zum 21. Der Bruder des Königs und dessen Gemahlin reisten auf einer andern Straße ab als der König mit der Königin, dem Dauphin und Mad. Elisabeth. Die Nachricht von der Flucht verbreitete sich schnell und es

wurden von der Versammlung Maßregeln zum Anhalten des Königs und von Lafayette zum Schutze der Rückkehr getroffen. Das Volk, das vom Staunen zur Wuth überging, stürzte nach den Tuilerien, zerschlug überall die Büsten Ludwigs XVI. und löschte überall seinen Namen aus. Das Palais Royal hieß von nun an Palais Orleans. In der Abwesenheit des Königs berief die Versammlung, die am 21. um neun Uhr früh sich versammelt hatte, die Minister, bemächtigte sich der vollziehenden Gewalt und decretirte, daß dieselben nur von ihr allein Befehle zu erhalten hätten und daß die Grenzen in Vertheidigungszustand gesetzt werden sollten, denn man fing an, sich vor dem Gedanken an einen Kampf mit den auswärtigen Heeren weniger zu fürchten. Die eifrigsten Patrioten hofften auf eine Republik und jene kriegerische Begeisterung, welche bald Wunder bewirken sollte, erweckte bereits in allen Herzen Gefühle des Ruhmes. Man konnte diese edelsinnigen Aeußerungen in derselben Sitzung bemerken, in welcher Rochambeau, Crillon der Aeltere, Montesquiou, Miguillon, Trach, Custine u. s. w. schwuren, dem Vaterlande mit Eifer und Treue zu dienen. Latour-Maubourg machte den Antrag, die Eidesformel des Heeres umzuändern. „Ich schließe mich“, rief Charles Lameth aus, „denjenigen meiner Kollegen an, welche die Ehre haben, Regimenter der Nation zu befehligen und schwöre, für das Vaterland und die Constitution zu sterben. Ich unterstütze die von Maubourg vorgeschlagene Maßregel und füge nur ein Wort hinzu: es sind Officiere in andern Graden als dem eines Obersten zugegen und ich bitte die Versammlung zu entscheiden, welche Meinung man von

denen haben soll, welche schweigen, denn zurückgehen kann man nicht; entweder man liebt die Nation und die Constitution und dann muß man es sagen, oder man ist gegen die eine und verräth die andere und das muß man auch wissen. In dem jezigen Augenblicke muß man entschieden sein; wir können morgen den Feind auf dem Halse haben. Ich verlange also, daß diejenigen, welche binnen vierundzwanzig Stunden ihren Eid nicht geleistet haben, ihrer Stellen enthoben werden.“ Die Eidesformel wurde wirklich in der Nacht entworfen und am andern Tage decretirt. Alle Staatsbeamte, alle Mitglieder der Versammlung leisteten den Eid sofort; dann schickte man, dem Decrete zu Folge, Commissarien in die Grenzdepartements, um den Truppen und Officieren den Eid abnehmen zu lassen.

Der König, welcher durch den Sohn eines Postmeisters erkannt und in Varennes angehalten worden war, mußte den Weg nach Paris zurück einschlagen. Seine Verhaftung verbreitete Freude unter dem Volke. Drei Commissare, Barnave, Latour-Maubourg und Petion, erhielten den Auftrag, die königl. Familie in die Tuileries zurückzubringen. Die Reise von Varennes versetzte dem wankenden Ansehen Ludwigs XVI. den Todesstoß. Durch ein Decret vom 25. entband ihn die Versammlung seiner Functionen, bis er die Constitution beschworen haben würde, aber offenbar war dies eine provisorische Entsehung. Diese Mäßigung empörte die Clubs. Es standen einander damals mehrere Parteien gegenüber; einige verlangten die Absehung des Königs und die Einführung der Republik; andere neigten sich mehr einer Regentschaft zu, noch andere

endlich sprachen von Föderalismus. „Die dreiundachtzig Departements“, sagte der Patriote Français, „mögen sich verbinden und erklären, daß sie weder Tyrannen, noch Monarchen, noch Protectoren, noch Regenten wollen, die Königschatten und dem Staate so verderblich sind, als der Schatten des Bohon=Uvas=Baumes, welcher den Tod bringt. Wird ein Regent ernannt, so bricht der Bürgerkrieg aus und man wird bald mehr für einen Herrn seiner Wahl als für die Freiheiten kämpfen.“

Von allen diesen Meinungen hatte die über die Regentschaft den geringsten Halt, weil der Herzog von Orleans seine Anhänger verleugnete. Nichtsdestoweniger versuchten einige Journale seinen Ehrgeiz zu wecken, indem sie ihn auf den Thron hinwiesen, den die wahrscheinliche Absetzung des Königs leer machen würde. Vergebens; der von dem Hofe so gefürchtete, durch dessen unversöhnlichen und unbegründeten Haß verfolgte Prinz nahm der Partei, die für ihn thätig war, durch die Veröffentlichung nachfolgender Erklärung jede Hoffnung:

„Nachdem ich in Ihrem Journale Ihre Meinung über die „nach der Rückkehr des Königs zu ergreifenden Maßregeln und „das gelesen habe, was Ihnen Ihre Gerechtigkeit und Unparteilichkeit über mich dictirte, muß ich Ihnen wiederholen, was „ich schon am 21. und 22. mehreren Mitgliedern der Nationalversammlung erklärt habe, daß ich nämlich bereit bin, meinem „Vaterlande zu Lande, zu Wasser, in der diplomatischen Laufbahn, mit einem Worte in allen Stellungen zu dienen, welche „nur Eifer und eine unbegrenzte Hingebung für das allgemeine Wohl verlangen, daß ich aber, wenn es sich um

„eine Regentschaft handelt, jetzt und für immer, den Rechten entsage, welche die Constitution mir giebt. Ich wage zu behaupten, daß ich nach so vielen Opfern für das Interesse des Volkes und die Sache der Freiheit aus der Classe gewöhnlicher Bürger nicht wieder heraustrreten darf, in die ich mich mit dem festen Entschlusse begeben habe, darin immer zu bleiben, und daß der Ehrgeiz in mir eine nicht zu entschuldigende Inconsequenz sein würde. Ich gebe diese Erklärung nicht, um meine Verläumber zum Schweigen zu bringen; ich weiß nur zu gut, daß mein Eifer für die Nationalfreiheit und für die Gleichheit, welche die Grundlage derselben ist, ihren Haß immer nähren würde; ich verachte ihre Verläumdungen und mein Verhalten wird die Uebelnheit derselben immer darthun; aber ich mußte bei dieser Gelegenheit meine Ansichten und unveränderlichen Beschlüsse aussprechen, damit die öffentliche Meinung sich in ihren Berechnungen und Combinationen, in Bezug auf die neuen Maßregeln, die man könnte ergreifen müssen, nicht auf eine falsche Grundlage stütze.

„Am 26. Juni 1791. (Unterz.) C. P. I. v. Orleans.“

Obwohl die Versammlung durch die Aufregung der Gemüther in Verlegenheit kam, setzte sie doch nichtsdestoweniger ihr constitutionelles Werk fort und zögerte nicht, den König wieder in sein Amt einzusetzen. Um die Macht des unglücklichen Ludwigs XVI. aber war es geschehen, denn er hatte den Rest der Liebe und Ehrfurcht, die er noch genossen, unwiederbringlich verloren. Obgleich das Decret erlassen war, so behaupteten die

Jacobiner doch, daß die Versammlung ihn zu ersetzen und seine Absetzung wegen Verrathes auszusprechen gedente. Viertausend Personen beiderlei Geschlechtes unterzeichneten zu diesem Zwecke eine Petition auf dem Altare des Vaterlandes. Lafayette eilte mit der Nationalgarde hinzu und es gelang ihm nicht ohne Blutvergießen und nicht ohne persönliche Gefahr die Ordnung wieder herzustellen.

Die Flucht des Königs, welche gleichmäßig in allen Provinzen Besorgniß erregt hatte, führte an mehreren Orten beklagenswerthe Auftritte herbei. In Vendome diente am 23. Juni die Zurüstung zu einer religiösen Cerémonie als Vorwand zu einem Aufstande. Der Herzog von Chartres wohnte an diesem Tage an der Spitze seines Regimentes der Prozession bei, als er von der Stadtbehörde aufgefordert wurde, die Wache zu verdoppeln, um die Ruhe zu sichern. Er consignirte das Regiment mit dem Befehle, sich zu jedem Ereignisse bereit zu halten. Einige Augenblicke nachher meldete man ihm, das Volk wolle zwei unbeeidigte Geistliche hängen, welche es beschuldigte, den Vicar beleidigt zu haben, welcher die Monstranz getragen. Der Herzog suchte vor einem Wirthshause, in das sich die beiden Geistlichen geflüchtet hatten, die Wüthendsten zu beruhigen, indem er ihnen vorstellte, wie ungerecht es sei, Menschen zu verurtheilen, ohne sie selbst erst gehört zu haben, wie gehässig überdies das Amt des Henkers zu übernehmen. „Nur den Richtern“, sagte er, „kommt das Recht zu, die Schuldigen zu bestrafen.“ Das Volk aber rief, die Richter wären Aristokraten und handelten aus Parteilichkeit gegen ihre Pflicht. „Das

ist Eure Schuld", entgegnete der Herzog, „da Ihr sie gewählt habt. Aber nichtsdestoweniger habt Ihr das Recht nicht, selbst die Justiz auszuüben“. Diese Antwort wurde mit einem dumpfen Gemurmel aufgenommen, das Zeugniß von der Unentschlossenheit der Menge gab. Da rief eine Stimme: „wir wollen sie wegen des Herrn von Chartres begnadigen“. — „Ja, ja!“ wiederholte man von allen Seiten, „er ist ein guter Patriot; er hat uns diesen Morgen alle erbaut; sie mögen herauskommen, es soll ihnen nichts geschehen“. — „Versprecht Ihr mir das?“ — „Ja, ja, es wird ihnen nichts geschehen.“ Der Herzog von Chartres ging in das Haus hinein, führte die beiden Geistlichen heraus und ließ sie in einen Wagen steigen. „Kein Wagen!“ rief man, „zu Fuße! zu Fuße, damit wir das Vergnügen haben, sie auszupfeifen und mit Schimpf zu verjagen.“ — „Nun meinnetwegen zu Fuße“, antwortete der Prinz, „denn Ihr seid zu brave Leute, als daß Ihr Euer Versprechen vergessen könntet.“ Und der Zug setzte sich unter lautem Geschrei in Bewegung. Im ersten Augenblicke schlug man ohne Ueberlegung den Weg nach Paris ein. Das Volk folgte und sang das berühmte: Ça ira. Der Lärm war entsetzlich. Ein Mann wäre beinahe zerrissen worden, weil er gerufen hatte: „an die Laterne mit allen diesen Ochsen!“ so sehr lag es allen daran, das Versprechen zu halten, das man dem jungen Obersten gegeben hatte. Als man der Stadt Blois den Rücken wendete, wohin die Gefangenen zu gehen wünschten, wollte der Herzog von Chartres einen andern Weg einschlagen. Als man über einen Steg ohne Lehne ging, erhob sich der Ruf: „in's Wasser!“ Auch diese

neue Gefahr wendete der Prinz ab. Weiterhin brach bei der Ankunft von Bauern, die von dem Gebirge herabgekommen waren, der lange zurückgehaltene Sturm los. Diesmal war das Leben der Geistlichen ernstlich bedroht. Einer, den man bereits am Nocke ergriffen hatte, wehrte sich wie ein Verzweifelter; sein unerschrockener Beschützer machte ihn aber mit Hilfe eines Nationalgardisten frei. Die Volksmenge wuchs mehr und mehr. Der Prinz erkannte die Unmöglichkeit seine Schützlinge zu retten, wenn man auf diesem Wege weiter ginge und schlug deshalb plötzlich vor, sie in's Gefängniß zu bringen. Dieser Vorschlag erregte allgemeine Freude. „Sie müssen Gott um Vergebung bitten und dem Herrn von Chartres danken, um dessen Willen man ihnen das Leben läßt.“ Als dies geschehen war, schlug man den Weg nach Vendome zurück ein, als ein Mann herbeitrat, auf die beiden Priester anlegte und ausrief: „tretet bei Seite, ich schieße“. Mit einem Sprunge stand der Herzog vor den Geistlichen und deckte sie mit seinem Körper. „Gher tödtet Ihr mich!“ rief er mit bebender Stimme und mit funkelndem Auge. Diese Bewegung, dieser Ton und dieser Blick imponirten dem Wüthenden und die beiden Geistlichen wurden endlich ohne weiteres Hinderniß in das Gefängniß gebracht.

Freilich waren die Bewohner von Vendome unzufrieden darüber, daß diese beiden Opfer ihnen entgingen und sie wendeten ihre Wuth nach einer andern Seite. Sie stürzten dahin, wo der Superior wohnte, der sich ebenfalls geweigert hatte, den Eid zu leisten und dessen Kirche den Widerspenstigen diente.

Aber auch diesmal gelang es der Festigkeit des Herzogs von Chartres, ihren Unwillen zu beherrschen und der Superior verließ schnell Vendome.

„1. Juli 1791. — „Am Tage nach meiner Angelegenheit“, sagt der Herzog von Chartres in seinem „Tagebuche“, „kam die Gesellschaft der Gärtner zu mir, um mir Glück zu wünschen. Ich war dreimal bei dem Stadtrathe; mehrere von denen, welche am Tage vorher zu den erbittertsten gehört hatten, baten mich weinend um Verzeihung und dankten mir, daß ich sie verhindert hätte, ein Verbrechen zu begehen. Einer von ihnen fragte mich, wann man die Geistlichen aus der Stadt jagen müßte. Ich antwortete, man dürfe sie gar nicht fortjagen, sondern müsse sie in Ruhe lassen. „Aber“, meinte da der Mann, „es giebt doch ein Decret, sie binnen vierundzwanzig Stunden aus der Stadt zu jagen und ich frage Sie, wann es zur Ausführung kommen soll“. Ich antwortete, daß dem nicht also sei und daß, wenn es auch wirklich ein solches Decret gebe, sie die Ausführung nicht zu übernehmen, sondern dieselbe denen zu überlassen hätten, welche dazu ernannt wären. „Sie sollen also da bleiben?“ — „Ja“, entgegnete ich. „Meine Kameraden werden mir nicht glauben, wenn ich es ihnen sage; ich möchte es geschrieben haben.“ Ich gab ihm dann folgendes Billet: „Die beiden Männer, welche wir in das Gefängniß gebracht haben, sind dem öffentlichen Ankläger angezeigt und es wird ihnen der Prozeß gemacht werden. Es giebt kein Decret, welches die Verweisung der Priester befiehlt, welche den Eid nicht geleistet haben und man muß sie deshalb in Ruhe lassen.“ Da ich nicht wünschte, daß

man mir ein anderes zuschreiben könnte, begab ich mich sofort zu dem Stadtrathe, legte da eine Abschrift meines Billets nieder und erklärte, daß ich mich zu keinem andern bekennen würde.

„2. — Ich habe das Decret wegen des Schwures der Officiere erhalten und dasselbe sofort Herrn von Lagondie übergeben; morgen auf der Parade wird man mir Antwort geben.

„4. — Ich hatte die Erklärung wegen des Eides auf gestern Abend verschoben, weil es eine große Reliquenprozeßion gab, die eine große Anzahl Landleute herbeigezogen hatte und ich fürchtete, die Verweigerung des Eides von Seiten einiger Officiere könnte eine Bewegung veranlassen. Nach dem Mittagessen erklärten mir die Herren von Lagondie, Rouillon, Damonville und Montureux, daß sie den Eid nicht leisten würden, baten mich aber darüber zu schweigen, weil sie, wie sie sagten, fürchteten, es könnten Unruhen im Regimente herbeigeführt werden, wenn es bekannt würde. Einen vermisse ich sehr ungern, Herrn von Montureux; es vermindert indeß sein Schritt die Vorliebe sehr, die ich für ihn hatte, denn ich liebe einen Mann nicht, der irgend Jemanden seinem Vaterlande vorzieht.“

Erste Täuschung eines unerfahrenen Herzens, in welchem das Gefühl der Pflicht noch stärker spricht als das der Freundschaft! Edler und strenger Gedanke, der an die Worte Montesquieus erinnert: „um ein guter Mensch zu sein, muß man den Staat weniger aus Rücksicht auf sich selbst als auf ihn lieben.“

„Halb drei Uhr“, sagt der Herzog von Chartres hinzu, „wurde ich durch eine Deputation von Montoire geweckt, welche

den Officieren keine Pässe ohne meine Einwilligung geben wollte; ich antwortete, daß ich den Herren keine bewilligen könnte, weil sie sich nicht mehr für Officiere ansähen, ich mich aber auch ihrer Abreise nicht widersetzen könnte, da ich keine Ermächtigung dazu hätte. Diesen Morgen ist alles ruhig; alle Dragoner sind auf ihren Posten, sowie alle Officiere, welche den Eid geleistet haben. Halb elf Uhr begaben wir uns auf die Terrasse der Abtei und ich sagte: (die Rede fehlt.) Dann las ich das Decret und den ihm beigefügten ministeriellen Brief. Ich leistete den Eid und augenblicklich waren alle Helme auf den Schwertern und man rief auf der einen Seite: wir schwören es, es lebe die Nation! auf der andern: es leben die Dragoner! Obgleich es abscheuliches Wetter war, hatten sich doch viele Zuschauer eingefunden. Wir kehrten unter dem Jubel des ganzen Volkes zurück. Nach dem Mittagessen war ich mit Herrn Roussel in Montoire. Ich nahm da ebenfalls den Dragonern den Eid ab und es gab ebenso viel Begeisterung wie in Vendome, eben solches Geschrei und eben solchen Jubel.

„25. — Ich schrieb nach Caen, nach Sillé = Guillaume und nach Mamers an unsere Detachements, um ihnen das Decret über die Eidesleistung anzukündigen, dem sie Folge zu leisten hätten. Ich habe sehr viele Antworten zu geben und das nimmt mir sehr viel Zeit weg; außerdem bin ich der einzige höhere Officier und habe folglich mehr Dienst als sonst. Wenn ich noch etwas Lesen und spazieren gehen will, habe ich keine Zeit mehr, dies Tagebuch fortzusetzen; deshalb bin ich auch mit demselben in Rückstand gekommen. Der Stadtrath zeigte

mir vor einigen Tagen an, daß er mich auffordern würde, am 14. Juli denselben Eid zu leisten wie im vorigen Jahre und ich antwortete darauf, daß mir dies rein unmöglich wäre, weil die Versammlung die Eidesformel geändert habe und daß, wenn man den Schwur vom vorigen Jahre leisten könnte, alle wider-spensigen Officiere zurückkommen und ihn ablegen würden. Nichtsdestoweniger schrieb der Stadtrath an den Constitutions-ausschuß, dessen Antwort noch nicht eingegangen ist; man hat auch an das Departement geschrieben, das in meinem Sinne antwortete. Der Stadtrath ließ mich sodann fragen, was er meiner Meinung nach mit der Nationalgarde zu thun habe, und ich antwortete, da fände ich keine Schwierigkeit und man würde den Absichten der Nationalversammlung gemäß handeln, wenn man die Nationalgarde den Eid leisten ließe; sie würde auch, wenn man sie nicht auffordere, gegen den Stadtrath aufgebracht werden und könnte sich trotz demselben einfinden. Man schrieb nochmals an das Departement und an die Stadt Blois, um diese zu fragen, was sie thun würde. Die Antworten fielen in meinem Sinne aus. Am 13. Juli Abends um sechs Uhr gab der Stadtrath Befehl für die Nationalgarde; man fing schon an zu murren und meinte, dieser Befehl hätte lange auf sich warten lassen. Um elf Uhr am 14. Juli setzten wir uns in Marsch, um uns auf das Bundesfeld zu begeben; Beifallsrufen, Geschrei, Bravo's, „es leben die Dragoner!“ begleiteten uns; als wir am Orte der Bestimmung erschienen, wurden wir von einer Geschützsalve begrüßt. Jede Compagnie der Nationalgarde leistete den Eid, den der Stadtrath abnahm; dann steckten wir

die Helme auf die Säbel und riefen mit aller Kraft: „es lebe die Nation! es lebe die Nationalgarde! es leben die Bewohner von Vendome! es leben die Damen von Vendome! 2c. Ich vergaß zu erwähnen, daß am Tage nach dem ersten Schwure alle beeidigte Officiere sich mit mir in die Gesellschaft begeben hatten, wo wir mit dem größten Jubel empfangen wurden.

„26. — Vorgestern versammelten wir uns; alle Nationalgardisten erschienen; wir nahmen jeder zwei am Arme und begaben uns so in die Abtei; man reichte mir die Lunte, um die Kanone abzufeuern, welche das Signal zum Feste geben sollte; ich that es; dann begab man sich zu Tische und ich befand mich neben einem Betrunkenen; man richtete Gedichte an mich 2c. Nach dem Essen hoben mich die Grenadiere trotz meinem Widerstande und meinen Bitten empor und trugen mich auf ihren Schultern um den Tisch herum; auch wollten sie mich auf eine Erhöhung bringen, wo sich die Fahnen und unsere Standarten befanden; ich wehrte mich vergebens dagegen, doch hielt man mich nicht lange da zurück, denn ich sank rücklings um; man hob mich auf und ich eilte mitten unter sie, fest entschlossen, lieber alles zu wagen, als auf dieser Erhöhung zu bleiben.

„27. — Gestern war ich auf dem Rathhause, um mich als Militaircommandanten anerkennen zu lassen. Dann las ich die Rede über die freiwillige Slaverei in Böhmen; ich mache einen Auszug daraus. Ich las Deutsch, Italienisch und Englisch. Abends las ich Mably und Emil.

„1. August 1791. — Ein herrlicher Tag. Es leben die

Dragoner! Es giebt kein Regiment gleich dem in Frankreich; mit solchen Leuten werden wir die Lumpen wohl empfangen, welche die Kühnheit haben sollten, in Frankreich einzurücken; das Vaterland wird frei sein, oder wir gehen alle mit ihm unter.

„3. — Welch' glücklicher Tag! Ich habe einem Menschen das Leben gerettet, oder vielmehr zur Rettung desselben beigetragen. Diesen Abend, nachdem ich Pope, Metastasio und Emil gelesen hatte, ging ich baden. Ich trocknete mich ab wie Eduard, als ich rufen hörte: „zu Hülfe! zu Hülfe! ich ertrinke!“ Ich eilte sogleich mit Eduard hinzu, der etwas weiter davon entfernt war; ich kam zuerst an; man sah nur noch die Fingerspitzen; ich ergriff diese Hand, welche die meinige mit unbeschreiblicher Kraft erfaßte und mich mit hinuntergezogen haben würde, wenn nicht Eduard gekommen wäre und ein Bein ergriffen hätte. Wir brachten den Mann an das Ufer; er konnte kaum sprechen, doch äußerte er große Erkenntlichkeit gegen mich und Eduard. Ich denke mit Vergnügen an den Eindruck, den diese Nachricht in Belle-Chasse machen wird. Ich bin unter einem sehr glücklichen Sterne geboren; es bieten sich alle Gelegenheiten dar und ich brauche sie nur zu benutzen. Der Ertrinkende war Siret in Vendome, Unteringenieur der Brücken und Straßen. Ich lege mich sehr zufrieden nieder.“

Dieser neue Beweis von Muth wurde bald allgemein bekannt. Siret erzählte ihn in seiner Dankbarkeit sogleich selbst in dem Club zu Vendome. Der Präsident becomplimentirte den Herzog von Chartres und wollte der schönen Handlung desselben

die ihr gebührende Deffentlichkeit geben; er sandte die Erzählung an alle Journale nebst der Abschrift einer Rede, welche der Prinz über die Abschaffung der Orden gehalten. Wir entlehnen diese Notiz dem Moniteur.

„Vendome, 8. — Zu lange hat man Lobsprüche an Menschen verschwendet, deren eingebilbete Größe ihr einziges Verdienst war und wir bitten Sie, unsere Ansichten zu unterstützen, indem Sie bürgerliche und moralische Handlungen fördern und Freunde der Constitution und der Menschheit rühmen.

„Ein Mitglied unserer Gesellschaft (der Herzog v. Chartres) hat folgende Rede gehalten:

„Meine Herren, Sie kennen das Decret, welches alle Orden und jedes äußere Zeichen aufhebt, das Geburtsauszeichnungen vermuthen läßt und ich hoffe, daß Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen und geglaubt haben, ich sei zu sehr Freund der Gleichheit, um jenem Decrete nicht meinen ganzen Beifall zu schenken. Ich habe in dem ersten Augenblicke und mit dem größten Vergnügen jene nichtigen Zeichen der Auszeichnung abgelegt, denen man nur zu lange einen Werth beilegte, der nur dem Verdienste gebührt und den in Zukunft nur dieses erlangen wird. Dieses letzte Decret in dem Augenblicke, wo die Revision der Arbeiten der Versammlung vorbereitet wird, muß uns die Hoffnung gewähren, daß sie alles das als constitutionell aufrecht halten werde, was sie in Bezug auf Titel und Abel bestimmt hat und daß die freien und gleichen Franzosen nur durch die Dienste ausgezeichnet sein werden, die sie dem Vaterlande leisteten. Ihnen werden die wahrhaft

„ehrenden Auszeichnungen vorbehalten sein, die Zeichen, an denen man sogleich diejenigen erkennen wird, welche Ansprüche auf die allgemeine Achtung haben. So sehr ich diejenigen gering achtete, welche ich nur dem Zufalle meiner Geburt verdankte, so sehr werde ich mich eines Tages der andern rühmen, wenn ich so glücklich sein sollte, Gelegenheit zu finden, sie zu verdienen. Nur die Gelegenheit kann meinem Eifer für das Allgemeine fehlen, denn wenn bei dem Mangel glänzender Thaten, welche die Blicke meiner Mitbürger auf mich ziehen und mir den Lohn meines Vaterlandes erwerben, bekannte Gesinnungen und ein nur seinem Dienste gewidmetes Leben genügen, jene Ehrenzeichen zu erlangen, so habe ich das volle Vertrauen, mich ihrer würdig zu machen.“

Am 11. August war der Herzog von Chartres der Gegenstand einer Ovation in dem Rathhause. Man las in seiner Gegenwart einen Brief von Siret, welcher den Zweck hatte, den Stadtrath auf den Gedanken zu bringen, dem Bürger, welcher einem Andern das Leben gerettet, eine Bürgerkrone zuzuerkennen und natürlich die erste dem Herzog von Chartres zu gewähren. Dieser Antrag wurde mit Begeisterung angenommen und der Prinz empfing die Krone unter dem Jubel einer großen Anzahl von Zuschauern. Verschämt über seinen Triumph und stolz auf einen so kostbaren Lohn, antwortete er mit Mühsung auf diese Beweise von Achtung und Dankbarkeit. Der Vorgang wurde in einem Protocolle niedergelegt, das man die Bürgerkrone von Vendome nannte und das wir hier wörtlich mittheilen.

Auszug aus dem Berathungsprotocolle
des Rathes von Vendome für das Jahr 1791.

„Heute, den 10. August des Jahres 1791, war der Stadtrath in den Personen der Herrn von Tremault, Debargne, Baudichon, von Florville und Hoffier, sowie des Stadtprocurators Merian des Banquieres versammelt und es wurde von dem Stadtschreiber eine Zuschrift des Herrn Siret, ersten Secretairs der Brücken und Straßen in dieser Stadt, vorgelesen, in welcher er in sehr energischen Ausdrücken auseinandersetzt, wie er durch eine That der Menschlichkeit und des Heldenthumes des Herrn von Chartres, Obersten des in dieser Stadt garnisonirenden 14. Dragonerregiments, dem Tode entriffen worden sei, den er durch Ertrinken in dem Loir ausgefetzt gewesen und aus dem er durch den genannten Herrn von Chartres gezogen worden, der selbst ein Opfer seines Eifers ihn zu retten geworden sein würde ohne den Herrn Eduard, einen Schwarzen im Dienste desselben und wie er dem genannten Herrn v. Chartres die ganze Dankbarkeit zu bezeugen wünsche, die ihm seine Mitbürger widmen und den Stadtrath auffordere, ihm eine Bürgerkrone zu bewilligen.

„Darauf beschloß der Stadtrath nach Anhörung des Stadtprocurators, daß jedesmal, wenn ein Bürger das Leben eines andern Bürgers dieser Stadt rette, ihm eine Bürgerkrone zuerkannt werden solle, wenn der Gerettete die Sache bestätigt; er beschließt ferner, daß in Rücksicht auf die schöne Handlung des Herrn von Chartres, die in der Zuschrift des Herrn Siret erwähnt ist, der genannte Herr von Chartres aufgefordert

werden solle, morgen halb fünf Uhr Nachmittags auf dem Rathhause zu erscheinen, um die genannte Bürgerkrone und das Zeichen der Dankbarkeit zu empfangen, welches ihm der genannte Herr Siret zuerkennen zu sehen wünscht, dem er das Leben gerettet hat, und zwar im Beisein des ganzen Stadtrathes, mehrerer Mitglieder der Nationalgarde dieser Stadt und des 14. Dragonerregimentes, welche zu diesem Zwecke zur bestimmten Stunde berufen werden sollen.

„Nachdem dies am genannten Tage und Jahre geschehen, haben sich die Mitglieder des Stadtrathes nebst dem Stadtprocurator und dem Stadtschreiber unterschrieben:

„v. Tremault, Maire, Beaussier, v. Florville,
Goffier, Merlan des Bancheries,
Baudichon, Morard.

Auszug aus dem Berathungsprotocolle
des Rathes von Vendome für das Jahr 1791.

„Heute, am 11. August 1791 fand sich der volle Stadtrath von Vendome, dem 1) die Abgeordneten des Directoriums und des Bezirkstribunals, 2) die Abgeordneten der Nationalgarde, Officiere, Unterofficiere und Soldaten, 3) die Abgeordneten des 14. Dragonerregimentes, Officiere, Unterofficiere und Soldaten, 4) die Abgeordneten der Gesellschaft der Freunde der Constitution beiwohnten, in dem großen Saale des Rathhauses in Gegenwart einer Anzahl Bürger und Bürgerinnen ein und es wurde dem Herrn von Chartres, Obersten des 14. Dragonerregimentes, die Petition des Herrn Siret vorgelesen, dem er das

Leben gerettet hat, worauf der Stadtprocurator darauf antrug, daß der Beschluß des Stadtrathes vom vorigen Tage seiner Form und seinem Inhalte nach vollzogen werde. Der Maire richtete nun an den genannten Herrn von Chartres, der zu seiner Linken saß, eine Anrede, in welcher er den Dank der Bürger dieser Stadt aussprach und ihm eine Bürgerkrone aufsetzte. Herr Siret richtete dann an den Herrn von Chartres eine Rede, in welcher sich die lebhafteste Dankbarkeit aussprach und ersuchte ihn, ein Band anzunehmen, worauf die Inschrift: „der Menschenliebe und dem Muth“ innerhalb einer Bürgerkrone mit der Umschrift gestiftet war: „zuerkannt durch die Stadt Vendome“.

„Herr von Chartres entgegnete, daß es ihm an Worten fehle, der Stadt Vendome auszudrücken, was er in diesem Augenblicke empfinde, daß er diesen Tag für den schönsten seines Lebens halte und stets die Bürgerkrone aufbewahren werde, die sie ihm so freundlich zuerkannt habe.

„Es ist darüber vorliegendes Protocoll aufgenommen und dasselbe durch den genannten Herrn von Chartres, den Herrrn Siret, die obengenannten Deputirten und die Mitglieder des Stadtrathes unterzeichnet worden.

„P. von Chartres, Du Cassaing,
Caumont, Siret &c.

Die Bewohner von Vendome bewahrten diese kostbare Krone lange auf und verehrten sie im Jahre 1814 der Herzogin von Orleans als dieselbe nach Paris zurückkehrte. Diese Fürstin, die jetzt Königin von Frankreich ist, bewahrt sie noch heute

sorgsam auf als die Erinnerung an eine edle Handlung des Herzogs von Chartres.

Man erinnert sich, daß die Nationalversammlung Commissare, welche den neuen Eid abnehmen sollten, an die Grenzen gesandt hatte. Der Abfall der Officiere, die meist ihre Anstellung der Gunst verdankten, jung, unerfahren und der Armee mißfällig waren, machte eine Ersetzung derselben nöthig; der Herzog von Chartres beschäftigte sich schon seit dem 8. August mit der Ausfüllung der Lücken in seinem Regimente und erhielt den Befehl nach Valenciennes abzureisen. „Wir haben also die Gewißheit“, rief er bei dieser Nachricht aus, die ihn mit Freunden erfüllte, „dem Vaterlande zu dienen.“ Und konnte, um einen Ausdruck des Moniteurs aus jener Zeit zu gebrauchen, derjenige sein Blut dem Vaterlande verweigern, der sein Leben in so edeler Weise wegen eines einzelnen Bürgers gewagt und schon am 21. Juni zur Rettung zweier Unglücklichen beigetragen hatte? Am Tage vor seiner Abreise begab sich der Prinz in den Club und schrieb in sein Tagebuch:

„Man hat mir viel Bedauern und Güte bezeugt. Ich sprach meinen aufrichtigen und lebhaften Dank aus und sagte, ich würde es sehr bedauern sie verlassen zu müssen, wenn ich nicht einen Posten einnehmen sollte, der den Freunden der Freiheit sehr angenehm ist und in dem man dem Vaterlande dienen kann, und daß ich nie einen Stachel brauchen würde, der mich antriebe, zur Vertheidigung meines Vaterlandes allen Eifer und alle Lust aufzubieten.“

Der Herzog verließ Vendome am 14. August und blieb,

während sein Regiment ihm voraus eilte nach Valenciennes, in Paris. Am 17. erschien er bei den Jacobinern. Ein Mitglied der Gesellschaft machte darauf aufmerksam, daß sich der Prinz der Reinigungswahl unterwerfen müßte; da aber der Auftrag des Reinigungsausschusses am 15. abgelaufen war, ging man darüber hin und der Prinz unterzeichnete das Protocoll der Gesellschaft. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt brach er nach Valenciennes auf, wo ihm als ältesten Obersten das Amt eines Platzcommandanten zufiel.

Um diese Zeit wurden die Vorbereitungen zum Kriege auf allen Punkten mit größerer Kraft als je betrieben, denn die auswärtigen Angelegenheiten gestalteten sich unter dem eifrigen Einflusse der Ausgewanderten, die in mehrere sehr verschiedene Parteien zerfielen, immer drohender.

Der älteste Bruder des Königs (Monsieur) hatte die Herren von Avaray, von Faucourt und andere zu Vertrauten, Råthen oder Ministern; der Graf Vaudreuil, der Bischof von Arras u. waren die des Grafen von Artois. Es bestand schon damals zwischen diesen beiden Prinzen jene Verschiedenheit in der Politik, die man seitdem immer bemerkt hat. Herr von Breteuil, der in Brüssel sich aufhielt und mit unbeschränkter Vollmacht von Ludwig XVI. versehen zu sein behauptete, stand an der Spitze einer dritten Partei. Der Marschall von Broglie und der Marschall von Castries waren die militairischen Häupter der Ausgewanderten und Herr von Calonne sorgte für ihre Geldbedürfnisse. Herr von Bouillé, der nach der Zurückhaltung des Königs in Varennes Frankreich verlassen hatte, war dem

König Gustav III. nach Schweden gefolgt. Die Mächte mit Ausnahme Spaniens nahmen also eine ganz feindselige Stellung an. Ludwig XVI. schickte Gesandte nach Brüssel und Goblentz, um die Ausgewanderten von den günstigen Meinungen der Versammlung benachrichtigen zu lassen; aber sie kamen zurück, ohne gehört worden zu sein; dagegen hatten sie aber die unwürdigste Behandlung erfahren. Die Ausgewanderten fuhren fort, Truppen anzuwerben, weniger im Namen des gefangenen Königs, als im Namen Monseurs, den sie als den Regenten des Landes ansahen. Die von dem Kaiser Leopold und dem Könige von Preußen unterzeichnete Erklärung von Wilnitz (v. 27. Aug.) versprach Ludwig XVI. die Unterstützung der Souveraine Europa's und kündigte den baldigen Marsch einer Armee gegen Frankreich an. Der König mußte die Hülfe zurückweisen, die man ihm in der Ferne zeigte.

Die Nationalversammlung ging unterdeß dem Ende ihres Beisammenseins entgegen. Da sie beschuldigt worden war, sie wolle ihre Vollmachten verlängern, da sie in Folge ihrer Maßigung sogar die Gunst des Volkes verloren hatte, so beschloß sie auf den Antrag Robespierres, daß keines ihrer Mitglieder zur nächsten Versammlung solle wieder erwählt werden können. Es kam nun viel darauf an, daß sie ihre Arbeiten beendige. Die Mitglieder der linken Seite meinten, die Constitution müsse in einigen ihrer Theile ungeändert werden. Man kam überein, sie im Ganzen vorzulesen, damit man sie besser beurtheilen könne, und die Artikel zu ändern, welche die Festigkeit des Thrones antasteten, Barnave und die Lambeths, welche diesen

Plan lebhaft unterstützten, geriethen in den Verdacht, als wollten sie die Wiedereinführung von zwei Kammern; das nannte man dann die Revision. In der Sitzung vom 24. Aug. sprach man über die Stellung der Mitglieder der königl. Familie. Nach dem Paragraph, welchen die Commission vorgelegt hatte, sollten sie kein actives Bürgerrecht ausüben können. Diese ebenso ungerechte als thörichte Bestimmung wurde heftig bestritten und stellte die Uneigennützigkeit des Herzogs von Orleans von neuem heraus. „Ich habe nur ein Wort zu sagen“, sprach er, „und zwar über den zweiten Theil des uns vorgelegten Artikels; Sie haben ihn vor einigen Tagen direct abgeworfen. Was die Befähigung als activer Bürger betrifft, so frage ich, ob man dieselbe den Verwandten des königl. Hauses zu ihrem Vortheile oder ihrem Nachtheile entziehen will; soll es zu ihrem Vortheile geschehen, so steht dem ein Artikel Ihrer Commission geradezu entgegen und zwar folgender: „kein Theil der Nation, keine einzelne Person hat ein Vorrecht oder ist von dem gemeinen Rechte aller Franzosen ausgenommen“; soll es dagegen nicht zum Vortheile der Verwandten des Königs geschehen, so behaupte ich, daß Sie das Recht nicht haben, diese Streichung zu bewirken. Sie haben diejenigen, welche in Frankreich von einem französischen Vater geboren wurden, für französische Bürger erklärt; nun sind aber diejenigen, von denen es sich in dem Entwurfe Ihrer Commission handelt, in Frankreich und von französischen Vätern geboren; Sie wollten, daß unter leicht zu erfüllenden Bedingungen jeder Mensch französischer Bürger werden könnte und ich frage, ob die Verwandten

des Königs Menſchen ſind. . Sie haben ferner geſagt, die Eigenschaft als franzöſiſcher Bürger könne nur in Folge freiwilliger Entſagung oder durch Verurtheilung nach einem Verbrechen verloren werden. Wenn es alſo für mich kein Verbrechen iſt, als Verwandter des Monarchen auf die Welt gekommen zu ſein, ſo kann ich auch die Eigenschaft als franzöſiſcher Bürger nur durch eine Handlung meines freien Willens verlieren. Und man ſage nicht, ich würde franzöſiſcher Bürger bleiben; ich könnte kein activer Bürger ſein, denn ehe man jene erbärmliche Ausflucht anwendete, müßte man erklären, wie derjenige Bürger ſein könnte, der in keinem Falle und unter keiner Bedingung die Rechte deſſelben auszuüben vermag; man müßte erklären, aus welcher Seltſamkeit der entfernteste Verwandte des Monarchen nicht Mitglied des geſetzgebenden Körpers ſolle ſein können, während der nächſte Verwandte eines Mitgliedes des geſetzgebenden Körpers als Miniſter alle Macht des Monarchen ausüben kann. Uebrigens glaube ich auch nicht, daß Ihre Commiſſion irgend einem Verwandten des Königs die Befugniß entziehen will, zwischen der Eigenschaft eines franzöſiſchen Bürgers und der nahen oder entfernten Ausſicht auf den Thron zu wählen. Ich ſtimme deſhalb dafür, daß Sie den Artikel Ihrer Commiſſion rein und einfach verwerfen, erkläre aber auch für den Fall, daß Sie ihn annehmen ſollten, daß ich auf dem Bureau die beſtimmte Entſagung der Rechte als Mitglied der regierenden Dynaſtie niederlegen werde, um nur die eines franzöſiſchen Bürgers zu behalten.“

Dieſe edeln Worte machten einen großen Eindruck in dem Geſch. Lubw. Philipps.

Saale und der Herzog von Orleans verließ die Rednerbühne unter Beifallsruf. Duport erinnerte daran, daß die Versammlung angekündigt habe, der Wirkung der Entfagungen in der regierenden Familie nicht vorgreifen zu wollen und erklärte, daß die patriotische Handlung des Prinzen keinen Einfluß auf die Berathung haben könne. „Eine persönliche Entfagung ist immer gut“, antwortete der Herzog. „Die Entfagung des Herrn von Orleans“, sagte seiner Seits Bonneville, „geht aus reiner Vaterlandsiebe hervor; sie ist eine Handlung des Bürgerfinnes, wovon die Geschichte wenige Beispiele kennt; aber ehe ich zu ihrer Vertheidigung übergehe, sei es mir erlaubt, sie in ihrem Ursprunge und in ihren Folgen zu prüfen.“

Man trug darauf an, zur Tagesordnung überzugehen und der Antrag Duports wurde unterstützt.

„Herr von Orleans“, fügte Dandré hinzu, „hat gar nicht das Recht, für sich, für seine Kinder, für seine Gläubiger dem Throne zu entfagen.“ Der letztere mehr persönliche als durchschlagende Grund erregte das Lachen der rechten Seite und Gemurmel in der Mehrheit der linken Seite. Newbell endlich machte bemerklich, daß man bei der Erklärung, man habe der Wirkung der Entfagungen nicht vorgreifen wollen, nur die spanische Linie im Auge gehabt. Die Versammlung ging zur Tagesordnung über und Sillery bestieg die Rednerbühne.

„Ich werde den Decretsentwurf bekämpfen, der durch Ihre Revisionscommission vorgelegt worden ist. Ehe ich zur Sache selbst übergehe, sei es mir gestattet, den erstaunlichen Mißbrauch zu beklagen, den einige Redner bei der wichtigen Erörterung,

die uns seit einigen Tagen beschäftigt, von ihren Talenten gemacht haben. Welche seltsame Sprache hat man auf dieser Rednerbühne geführt, wenn man Ihnen einzureden versuchte, Diejenigen, welche die buchstäbliche Vollziehung Ihrer Decrete wollten, wären Aufrührer, welche die Anarchie zu unterhalten strebten! — Man behauptet, es wäre gefährlich, Mitglieder der königl. Familie in dem gesetzgebenden Körper zuzulassen; sie würden, sagt man, entweder für oder gegen den Hof sein. Im erstern Falle würden sie die Macht des Königs zu vermehren suchen, im letztern dagegen Aufrührer sein, die Alles umstürzen könnten. Sehen Sie doch, was man von ihnen erwarten kann, wenn die Vaterlandsliebe sie entflammt; blicken Sie auf einen der Sprößlinge dieser Familie, die man zu erniedrigen Ihnen vorschlägt. Obgleich kaum aus den Kinderjahren herausgetreten, hat er bereits mit eigener Gefahr drei Bürgern das Leben gerettet; die Stadt Vendome hat ihm eine Bürgerkrone zuerkannt. Der Unglückliche! Soll es die erste und letzte sein, welche Deine Familie von der Nation empfängt? Nein, meine Herren, Sie werden die Folgen des Decrets fühlen, das man Ihnen vorlegt. Die Gerechtigkeit und die gesunde Politik verwerfen dasselbe. Sie haben weislich dem muthmaßlichen Thronerben eigenthümliche Vorrechte zuerkannt, aber die andern Mitglieder der königl. Familie sollen bis zu der Zeit, in welcher sie ihrer Geburt nach den Thron besteigen können, nicht einmal einfache Bürger sein. Wenn das Decret durchginge, würde die Nation in Zukunft von dieser bürgerlich gerichteten und herabgesetzten Familie nur ehrgeizige Regenten, schwachköpfige Könige und Tyrannen

erwarten können. Ich stimme für die vorläufige Frage auf das neue von der Revisionscommission vorgelegte Decret und für die Aufrechthaltung des constitutionellen Decrets, das Sie feierlich erlassen haben.“

Diese Rede, deren Druck angeordnet wurde, erreichte ihren Zweck; auch Robespierre vertheidigte die Prinzen und die Versammlung bestimmte, daß es den Mitgliedern der königl. Familie freistehen solle, das Bürgerrecht auszuüben. Es handelte sich nun nur noch darum, ob sie für die Aemter, welche das Volk vergab, wählbar sein sollten oder nicht; man sprach sich für das letztere aus. Dann blieben noch zwei Fragen zu entscheiden, nämlich ob sie, die Prinzen, Stellen einnehmen könnten, die durch die vollziehende Gewalt besetzt würden, und zweitens, ob eine besondere Benennung stattfinden solle und welche. Die erstere dieser Fragen wurde also entschieden: ja, außer das Ministerium; sie dürfen ferner die Armee nicht commandiren und nur mit Genehmigung des gesetzgebenden Körpers einen Gesandtschaftsposten annehmen“. In Bezug auf die zweite Frage wurde beschloffen, daß die zur möglichen Nachfolge auf den Thron berufenen Mitglieder der königl. Familie, den Namen, welchen sie bei der Taufe erhalten, und den Titel: „französischer Prinz“ führen, auch die Actenstücke, welche ihre Geburt, ihre Vermählung und ihren Tod bescheinigten, dem gesetzgebenden Körper vorgelegt und in dessen Archiv aufbewahrt werden sollten. Die bald zu Stande gebrachte Constitution wurde Ludwig XVI. vorgelegt. Am 13. Sept. erklärte er, daß er dieselbe annehme und diese Nachricht ver-

breitete überall Freude und Begeisterung. Eine durch Lafayette hervorgerufene allgemeine Amnestie krönte das Werk und so beschloß endlich am 30. September nach dreijährigen Kämpfen, Stürmen und Arbeiten die constituirende Nationalversammlung ihre beschwerliche aber glorreiche Laufbahn.

Fünftes Kapitel.

Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung. — Politik der Mächte. — Decrete gegen die Ausgewanderten und gegen die nicht beeidigten Priester. — Kriegserklärung. — Vergebliche Schritte des Herzogs von Orleans, ein Commando zu erhalten. — Seine Abreise mit dem Grafen von Beaujolais nach Valenciennes. — Niederlage von Quiévrain und Tournay. — Der Herzog von Chartres zum Generalmajor ernannt; seine Abreise nach Metz. — Angriff von Courtray. — Dumouriez bei der Armee Luckners. — Brief Lafayettes an die Versammlung. — Der 20. Juni 1792. — Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Aufstand vom 10. August. — Berufung eines Nationalconvents. — Lafayette als Verräther des Vaterlandes erklärt und in Anklagestand versetzt. — Dumouriez Oberbefehlshaber der Nordarmee. — Septembermexeleien. — Der Herzog von Chartres, zum Generallieutenant ernannt, schlägt das Commando von Straßburg aus. — Er dient unter Kellermann. — Kriegspläne Dumouriez'. — Schlacht von Valmy. — Abschaffung des Königthums; Einführung der Republik. — Der Herzog von Orleans erhält den Namen Egalité (Gleichheit). — Der Herzog von Chartres tritt in die Armee des Dumouriez ein. — Folgen der militairischen Operationen. — Schlacht von Jemappes. — Eroberung Belgiens bis an die Maas. — Prozeß Ludwigs XVI. — Stellung des Herzogs von Orleans. — Man trägt auf seine Verbannung an. — Verbannung der Prinzessin Adelaide. — Einzelnes über die Abstimmung des Herzogs von Orleans in dem Prozeße Ludwigs XVI. — Tod Ludwigs XVI.

Die neue Versammlung, die gesetzgebende genannt, begann am 1. October 1791. Während die constituirende sich durch

große Mäßigung ausgezeichnet hatte, zählte sie in ihrem Schooße zu ungestüme, zu enthufastische Männer, als daß sie jene Ruhe und Würde, die bei den Handlungen der Gesetzgeber wesentlich vorherrschen müssen, zur Ausübung ihres wichtigen Auftrages hätte mitbringen können. Der Einfluß der Clubs, in welchen die wichtigsten Maßregeln mit ebenso großer Kühnheit als Leidenschaft verhandelt wurden, war zu einem entsetzlichen Grade gestiegen und sollte tyrannisch auf der gesetzgebenden Versammlung lasten. Es war deshalb auch leicht vorauszu- sehen, daß die Stellvertreter der Nation sich feindseliger gegen das Königthum zeigen würden als je. Gleich im Anfange schaffte die Versammlung die Titel Sire und Majestät ab und bestimmte, daß nicht nur der Stuhl des Präsidenten dem des Königs gleich sei, sondern auch, daß die Deputirten sich setzen könnten, wenn der König sitzen bleibe. Mehr brauchte es nicht, um die Eitelkeit Ludwigs XVI. tief zu verletzen und ihm vielleicht die Intervention des Auslandes wünschenswerth zu machen. Gleichwohl hatte die Erklärung von Pilnitz keine Folgen und die meisten Mächte schienen damals nicht geneigt zu sein, die Offensiv zu ergreifen. Nur die Ausgewanderten, die fortwäh- rend nach Coblenz strömten, erschöpften sich in Drohungen und vergeblichen Bemühungen, eine furchtbare Armee zusammen zu bringen, während die unbeeidigten Geistlichen im Innern des Landes den Geist des Aufruhrs schürten. Ludwig XVI. konnte diese Aufreizungen nicht dulden, ohne den Schein zu erregen, daß er sie begünstige; deshalb forderte er auch die Ausgewan- derten auf, in kürzester Frist nach Frankreich zurückzukommen.

Mag er, wie man sagte, durch geheime Schreiben dem officiellen widersprochen haben oder mögen die Ausgewanderten eigenfinnig gewesen sein, genug die letzteren achteten auf die Befehle des Königs nicht und riefen gegen sich, durch ihr Fernbleiben, außerordentlich strenge Gesetze hervor. Der König genehmigte das Decret, welches seinem ältern Bruder das Recht auf die Regentschaft für den Fall entzog, daß er nicht zurückkäme; dadurch aber, daß er das Gesetz gegen die Auswanderung und das neue Decret gegen die unbeeidigten Geistlichen nicht sanctioniren wollte, verlor er vollends alle Liebe des Volkes. Die Abgeordneten, welche durch die Kriegsrüstungen an der Grenze mehr gereizt als erschreckt wurden, forderten die Krone auf, von den deutschen Fürsten die sofortige Zerstreung der Versammlungen zu verlangen (29. November). Ludwig XVI. kündigte persönlich an, daß er dem Wunsche der Versammlung zuvorgekommen sei, indem er den Kurfürsten die Wahl zwischen sofortiger Vollziehung seines Verlangens und dem Kriege gestellt habe. Marbonne bestätigte die Worte des Königs und zeigte den Vertretern der Nation an, daß 150,000 Mann unter dem Commando Lucners, Lafayettes und Rochambeaus an Rheine zusammengezogen würden. Unterdeß kam die Antwort Leopolds an, eine thörichte Antwort, welche Ludwig XVI. in die Nothwendigkeit versetzte, Drohungen anzuwenden, um den Kaiser zu zwingen, den rechtmäßigen Forderungen Frankreichs zu genügen. Durch die Fürsorge des Ministers Marbonne wurden drei Armeen aufgestellt, eine in Flandern unter Rochambeau, eine bei Metz unter Lafayette und die dritte im Elsaß

unter dem tapfern Luckner. Auch wurden die Arbeiten zur Ausbesserung der Festungen beschleunigt.

Unterdessen ordnete die gesetzgebende Versammlung, welche die Führer der Auswanderung in Anklagestand zu setzen befahl, weil sie sich feindseliger Handlungen gegen Frankreich schuldig gemacht, die Sequestration der Güter und die Einziehung der Einkünfte für die Staatscasse als Kriegsentschädigung an, entzog auch dem ältern Bruder des Königs definitiv das Recht auf die Regentschaft. So wichtig auch diese Maßregeln waren, so führten sie doch keinesweges das erwartete Resultat herbei, d. h. sie zwangen Oesterreich nicht zu einem offenen und ehrlichen Benehmen gegen Frankreich. Man konnte sich unmöglich noch länger über den offenbaren Schutz täuschen, den die Mächte, welche die Erklärung von Pilnitz unterzeichnet hatten, den Ausgewanderten gewährten. Gensonné erhielt den Auftrag, darüber einen Bericht einzubringen und es wurde nach demselben beschlossen, daß Ludwig XVI. nicht mehr im Namen der Nation unterhandeln könne und daß er den Kaiser auffordern solle, vor dem 1. März eine Erklärung über den Vertrag von 1756 zu geben. Delessart, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zog die Unterhandlungen in die Länge, wurde zum Verräther am Vaterlande erklärt, in Anklagestand versetzt und nach Orleans, später nach Versailles gebracht, wo er in den schrecklichen Septembertagen sein Leben verlor.

Das Schicksal Delessarts rief den Rücktritt der Minister hervor, die der König den Feuillantent verdankte, und nöthigte

ihn, seine Blicke auf die Gironde zu werfen, aus welcher ein Ministerium hervorging, das die Hölzlinge beseitigen und lächerlich machen zu können glaubten, indem sie es das *Sansculotten-Ministerium* nannten. Die neuen Minister hatten die besten Absichten und besaßen Talent und Eifer genug, um sich populair zu machen. Der König schenkte ihrer Festigkeit und ihren ökonomischen Reformen Beifall, aber natürliche Unverträglichkeiten störten das Vertrauen bald, das sich zwischen Ludwig XVI. und den Girondisten zu bilden begann.

Das Wiener Cabinet sandte die Antwort, welche Frankreich verlangte und diese Note, in welcher Oesterreich sich anmaßte, in die Angelegenheiten Frankreichs sich einzumischen, erregte den Unwillen der Versammlung, die sie mit einem Kriegsrufe empfing. Der kritische Augenblick war endlich gekommen, herbeigeführt durch die Geistlichkeit und den Adel, deren beklagenswerthes Benehmen die Entwicklung des Drama's beschleunigte, das sich vor den Augen der erstaunten Welt entrollen sollte. Alle Zugeständnisse wurden unmöglich. Dumouriez, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, legte dem Könige einen Bericht über die Lage der Dinge vor und am 20. April 1792 begab sich der König, trotz seinem großen Widerwillen, in die gesetzgebende Versammlung, um da Franz I., König von Böhmen und Ungarn (denn noch war er nicht zum Kaiser erwählt) den Krieg zu erklären. Nach der Entfernung des Königs begannen die Debatten mit außerordentlicher Hestigkeit; das Decret wurde angenommen und der Krieg definitiv beschloffen.

Der Herzog von Orleans benutzte diese Umstände, um zu

versuchen, der Unthätigkeit seines Lebens ein Ende zu machen, denn er hatte sich immer bemüht, die Gunst des Hofes wieder zu gewinnen, statt sich unter die Aufreizer zu mischen, welche ihn fortwährend als Fahne benutzten. Der König und die Königin nahmen ihn wohlwollend auf, aber die gemeinsten Beleidigungen von Seiten der Hoflinge erregten seinen Groll und drängten ihn wieder zur Volkspartei. Da er seit 1779 noch als Admiral galt, so hatte er, freilich vergeblich, bei der Flotte ein Commando zu erlangen versucht, das ihm wegen seines schönen Benehmens in der Schlacht von Quessant zuzukommen schien. Nach seiner Rückkehr von London erneuerte er sein Gesuch ohne Erfolg. Im Jahre 1790 machte er bei dem Minister Duportail seinen Titel als Generaloberst der Husaren und leichten Truppen geltend; aber auch diesmal wurde seine Forderung zurückgewiesen. Im März 1792 endlich begab sich der Prinz nach Orient, wo eine allgemeine Musterung der Marineofficiere stattfinden sollte. Auf dieser Reise erfuhr er die Kriegserklärung gegen Oesterreich. Er ersuchte sofort den Minister Lacoste um die Ehre, dem Könige als Commandant der Garde vorgeschlagen zu werden. „Sie kennen“, sagte er, „meinen Eifer für die Constitution; er gestattet mir nicht, in dem Augenblicke, da der Krieg erklärt ist, in einer für jeden guten Bürger wahrhaft peinlichen Unthätigkeit zu bleiben.“ Er wünschte in der Nordarmee zu dienen, wo sich schon seine zwei Söhne befanden und hatte keinen Grund eine abschlägliche Antwort zu erwarten, als er am 24. April ein Schreiben empfing, in welchem die seltsame Stelle vorkam: „die Umstände des Augenblicks scheinen

keine Gelegenheit zu bieten, Sie Ihrem Range gemäß zu verwenden“. Der ebenso verwunderte als verletzte Herzog von Orleans stand trotzdem nicht ab, ja er that noch mehr Schritte, weil er hoffte, endlich glücklicher zu sein und die Lösung des Räthsels zu finden. Der Minister führte seine Sache warnend bei Ludwig XVI., konnte ihm aber nur die halbe Einwilligung abbringen: „nun, so möge er gehen wohin er will!“ Lacoste sagte dies dem Prinzen wieder, der, ohne auf die Ausdrücke der Erlaubniß zu achten, mit seinem dritten Sohne, dem Grafen von Beaujolais, abreiste, um sich nach Valenciennes zu der Armee Biron's zu begeben, in welcher der Herzog v. Chartres eine Reiterbrigade commandirte.

Den Befehlen Dumouriez zufolge sollten die Truppen Biron's an der Grenze Belgiens manövriren, dessen Bewohner seit ihrem Aufstande gegen Oesterreich für Frankreich günstig gestimmt zu sein schienen. Biron verließ deshalb am 27. April das Lager von Camars mit 6 Bataillons und 6 Schwadronen, um sich gegen Quiévrain, den ersten feindlichen Vorposten, zu wenden, wo er nur schwachen Widerstand fand. Am 29. erreichte er das Dorf Bouffu, das von dem Vortrabe des Oesterreichers Beaulieu besetzt war, welcher die Höhen bei Mons mit dem Gros seiner Armee vertheidigte. Seinen Instructionen gemäß bot er die Schlacht an und wendete sich nach einem siegreichen Kampfe von einigen Stunden rasch gegen die Stadt Mons, die, wie Dumouriez glaubte, bereit sein sollte, bei der Erscheinung der Franzosen sich zu erheben. Das geschah aber nicht und der General Biron ließ seine Truppen, um nicht überrumpelt

zu werden, nach Bouffu zurückgehen, um da die Nacht zu verbringen. Die durch einen Marsch von mehreren Tagen ermüdete Armee ruhte wirklich, als plötzlich gegen zehn Uhr Abends das 5. und 6. Dragonerregiment in Unordnung auffaßen und unter dem Rufe entflohen: „wir sind verrathen“. Biron eilte, verwundert über diesen Lärm, herbei, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte; die Aufrührer umringten ihn und wollten ihn mit sich fortziehen. Mit Dampierres Hülfe brachte er eine große Anzahl zurück, ohne die andern erreichen zu können, die in Galopp auf der Straße von Valenciennes hinjagten. Sobald die Oesterreicher Nachricht von diesem Unglücke erhielten, suchten sie daraus Nutzen zu ziehen und am andern Tage früh bei dem Ausbruche der Franzosen erschienen sie vor denselben und verfolgten sie. Die Franzosen kamen schnell in Unordnung, flohen nach Dulevrain und wendeten sich, als sie da vertrieben waren, nach dem Lager von Hamars zurück. Vergebens suchten die Officiere, an ihrer Spitze der Herzog von Chartres, die Flüchtigen aufzuhalten. Sie wurden bedroht, ihr Ansehen blieb unbeachtet und nur durch ein Wunder entgingen sie diesen Feigen. Während dies in Mons geschah, begegnete dem General Dillon, der mit 2000 Mann Infanterie und 1000 Reitern Lille verlassen hatte, um einen neuen Versuch gegen Tournay zu machen, etwas Aehnliches; aber bei diesem beklagenswerthen Vorfalle wurden der unglückliche Theobald Dillon und ein Genieofficier von ihren Soldaten und dem Pöbel von Lille ermordet. Das Geschütz, die Wagen und das Gepäck blieben in den Händen des Feindes.

Dieses doppelte Unglück, offenbar die Folge eines Ver= rathes, gab zu den heftigsten Beschuldigungen bei allen Par= teien Veranlassung. In Paris war die Bestürzung allgemein. Man erwartete da immer noch Details und am 4. Mai empfing man den Bericht Biron's, dessen edler Freimuth die Gemüther beruhigte. Er schrieb die beiden Unfälle einer Verschwörung zu und sagte dann von den beiden Söhnen des Herzogs von Orleans: „die Herren Chartres und Montpensier sind als Freiwillige bei mir gewesen und haben sich auf das Glänzendste und Ruhigste vielen Flintenschüssen ausgesetzt“. Das Patent eines Generalmajors war für den Herzog von Chartres der Lohn für sein Verhalten an jenem Tage (7. Mai). Der trau= rige Ausgang der Kämpfe von Quiévrain und Tournay be= stimmte Rochambeau, seine Entlassung zu fordern. Lafayette hoffte ihm zu folgen, aber Luckner fiel die Hinterlassenschaft des alten Marschalls zu. Dieser Vorzug gab die Veranlassung zu dem tiefen Haffe, der von diesem Augenblicke an zwischen La= fayette und Dumouriez bestand.

Mit seinem neuen Range erhielt der Herzog von Chartres das Commando einer Dragonerbrigade unter dem Befehle Luck= ners. Dieser Marschall blieb nur wenige Tage in seinem Lager, rückte am 17. vor und erschien vor Courtray. Die Besatzung war zwar schwach, wollte aber Widerstand leisten und es ge= lang ihr auch, die französischen Truppen ungefähr 2 Stunden aufzuhalten, dann detachirte Luckner, welcher der Sache ein Ende zu machen wünschte, den Herzog von Chartres, welcher seine Soldaten mit so tollkühner Unerforschtheit zum An=

griffe führte, daß mehrere Officiere ihn aufforderten, sich ein wenig zur Seite zu begeben. „Das ist nicht nöthig, lieben Freunde,“ antwortete er; „die Kugeln verschonen die Tapfern.“ Courtray wurde mit Sturm genommen und der Oberbefehlshaber, der sich selbst dem Feuer aussetzte, rechtfertigte seinen Ruf als tapferer Mann und gewann die öffentliche Meinung für sich. Er war ein guter und treuer Soldat, der Partei Lafayettes so sehr ergeben, daß er sogar die Abneigung desselben gegen Dumouriez theilte. Um diese Zeit erfolgte der Rücktritt des Lützern als Minister. Lützern hörte auf die Einflüsterungen der Feuillanten, verfolgte den in Ungnade gefallenen Minister mit seinen Beschuldigungen und sagte sogar, man habe ihn zu einer thörichten Unternehmung verleitet. In Folge davon versammelte sich ein großer Kriegsrath, in welchem beschloffen wurde, Courtray zu räumen, wo man ganz sicher war und sich an die, wie man sagte, von den Oesterreichern bedrohte Grenze zu begeben. Die Armee brach also am 30. auf und begab sich nach Valenciennes. Während der Ausführung dieses Manövers, das nur der Parteigeist gerathen hatte, stieß zu den Preußen, die im Kurfürstenthume Trier standen, um die Rüstungen der Ausgewanderten zu schützen, ein Theil der kaiserlichen Armee, die unter Clairfait in den Niederlanden heraufkam. Unterdeß erinnerte sich der vollziehende Rath des seltsamen Rückzugs Lützerns und befahl ihm, mit seiner Armee sich an den Rhein zu begeben, während sich die Lafayettes von Dünkirchen bis Montmedy ausdehnen würde. Diese doppelte Bewegung entblöhte mehrere Tage lang die beiden Grenzen

und ihre traurigen Folgen waren die Uebergabe von Orchiés, der Angriff auf Douai und die momentane Einnahme von Lille. Aber dieser Plan war zwischen dem Minister und Lafayette verabredet worden, der nur so nahe als möglich an die Hauptstadt kommen wollte, um im Nothfalle Ludwig XVI. gegen die Feinde desselben zu vertheidigen. Dumouriez, der vor kurzem in dem Lager Luckners angekommen und sehr schlecht aufgenommen worden war, mußte sehen, wie seine klugen Bemerkungen über diese Veränderung der Stellung gänzlich unbeachtet blieben. Er wurde in das kleine Lager von Maulbe verwiesen, gab die Hoffnung auf, der Stimme der Vernunft Gehör zu verschaffen und ergab sich darein, die Sache gehen zu lassen, wie sie gehen wollte. Die Armee Luckners wurde in zwei Corps getheilt; das eine unter den Generalen Chartres und v. Harville brach nach Metz auf, das andere, das Dumouriez anvertraut wurde, blieb in Flandern, um die Grenzen zu bewachen.

Es herrschte, wie man sieht, die vollständigste Anarchie unter den Generalen. In Paris brachte sie noch ernstere Unordnungen hervor. Lafayette hatte von Maubeuge aus, wo er sich verschanzt, der gesetzgebenden Versammlung die Intriguen des Jacobinerclubs angezeigt und sein wenn auch von Patriotismus eingegebener Brief brachte eine solche Aufregung hervor, daß am 20. Juni, am Jahrestage des Schwures im Ballhause, 30,000 Menschen in die Tuilerien drangen, da die beklagenswerthesten Excesse begingen und sich erst entfernten, nachdem sie Ludwig XVI. genöthigt hatte, die rothe Mütze aufzusetzen. Lafayette verließ im Unwillen seine Armee und erschien vor

den Schranken der Versammlung, um auf die Bestrafung der Anstifter anzutragen. Aber seine Umgebung trug ihm nur die Undankbarkeit des Königs und der Königin ein, indem sie ihn den Vorwürfen der meisten Volksvertreter aussetzten, die ihm entgegen hielten, daß Ludwig XVI. die Constitution verlege. Mitten in dieser Aufregung traf die Nachricht ein, daß 52,000 Preußen und Oesterreicher an der Grenze erschienen wären. Alle Parteien, die durch die gemeinsame Gefahr wiederum versöhnt wurden, vergaßen ihre Rivalität und ihren Haß, um den heranrückenden Feind zurückzuweisen. Freilich war die Versöhnung nur von kurzer Dauer. Wenige Tage nachher berieth man im Gesetzgebungscomité über die Absetzung des Monarchen. Er hatte die Gitter der Tuileries schließen lassen und man decretirte, daß die Terrasse der Feuillanten ein öffentlicher Gang sei. Fünfhundert kühne exaltirte Marseiller kamen mit zwei Kanonen am 30. Juli in Paris an und beschuldigten vor der Barre der Versammlung Ludwig XVI. des Verrathes. Um das Unglück voll zu machen, brachte ein dem Herzog v. Braunschweig zugeschriebenes Manifest*) in Frankreich einen furchtbaren Eindruck hervor; vergebens besavouirte der König dasselbe.

*) Die Rechtheit der Unterschrift des Herzogs v. Braunschweig unter diesem Manifeste kann nicht in Zweifel gezogen werden. Heut zu Tage ist die Wahrheit darüber bekannt und da der Geschichtsschreiber dieselbe zu verbreiten hat, namentlich wenn sie dazu dienen kann, das Andenken eines streng beurtheilten Mannes zu reinigen, so theilen wir hier die Rechtfertigung des Benehmens des Herzogs v. Braunschweig im Jahre 1792 mit:

Die Versammlung und das Volk bewahrten den Groll, den es erzeugt hatte; alle Sectionen verlangten die Absetzung und am 10. August entstand endlich ein blutiger Kampf im Hofe der Tuilerien zwischen den Royalisten und dem von Chabot und

„Die französischen Ausgewanderten hatten von dem Könige von Preußen, der sich damals bei seiner Armee befand, verlangt und erlangt, daß er ein Manifest, welches die Versammlung mit Schrecken zu erfüllen im Stande sei, gegen das republikanische Frankreich richte.

„Die Minister Friedrich Wilhelms und seine Umgebungen, die einer Meinung mit dem Könige waren, überredeten den Herzog von Braunschweig, daß dieses Actenstück von ihm, als dem Generalissimus des Heeres, ausgehen müsse. Der Herzog war sehr dagegen, da er es aber für seine Pflicht hielt, den bestimmten Befehlen des Königs zu gehorchen, so willigte er ein, das Manifest zu unterschreiben, das man ihm im Entwurfe vorlegte. Er unterschrieb die Abschrift, nachdem er sie kaum angesehen, gleichsam im Vertrauen, da er es nicht für möglich hielt, an der Rechtllichkeit des Königs zu zweifeln. Dieser hatte aber dem Entwurfe jenen berüchtigten Satz hinzufügen lassen, in welchem man den Herzog erklären ließ, „wenn die Franzosen nicht gutwillig die Waffen niederlegten und ihren König Ludwig XVI. annähmen, würde er Paris verbrennen und von je zehn Einwohnern der Stadt einen hinrichten lassen.“ Als der Herzog nach der Veröffentlichung des Manifestes bemerkte, daß man diesen Satz hinzugefügt hatte, bat er den König um seine Entlassung; dieser wollte sie aber nicht annehmen und erniedrigte sich vor dem Herzoge dermaßen, daß er den Letztern in die Unmöglichkeit versetzte, bei einem Entschlusse zu verharren, welcher die Ehre der Sache, der er edel zu dienen geschworen hatte, vor den Augen der Welt gefährdet haben würde.“ (Karl von Geste oder dreißig Jahre aus dem Leben eines Souverains.)

Danton aufgeregten Volke. Der in die höchste Angst versetzte Ludwig XVI. flüchtete sich mit seiner Familie in den Schooß der Versammlung, in die er mit den Worten trat: „ich kam hierher, um ein großes Verbrechen zu verhüten, das begangen werden sollte“. Aber der Zorn der Vorstädter und der Pariseiller war bei weitem noch nicht beruhigt; sie drangen, erbittert über den Widerstand der Schweizer, die auf ein in deutscher Sprache gegebenes Commando auf das Volk geschossen hatten, in den Garten der Tuilerien, zogen ihre Kanonen unter die Vorhalle und bemächtigten sich des Schlosses nach einer gräßlichen Mezelei.

Unterdeß sah die königliche Familie in einer Loge der Versammlung ihre Macht verschwinden, denn in einer und derselben Sitzung suspendirte ein Decret den Monarchen und forderte die Franzosen auf, einen Nationalconvent zu bilden. Am andern Tage nahm man in St. Denis die Asche der Könige heraus, zerschlug ihre Statuen und am 18. sperrete man Ludwig XVI. im Temple ein. So trat endlich die Republik in's Leben und es handelte sich nur noch darum, sie vor den verbündeten Mächten zu schützen.

Es wurden verschiedene Beschlüsse in Bezug auf die Armee und die verdächtigen Generale gefaßt und die Commission ging ab, um den Truppen den neuen Eid abzunehmen. Lafayette hatte in Verzweiflung den Sturz des Thrones erfahren und um eine Reaction zu Gunsten der Monarchie zu versuchen, verordnete er zuerst die Verhaftung der drei Commissare der Versammlung, dann widersezte er sich den neuen Decreten und

ließ die Soldaten den Eid der Treue gegen Gesetz und König wiederholen. Fünfundsebenzig Departements waren ihm ergeben und Arthur Dillon, der ein Commando unter ihm in Valenciennes hatte, hielt sich bereit ihn zu unterstützen. Die Versammlung erklärte Lafayette für einen Vaterlandsverräther und beschloß, ihn in Anklagestand zu versetzen. Um der Verweisung zu entgehen, verließ der tapfere General Frankreich mit einigen seiner treuesten Freunde, begab sich nach den Niederlanden und wurde gegen das Völkerrecht von den Österreichern in Ketten gelegt. Dieser Abfall in einem solchen Augenblicke konnte unberechenbare Folgen haben, 1) weil Metz zu schwach vertheidigt war, als daß es den Verbündeten hätte widerstehen können, obgleich Lutner und die Generale Chartres und Garville ihm zu Hülfe gekommen wären; 2) weil die Preußen in Thionville und Longwy, auf welche Plätze man viel gerechnet hatte, das französische Gebiet bereits betreten hatten und Montmédy, einen wichtigen Platz belagerten, der schwer zu vertheidigen war; 3) weil endlich die 23,000 Mann Lafayette's, die in Folge der Flucht aller ihrer Führer desorganisiert waren, den Muth und die Subordination verloren, was die Annäherung eines numerisch überlegenen Feindes erklärte. Die Lage war also kritisch als die Ernennung des Dumouriez, welcher die Achtung der neuen Meritierung durch seine Opposition gegen die Pläne Lafayette's gewonnen hatte, den Eifer und den Muth der Soldaten wieder hob.

Als Oberbefehlshaber der Nordarmee begab sich Dumouriez, dessen Muth und Genie sich bald in so bemerkenswerther

Weise zu erkennen geben sollten, nach Sedan, wo sich die Truppen Lafayette's befanden. Ohne auf den kalten Empfang zu achten, begann er seine Reformen mit überraschender Thätigkeit und stellte nach wenigen Tagen die vollkommenste Ordnung wieder her. Da die bereits im Besitz von Longwy befindlichen Preußen Thionville bedrohten und gegen Verdun rückten, so waren die Generale, welche Dumouriez zusammenberufen hatte, der Meinung, daß man dem Feinde nicht eher gegenüber trete, bis man die Vereinigung der andern Armeen bewirkt habe. In Paris verzweifelte man ebenfalls und die drohende Gefahr erhöhte die gereizte Stimmung der Gemüther. Die Nachricht von der Einnahme Longwys brachte eine elektrische Wirkung in dem Volke hervor. Man ging von dem Unglauben zum Zweifel, von dem Zweifel zum Schrecken, von dem Schrecken zur Wuth über. Die edelsten und entseßlichsten Gefühle erwachten gleichzeitig in allen Herzen. Rachegebanken, welche Robespierre, Marat und Danton schürten, bewegten den Pöbel, während die Vaterlandsliebe wie durch Zauberei Tausende von Vertheidigern weckte. Es war die Zeit der Verbrechen und Tugenden, in welcher der Heldenmuth der Soldaten die Gräuel der Septembertage mildern sollte. „Man muß den Royalisten Furcht einjagen“, schrie Danton und diese Worte wurden das Signal zu den Missethaten, welche fünf Tage dauerten. „Das Vaterland ist in Gefahr!“ rief Vergniaud, und nach diesen edeln Worten flogen die jungen Freiwilligen zum Siege.

Dem General Dumouriez war indeß der Ruhm beschieden, Frankreich vor dem Einfall der Preußen zu retten. Die Generale

meinten, wie bereits erwähnt, man müsse sich zurückziehen und der Kriegsrath erhob diese Ansicht zum Beschlusse. Dumouriez, dem allein die Entscheidung zustand, glaubte sicher den Feind aufhalten zu können, wenn es ihm möglich wäre, vor demselben den großen Wald von Argonne zu besetzen, der sich von Bassavant bis Sedan zieht. Er wählte von den fünf großen Defileen, die ihn durchziehen, die beiden wichtigsten, Grand Pré und Les Islettes, um da zwei beträchtliche Lager zu bilden. Kaum war er da angekommen, als er die Einnahme von Verdun erfuhr. Allsald richtete er an den vollziehenden Rath die berühmten gewordenen Worte: „Verdun ist genommen und ich erwarte die Preußen. Das Lager von Grand Pré und Islettes sind die Thermopyläen Frankreichs; aber ich werde glücklicher sein als Leonidas“. Er hatte wirklich das Schicksal des spartanischen Helden nicht, denn er schlug den Feind zurück. Unglücklicherweise kamen zu den Schwierigkeiten seiner Lage zahllose Plackereien von Seite der Regierenden in Paris. Der vollziehende Rath hielt, gegen seine Ansicht, die Marne für die wirkliche Vertheidigungslinie. Diese Widersprüche würden im höchsten Grade verderblich geworden sein, wenn der General nicht in Grand Pré bis zu dem Augenblicke geblieben wäre, als sein linker Flügel bei Croix-aux-Bois (14. September) geschlagen war. Diese Schlappe öffnete dem Herzog von Braunschweig die Ebene der Champagne, aber Dumouriez folgte ihm ohne Verzug dahin und zog sich auf Sainte Menchould als Verbindungspunkt zurück.

Der Rückzug von Grand Pré hatte die Besorgnisse der

Pariser und des vollziehenden Rathes neu geweckt und nur die Versicherung des Generals konnte sie zerstreuen. Auf der andern Seite faßte die Versammlung wieder Vertrauen, als sie auch von Metz, wo sich die zur Nordarmee gesandten Commissarien befanden, gute Nachrichten erhielt. Der ausführliche Bericht, welchen dieselben über ihre Inspection abstatteten, enthielt unter andern folgende Stelle: „wir werden auch ein Zeugniß der Zufriedenheit mit den vortrefflichen Gesinnungen des Herrn Valence, Chartres, Montpensier, Beauharnais, Desprez, de Craffier und Testaiger geben. Wir wollten auf eine Belohnung für den Marschall Lückner antragen, dessen patriotische und treue Haltung wir kennen gelernt hatten, als wir seine Entlassung erfuhren“. Dieses Schreiben veranlaßte einen für den Herzog von Chartres besonders günstigen Beschluß, denn am 11. September wurde er zum Generallieutenant und Gouverneur von Straßburg ernannt. Er war damals 18 Jahre alt. Diese beiden Titel geben den Maßstab von der Achtung, den seine Tapferkeit erregte; aber wenn er den einen annahm, glaubte er doch den andern abschlagen zu müssen. „Ich bin zu jung“, sagte er, „um mich in einer Festung einzuschließen; ich wünsche bei der activen Armee zu bleiben“. Er wurde denn auch wirklich der Armee von Metz unter Kellermann zugetheilt. „Donnerwetter“, rief der letztere aus, als der Herzog von Chartres im Hauptquartiere erschien, „einen so jungen General habe ich noch nicht gesehen. Wie zum Teufel, haben Sie es angefangen, daß Sie schon General sind?“ — „Weil ich der Sohn dessen bin, der Sie zum Obersten machte“, antwortete

der Herzog. — „Nun, es freut mich“, setzte Kellermann hinzu, Sie unter meinen Befehlen zu sehen“. Während Dumouriez nach Sainte Menehould marschirte, war auch Kellermann aufgebrochen, aber für die Umstände zu langsam; erst nach vierzehn Tagen konnte er dem Oberbefehlshaber seine baldige Ankunft anzeigen. Beurnonville erhielt darauf sofort Befehl, sich mit den beiden Armeen zu Sainte Menehould zu vereinigen. Sainte Menehould, der Sammelplatz der drei Armeen, an der Aisne gelegen, wird auf der einen Seite durch Anhöhen verdeckt, an deren Fuße ein tiefer Bach Sümpfe zwischen den Hügeln von Hyron, La Lune und Gifancourt bildet. Mitten in dem Bassin liegen mehrere andere Anhöhen, darunter die Mühle von Balmy, den Hügeln von La Lune gegenüber. Dumouriez setzte sich in Sainte Menehould fest und vertheilte seine Armee auf so vortheilhafte Stellungen, daß er auf drei Punkten: Sainte Menehould, Les Islettes und Chalons die Straße nach Paris beherrschte.

In Folge seiner fortwährenden Zögerungen ging Kellermann, statt sich nach der Meinung Dumouriez den Höhen von Gifancourt zu bemächtigen, in der Nacht vom 19. September über den Bach Auve, begab sich auf die Anhöhe von Balmy und stellte seine Armee in zwei Linien auf, eine unter dem Generallieutenant Valence, die andere unter dem Generallieutenant Chartres. So hatte er, vorn durch die Höhen von La Lune beherrscht, wo die Preußen standen, auf der einen Seite Hyron, das die französischen Truppen besetzt hielten und auf der andern Gifancourt, wo der Feind ankam. Gleich bei Tages=

anbruch wurde der Vortrab Kellermanns, der hinter Hans stand, unerwartet von dem preussischen Vortrabe überfallen und anfangs zum Weichen gebracht; die Soldaten aber, welche die Energie ihres Commandanten Desprez de Grassier anfeuerte, setzten dem lebhaften Angriffe einen Widerstand entgegen, den freilich ihre geringe Anzahl nicht aufrecht erhalten konnte, und zogen sich in guter Ordnung auf das Gros der Armee zurück. Kellermann kam Desprez de Grassier zu Hülfe, sobald er Nachricht erhalten hatte. Dann stellte er seine erste Linie unter dem Commando des Generals Valence vor Orbeval zwischen der Aube und dem Plateau von Balmy, perpendiculair mit der Straße von Chalons, auf. Die zweite Linie unter dem Herzoge von Chartres nahm ihre Stellung parallel der Straße und perpendiculair der ersten auf der Höhe von Balmy, so daß die beiden Linien einen rechten Winkel bildeten. Auf diesem Posten, der für den wichtigsten und wegen seiner Höhe am stärksten ausgesetzt galt, ließ Kellermann eine Batterie von 18 Geschützen aufstellen, während er dem General Stengel auftrug, die Höhen von Hyron zu besetzen. Wie schnell auch der Herzog v. Chartres die ihm anbefohlene Bewegung ausführte, die Vertheidigung des Lagers und die Verpackung der Saumrosse hinderten ihn, vor 8 Uhr mit der Spitze seiner Infanterie die Mühle von Balmy zu erreichen. „Kommen Sie! kommen Sie!“ rief ihm der General Stengel zu, „denn ich kann den Posten, wo ich bin, nicht verlassen, ohne abgelöst zu sein, und gleichwohl werden wir hier sofort erdrückt werden, wenn ich den Preußen da oben nicht zuvorkomme“, setzte er hinzu, indem er nach Hyron hinwies.

Die Preußen, welche die Offensiv'e ergriffen hatten, begannen von den Höhen La Lune gegen die Mühle von Balmy eine Kanonade, welcher die französische Artillerie mit einem wohlgenährten Feuer antwortete. Kellermann, der von allen Seiten angegriffen war, konnte in die Sümpfe der Aube gedrängt werden und seine Lage war im höchsten Grade kritisch. Dumouriez schickte schnell Chasot mit neun Bataillonen und acht Schwadronen auf dem Wege von Chalons ab, um die Mühle von Balmy von der linken Seite zu unterstützen, wie sie Stengel auf der rechten unterstützte. Fregeville erhielt den Befehl, mit der ganzen Cavalerie, die er in Passavant befehligte, an die Aube zu kommen und der General Beurnonville, Stengel mit sechszehn Bataillonen zu unterstützen, wenn der Feind ihn zu umgehen suche. Diese Verstärkungen erlaubten Kellermann, sich auf dem Plateau von Balmy zu halten und der Eifer der Truppen blieb ungeschwächt. Nur in zwei Bataillonen der von dem Herzoge v. Chartres commandirten Division entstand eine kurze Verwirrung, weil dort durch eine Bombe zwei Pulverwagen in die Luft gesprengt wurden. Die Explosion brachte Verwirrung in die Reihen, aber auf den Zuruf des jungen Generals sammelten sich die Soldaten wieder und kehrten zum Kampfe zurück, als der Herzog von Braunschweig den Bajonetangriff befahl.

Es war am 20. September. Ein grauer kalter Himmel lag seit mehreren Tagen über der dürr'en Gegend, in welcher das Schicksal der französischen Revolution entschieden werden sollte und die beiden Armeen konnten einander wegen eines

dicke Nebels nicht deutlich sehen. Gegen Mittag zerriß der Nebel vor den bleichen Strahlen der Herbstsonne und die französischen Truppen erwarteten festen Fußes den Feind, der in drei Colonnen anrückte. Kellerman schien da um vieles größer zu werden. Ruhig und stolz formirte er seine Armee bataillonsweise in Colonnen und richtete die einfachen Worte an sie: „Cameraden, der Augenblick des Sieges ist gekommen; lassen wir den Feind heranrücken, ohne einen Schuß zu thun und greifen wir ihn mit dem Bajonet an“. Dann rief er mit einer elektrisirenden Begeisterung aus: „es lebe die Nation! vorwärts! Zum Siege für sie“. Dieser an der ganzen Linie wiederholte Ruf entflammte die jungen Soldaten und verwandelte sie in Helden. Kellermann und der Herzog von Chartres benutzten diesen Aufschwung und führten die tapfere Jugend gegen die preussischen Colonnen, die wie entsetzt vor dieser patriotischen Begeisterung zurückwichen und in ihr Lager zurückkehrten. Um vier Uhr wollte der Herzog v. Braunschweig, der die Kanonade nicht unterbrochen hatte, den Angriff erneuern, aber er war auch diesmal nicht glücklicher, mußte sich eilig zurückziehen, um eine unglückliche Niederlage zu vermeiden und überließ den Franzosen das Schlachtfeld.

Das war der berühmte Tag, der unter dem Namen „die Kanonade von Balmly“ bekannt ist, weil an demselben Tage über vierzigtausend Kanonenschüsse abgeseuert worden sein sollen. Die Verluste beliefen sich auf jeder Seite nicht über neunhundert Mann. Das Hauptresultat dieses Sieges, den man als das Signal zu der langen Reihe ruhmreicher Siege Frank-

reichs ansehen kann, war die ansehnliche Verminderung der thörichten Hoffnungen der Ausgewanderten, welche der König von Preußen mit bitterm Vorwürfen nicht verschonte. Am Tage nach der Schlacht rühmte sich ein preussischer Parlemontair, der die Ereignisse vom vergangenen Tage noch nicht kannte, vor dem Herzoge von Chartres, daß er Empfehlungsbriefe für einige Schlösser an der Straße nach Paris besitze. Er versprach sich ein lustiges Leben und sehnte sich sehr, wie er sagte, nach der Hauptstadt, um da alle Patrioten hängen zu sehen. „Das Beste, was Sie thun können“, antwortete ihm der Prinz, „ist, daß Sie nach Berlin zurückkehren, wo Sie, wie ich wünsche, Niemanden werden hängen sehen“; dann theilte er ihm den Sieg von Valmy mit. Diese Anekdote ist ein Beweis von der Verblendung der Ausgewanderten und von der falschen Ansicht, welche sie dem Auslande über die Revolution beigebracht hatten. Wie schmerzlich mußte ihre Enttäuschung sein! Welches Entsetzen mußte sie bei dem Anblicke des Muthes, der Tapferkeit und des Genies der französischen Generale ergreifen, da sie auf Muthlosigkeit, Unerfahrenheit und selbst Verrath rechneten. Wenige Tage vor dem 20. September erhielt der Oberst Mannstein, Adjutant des Königs von Preußen, durch die Vermittlung des Barons v. Lehmann, welcher sein Avancement in der französischen Armee dem Herzog von Orleans verdankte, die Erlaubniß Kellermanns, im Hauptquartiere zu erscheinen, und sagte zu dem Herzoge von Chartres: „wollen Sie einen Brief an Ihren Herrn Vater übernehmen? — „Necht gern“, antwortete der Herzog, „wenn er nur Aeußerungen Ihrer Dank-

barkeit gegen ihn enthält". — „Das würde nicht genug sein. Es hängt vielleicht von dem Herzog von Orleans ab, die Geißel des Krieges abzuwenden. Ich kenne die Absichten der verbündeten Mächte, ich weiß, daß sie vor allem wünschen, Frankreich vor der Anarchie zu bewahren und da man glaubte, daß ich Sie hier sehen würde, bin ich beauftragt worden, dem Prinzen Ihrem Vater anzudeuten, daß man sich beruhigen würde, sobald man ihn an der Spitze der Regierung sähe." — „Wie konnten Sie glauben", entgegnete der Prinz ironisch, „daß wir, mein Vater oder ich, auf solche Märchen hören würden!" Der Oberst, der die Nutzlosigkeit seiner Vorstellungen erkannte, beschränkte sich nun darauf, den Herzog von Chartres zu bitten, seinem Vater einen einfachen Brief zu übergeben, den der Herzog unerbrochen auf dem Bureau des Conventes niederlegte und der ungelesen verbrannt wurde.

In derselben Zeit, als die Auswanderung in einem Tage ihre theuersten Hoffnungen schwinden sah, erkannte das Land, was es von seinen heldenmüthigen Söhnen zu erwarten habe. Ein Bataillon der Division des Herzogs von Chartres war von solcher Begeisterung ergriffen, daß die Soldaten, welche das Gepäck zu bewachen hatten, sich weigerten, diesen Dienst noch länger zu thun. Der junge General wurde davon benachrichtigt, als er an der Fronte des Bataillon hinritt. „Wir sind hier, um das Vaterland zu vertheidigen", sagte ein Soldat, der aus dem Gliede trat, „und wir verlangen, daß man uns nicht zumuthe, hier zu bleiben und das Gepäck zu bewachen." — „Gut, Kamerad", antwortete ihm der Herzog v. Chartres,

„ich will es Euch nicht zumuthen; Euer Gepäck mag sich heute selbst bewachen und Euer Bataillon mag ganz mit Euern Kameraden vorrücken, damit Ihr ihnen zeigt, daß Ihr so gut wie sie französische Soldaten seid.“

Die Nachricht von dem Siege von Balmly verbreitete Freude in Paris und man vergaß darüber den unglücklichen Anfang des Feldzuges. Man träumte nun von nichts als Siegen und Eroberungen und überall wurden patriotische Feste gefeiert, die an die berühmten Tage Spartas erinnerten. Im Convente selbst gab sich eine unbeschreibliche Freudentrunkenheit kund bei der Vorlesung des Berichtes Kellermanns, der über den Sohn Ludwig Philipp Josephs sagte: „da mir die Auswahl schwer wird, so will ich unter denen, welche großen Muth bewiesen haben, nur den Herrn von Chartres und seinen Adjutanten, den Herrn von Montpensier erwähnen, deren große Jugend die Kaltblütigkeit unter dem fürchterlichsten Feuer, das man sehen kann, im höchsten Grade bemerkenswerth macht“.

Kellermann benutzte die auf die Schlacht von Balmly eintretende Nacht, um wieder über die Aube zu gehen und die Höhen von Gifancourt zu besetzen, die er im Anfange vernachlässigt hatte. Diese gute Stellung machte es ihm möglich, seinen Truppen die nöthige Ruhe zu gönnen. Auf der einen Seite war das Lager befestigt; die Armee konnte auf ungefähr 50,000 Mann marschfertiger Truppen rechnen, die Lebensmittel waren in zureichender Menge vorhanden und der Muth war in alle Herzen zurückgekehrt. Auf der andern Seite sammelte der General von Harville Truppen in Rheims, der General Sparre

in Chalons; in Paris, Soissons, Eprenay, Troyes, Vitry bildeten sich ebenfalls Corps, so daß Alles für das nächste Zusammentreffen einen noch entscheidendern Sieg versprach und die Preußen, die sich noch immer auf den Höhen von La Lune verschanzt hielten, mitten in diesen herbeiziehenden Truppen ohne Wasser, ohne Fourage und ohne Lebensmittel eingeschlossen werden mußten. Dumouriez hatte offenbar die vortheilhaftere Stellung voraus, gleichwohl erkannte man in Paris seine richtigen Ansichten nicht an und tabelte es, daß er das Lager von St. Menehould so hartnäckig festhalte. Man drang in ihn, daß er über die Marne gehe; die Versammlung, der Rath, selbst die Officiere belästigten ihn mit Bemerkungen, auf die er zum Glück nicht achtete. Die Ereignisse sollten das Verhalten des Oberbefehlhabers rechtfertigen, denn die schöne Armee der Verbündeten sah sich bald in einen beklagenswerthen Zustand versetzt und genöthigt zu parlementiren, einen Austausch der Gefangenen vorzuschlagen und ihren Rückzug zu bewerkstelligen.

Seit dem 10. August war die gesetzgebende Versammlung permanent geblieben. Am 21. September trat sie den Saal des Reithauses dem Nationalconvente ab; am 22. schaffte ein Decret die Königswürde ab; von diesem Tage datirte sich die e i n e u n d u n t h e i l b a r e französische Republik und die Benennung „Bürger“ trat an die bisherige „Herr“. Paris, das durch vierzig tägige Verbrechen und Anarchie betrübt worden war, rechnete auf die Energie der neuen Versammlung zur Wiederherstellung der Ordnung. Die Wahlen waren stürmisch gewesen, namentlich wurde die des Herzogs von Orleans

bestritten und man behauptete sogar, er habe die Unterstützung Dantons und Marats erkaufte. Diese unwahrscheinlichen Behauptungen sanken indeß von selbst in sich zusammen. Der Prinz, welcher genöthigt worden war, den Namen seiner Vorfahren mit dem *Egalité* (Gleichheit) zu vertauschen, wurde in den nur zu berühmten Convent aufgenommen, in welchem abwechselnd die Girondisten durch Beredsamkeit und Talent, und die Bergpartei durch die Uebertreibung ihrer Grundsätze und durch den Schrecken herrschen sollten. Unter den ersten und stürmischen Debatten gelang es der Versammlung, die Ruhe in der Hauptstadt wieder herzustellen und sie sorgte für die Erneuerung der vollziehenden Gewalt wie für die Vorbereitungen der Constitution. Sie erließ zwei Decrete, von denen das eine die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Ausgewanderten mit Todesstrafe belegte, das andere aber ihre Verbannung auf Lebenszeit aussprach (23. October). Das St. Ludwigskreuz wurde abgeschafft, das Scepter und die Krone öffentlich zerbrochen und man fing an, sich mit dem Schicksale Ludwigs XVI. zu beschäftigen.

Die militairische Lage hatte in kurzer Zeit ein ganz neues Aussehen gewonnen. Der Rückzug der Preußen und das Einrücken der französischen Truppen in's Ausland waren Ereignisse von großer Bedeutung. Der Herzog von Chartres, der es zum zweitenmale vorgezogen hatte, im activen Dienste zu bleiben, war damals unter den Befehlen Dumouriez bereit, den Belagerungskrieg nach Belgien zu verpflanzen. Dumouriez begab sich nach seiner Rückkehr von Paris, wo er sich mit den

Ministern über den nächsten Feldzug besprochen hatte, nach Valenciennes (25. October). Er traf auch Beurnonville und den Herzog von Chartres, die sich zurückgezogen, nachdem sie Albert von Sachsen-Teschen zurückgedrängt hatten. In diesem Augenblicke hatte das nicht nur befreite, sondern erobernde Frankreich binnen weniger als zwei Monaten jene furchtbare Coalition gestürzt, die nach den prahlerischen Ausdrücken der Ausgewanderten nur eine militairische Promenade sein sollte. Frankreich war bereits im Besitze der Pfalz, Savoien und der Grafschaft Nizza, und seine in numerischer Hinsicht unbestreitbare Ueberlegenheit gab ihm die Hoffnung, mit einem glänzenden Schlage einen Feind zu vernichten, der zwar entmuthigt war, aber sich noch nicht für überwunden erklären wollte. Dumouriez trug sich gern mit diesem Gedanken und seine Ungeduld, den Feldzug zu eröffnen, wurde durch die Hindernisse, die man der Ausführung seiner Pläne entgegensetzte, nur um so mehr gereizt. Pache war in dem Kriegsministerium auf Servan gefolgt, versprach Dumouriez alles, was derselbe verlangte und dieser ließ seine Truppen noch vor der Ankunft der Mundvorräthe vorwärts gehen.

Der Feldzugsplan des Dumouriez zerfiel in zwei große Bewegungen. Durch die erste wollte er die Vereinigung Clairfayts und des Herzogs von Sachsen-Teschen dadurch hindern, daß er Valence mit 16,000 Mann von Givet nach Namur und Lüttich sandte, während Harville mit 12,000 Mann sich nach Charleroi begeben sollte, um sich mit Valence zu vereinigen und den Feind noch enger einzuschließen. Labourdonnaye

befand sich mit 18,000 Mann auf dem linken Flügel und hatte Befehl, in Eisling zu lagern, sich gegen Tournay zu wenden, um den Herzog Albert zu nöthigen, eine andere Stellung zu nehmen und sich endlich der Stadt zu bemächtigen, wenn sie nicht wohl bewacht wäre. Belgien war so von allen Seiten umzingelt und Dumouriez, der sich mit 40,000 Mann im Centrum befand, gedachte gegen Mons und Brüssel zu rücken, um den Herzog von Sachsen-Teichen im Falle eines Widerstandes zu vernichten.

Durch die zweite Bewegung, bei der Annahme, daß der Herzog Albert Lüttich erreichte, sollten die beiden Armeecorps vom rechten Flügel sich in Namur vereinigen und Valence diese Stadt zu nehmen suchen, während der Oberbefehlshaber die Kaiserlichen bis an die Maas verfolgte. Labourdonnaye sollte sich an den Küsten Flanderns hinziehen, Gent, Antwerpen und Mecheln zu nehmen versuchen und dann bei Airemonde wieder an die Maas gelangen. Diese zweite Bewegung sicherte die gänzliche Räumung der Niederlande.

Das war der Plan des Oberbefehlshabers, aber die Langsamkeit des Ministers Pache verhinderte die Ausführung. Valence hatte zuerst von diesen Widerwärtigkeiten bei der Zusammenziehung seiner Armee in Givet zu leiden, wo er bis zur Ankunft seines Geschüzes, seiner Munition und seiner Trainpferde warten mußte. Clairfayt benutzte diese Zögerung, ging durch Luxemburg nach Belgien und vereinigte sich mit dem Herzoge von Sachsen-Teichen. Dumouriez änderte, nachdem er diese Vereinigung erfahren hatte, den ersten Theil seines

Gesch. Ludw. Philipps.

Blancs; statt Valence zu verwenden, befahl er ihm, sich schnell von Charleroi nach Nivelles zu wenden, verstärkte sich durch das Corps Harvilles, führte seine Truppen zwischen Quarouble und Quievrain und näherte sich dann dem Herzoge Albert wieder, der bereits einen Gordon von Tournay bis Mons gebildet hatte. Schon am 28. October ging der Generalmajor Berneron auf Befehl des Oberbefehlshabers mit 8000 Mann durch Condé, um den Wald von Berniffard zu reinigen und sich da fest zu setzen. Um die Verbindung zwischen diesem detaschirten Corps und dem Gros der Armee herzustellen, trug er sodann Beurnonville auf, Quievrain, Montreuil und Pommereuil zu besetzen. Beurnonville, der hart auf den Herzog von Sachsen-Teschen drückte, überfiel am 2. November die ersten Posten des Feindes in dem Dorfe Thulin und vertrieb sie daraus. Da er aber die Unklugheit begangen hatte, sich in die Ebene nach der Mühle von Bouffu zu wagen, mußte er zurückweichen. Dumouriez beeilte sich sofort, seine Vorhut mit neun Bataillonen unter dem Herzoge von Chartres zu verstärken. Dieser, der auf dem rechten Flügel operirte, griff am 3. den Feind an und nahm die Mühle von Bouffu mit der Batterie, welche sie vertheidigte, während Beurnonville, Stengel, Dampierre und Fregeville die Kaiserlichen bis Ghislain trieben. Der Erfolg dieser Bewegung gestattete Dumouriez, ruhig alle seine Vorbereitungen zu einer allgemeinen Bewegung zu beendigen und am 3. Abends bivouakirte die französische Armee vor dem Lager der Oesterreicher, die sich in großer Anzahl auf den Höhen verschanzt hatten, welche kreisförmig die Stadt Mons umziehen.

Auf diesen Höhen liegen drei Dörfer: Berthaimont rechts von der Stadt Mons, Guesmes vorn und links von Guesmes Temmapes, das sich auf einem amphitheatralischen und bewaldeten Boden hinzieht. Die Oesterreicher hatten diese drei Punkte längst schon furchtbar befestigt, um den siegreichen Marsch der Franzosen aufzuhalten. Vierzehn Schanzen mit hundert Feuerschlünden, die übereinander aufgestellt waren, Verhaue, Hohlwege, steile Abhänge und 20,000 Mann wohl Disciplinirter und Kriegsgewohnter Truppen machten diese Stellungen uneinnehmbar. Claryfait hielt Temmapes und Guesmes besetzt und Beaulieu lagerte in Berthaimont. In den Wäldern umher waren Tyroler Jäger vertheilt, und um diese imposanten Streitkräfte zu vervollständigen, hielt sich eine prächtige Cavalerie auf den Höhen wie in dem Durchgange zwischen Temmapes und Guesmes bereit, sich auf unsere Bataillone zu stürzen, sobald das Feuer der Batterien Lücken in dieselben gerissen haben würde.

Diesem furchtbaren Lager gegenüber vertheilte Dumouriez sein Heer in folgender Weise: Beurnonville hatte bei der Vorhut vor sich den linken Flügel des Feindes auf der Höhe von Guesmes; Dampierre, der zwischen Frameries und Baturage stand, führte den rechten Flügel, der Beurnonville zu unterstützen hatte, und Harville auf dem äußersten rechten Flügel zu Sibly sollte den zu Berthaimont lagernden linken Flügel der Kaiserlichen bedrohen. Das vierundzwanzig Bataillone starke und vom Herzoge von Chartres geführte Centrum entsprach dem Centrum der Oesterreicher und hatte Befehl, Temmapes

von vorn anzugreifen. Drei Generalmajore endlich unter den Befehlen Ferrands, des Commandanten des linken Flügels, sollten sich durch ein kleines Dorf, Quaregnon, auf die rechte Seite von Semmapes wenden. Die Artillerie war bereit, jede Schanze von der Flanke zu beschießen und die Cavalerie zwischen die Divisionen vertheilt, um die Bewegungen derselben zu unterstützen.

Am 6. um acht Uhr früh begann das Feuer lebhaft auf der ganzen Linie. Beurnonville versuchte mit zehn Sechszehnpfündern und zehn Zwölfpfündern den Angriff, indem er gegen Guesmes rückte, während Ferrand an der Spitze einer starken Division nur matt vorging. Dumouriez bemerkte dies und ließ in seiner Gegenwart das Dorf Quaregnon, einen wichtigen und wohlbefestigten Posten, wegnehmen. Ferrand, der von vorn gegen Semmapes rücken sollte, ging über das Dorf hinaus, das er in seinen Besitz bekommen hatte, wurde aber bald von sumpfigen Stellen aufgehalten, die von Gräben durchschnitten waren, über welche seine Artillerie nicht hinweggebracht werden konnte. Aus Ungebuld über diese Zögerung und die Langsamkeit des Angriffs Beurnonvilles schickte der Oberbefehlshaber den tapfern Houvenot, auf diesen linken Flügel um den Sieg zu entscheiden. Houvenot fand Ferrand wirklich in schmerzlicher Ungewißheit, während er eine nutzlose Kannonade fortsetzte. Er übernahm das Commando im Namen des Oberbefehlshabers, zog die ungeduldbigen Colonnen mit sich fort, ging durch Quaregnon, um Semmapes herum und kam mit unglaublichem Ungestüm an der rechten Fronte der Oesterreicher an, die durch

dieses glänzende Manöver bestürzt wurden. Dumouriez formirte nun sofort die Infanterie seines Centrums in Colonnen und sagte zu den Soldaten: „das sind die Höhen von Jemmapes und da ist der Feind; der Säbel und das Bajonet führen dahin und zum Siege“. Er ließ alsbald den Herzog v. Chartres in Sturmschritt vorgehen und rückte selbst unter dem tausendfach wiederholten Rufe vor: „es lebe die Nation!“ Die Division des Prinzen ging rasch über die Ebene, ohne kaum einen Mann zu verlieren; bei dem Anblicke einer österreichischen Reitermasse aber, die hervorbrach, zerstreute sich eine Brigade in Unordnung und öffnete dem Feinde eine Lücke, die er hätte benutzen können, um das Centrum zu sprengen. Baptiste Menard, der Diener Dumouriez', erkannte sogleich die Größe der Gefahr, sprengte zu dem General Drouin, der diese Brigade befehligte, machte ihm scharfe Vorwürfe, führte ihn wieder vor und kehrte triumphirend zu seinem Herrn zurück. Nichtsdestoweniger blieb die Brigade links von jener Drouins, von gleichem Schwindel ergriffen, unter einem Kartätschenhagel in halber Flintenschußweite unentschlossen stehen, wick dann zerstreute sich plötzlich und verbreitete Schrecken und Verwirrung in der ganzen Linie des Centrums. Da warf sich der Herzog von Chartres mit derselben Unererschrockenheit und Geistesgegenwart wie bei Valmy mitten unter die entmuthigten Soldaten, sammelte sie wieder und bildete aus ihnen eine dichte gemischte Colonne, der er den ruhmreichen Namen: „Bataillon von Jemmapes“ gab, dann schwenkte er seinen Hut, stürzte mit ihnen auf den Feind, stürmte die dreistöckigen Schanzen und stellte den Kampf wieder her.

Unterdessen wollte Beurnonville, der sich Guesmes nicht bemächtigen konnte, zurückgehen, als es Dampierre für möglich fand, ihn zu retten und sich auf den linken Flügel des Feindes stürzte. Als dieser muthige Versuch Beurnonville frei machte, kam Dumouriez an, der auf der Höhe zwei Brigaden ohne Führer fand, die auf der einen Seite dem Feuer der Batterien ausgesetzt und auf der andern von den kaiserlichen Husaren bedroht waren. Dumouriez ritt im Galopp an der Fronte dieser beiden Brigaden hin, die aus seinen alten Truppen aus dem Lager von Maulde bestanden, sprach ihnen Muth zu, zog sie umgestüm sich nach und nahm das Dorf Guesmes trotz den Anstrengungen der feindlichen Cavalerie.

Nach dieser That begab er sich ohne Zeitverlust an der Spitze einiger Schwadronen zu dem Centrum seiner Armee, das ihn noch immer nicht ohne Besorgniß ließ. Aber der Herzog von Montpensier kam ihm entgegen und meldete ihm, daß sein Bruder Clairfayt und dessen 12,000 Mann nach einem erbitterten und blutigen Kampfe geworfen und den Sieg des Centrums vollständig entschieden habe. Auch Thouvenot kam von dem linken Flügel herbei, um die Niederlage der Oesterreicher zu melden. Es war zwei Uhr, und Dumouriez, der es Harville überließ, den Feind zu verfolgen, gestattete seinen ermüdeten Truppen, auf dem Schlachtfelde selbst auszuruhen. Freilich tauschte Harville die Erwartung des Generals und Clairfayt konnte sich, geschützt von Beaulieu, nach Brüssel zu zurückziehen, wo ihm der Weg nicht versperrt wurde.

Diese in der Kriegsgeschichte Frankreichs berühmte Schlacht

kostete den Oesterreichern 4500 Tödtte und Verwundete und 1500 Gefangene. Der Verlust der Franzosen war fast eben so groß. Die Division des Herzogs v. Chartres hatte am meisten gelitten, weil sie stehen geblieben war, um zu schießen und weil sie sich immer dem Kartätschenfeuer der Schanzen ausgesetzt gesehen hatte. Nach der einstimmigen Erklärung aller Geschichtschreiber gebührte die Ehre dieses großen Kampfes vorzugsweise den Obersten Thouvenot, welcher den Angriff des linken Flügels bestimmte und leitete, der Geistesgegenwart des noch so jungen Herzogs von Chartres, welcher die Cavalerie des linken Centrums und die Infanterie wieder sammelte, seinem Muth in dem Angriffe und der Wegnahme der Positionen des Feindes an der furchtbarsten Stelle, dem ungestümen Angriffe der Schanzen durch den Oberbefehlshaber selbst, dem schönen Verhalten des Generals Dampierre und der Kaltblütigkeit des Dieners Dumouriez''.

Am 10. November überbrachten der Oberstlieutenant Larue und Baptist Renard dem Convente den Bericht des Oberbefehlhabers. Ehe der Präsident ihn vorlas, umarmte er den muthigen Baptist Renard vor der Versammlung und noch in derselben Sitzung wurde beschlossen, daß dieser tapfere Bürger auf Kosten der Republik eine vollständige Uniform mit den Capitainsepauletten in der Armee erhalten solle, in welcher er sich so sehr ausgezeichnet. Allgemeiner Jufur begrüßte diese Maßregel und den Bericht des Befehlhabers. Der Beifall war besonders groß bei der Stelle: „alle Generale, besonders der General Egalité, haben die größte Klugheit in der Führung der Truppen gezeigt“. Joh. de Bry trug in der Begeisterung

darauf an, daß zur Feier des ersten Sieges, der in regelmäßiger Schlacht von den Truppen der Armee errungen worden, ein Nationalfest eingesetzt werde, dessen Glanz jenem ruhmreichen Ereignisse eine neue Wichtigkeit gebe. Dieser auch von der Beredsamkeit Vergniauds unterstützte Antrag wurde eifrig angenommen. Am andern Tage war das Siegesbulletin von Jemmapes in ganz Paris bekannt und die Freude, welche diese Nachricht in ganz Frankreich verbreitete, konnte nur von der Bestürzung der Verbündeten übertroffen werden.

Am 7. früh zog Dumouriez in Mons unter Aeußerungen der rührendsten Theilnahme ein. Zuerst beschäftigte er sich mit den Verwaltungsangelegenheiten, d. h. mit den Lebensmitteln, dem Gelde, den Schuhen, Röcken, der Fourage und allem, was zum Weitermarsche nöthig war. Diese Details beschäftigten ihn bis zum 11. und hinderten ihn, den Sieg zu verfolgen. Am 12. schickte er sich an, in das Land einzurücken, das er erobert hatte, indem er Labourdonnaye befahl, schnell gegen Gent und die Schelde, dann nach Antwerpen zu gehen und so die Umstellung des Landes bis zur Maas zu vollenden. Valence erhielt den Auftrag, sich am 13. oder 14. in Nivelles zu befinden, um den Feind bei dem Uebergang über die Dyle zu beunruhigen, und während Harville von Mons nach Brain le Comte ging, brachen Dumouriez und der Herzog von Chartres mit der Vorhut von Mons nach Enghien auf. Am 13. kamen sie in Saint Petersburg an und trieben die leichten kaiserlichen Truppen vor sich her; Anderlecht gegenüber kam ihn aber plötzlich ein Corps von 5 bis 6000 Oesterreichern zuvor, das sich

auf das Groß der auf den Höhen lagernden und von dem Prinzen von Württemberg commandirten Armee stützte. Trotz seiner geringen Anzahl gelang es Dumouriez mit Kaltblütigkeit und Festigkeit sie zurückzuhalten und als er sich von seiner Vorhut unterstützt sah, trug er dem Herzoge v. Chartres und den anderen Officieren auf, Anderlecht mit Sturm zu nehmen. Nach einem sechsstündigen erbitterten Kampfe zogen sich die Oesterreicher in Unordnung zurück und am 14. hielt Dumouriez seinen Einzug in Brüssel, wo ihn Verwaltungsverlegenheiten bis zum 19. aufhalten sollten.

In dieser kurzen Zeit hatte Stengel, der sich von seinen Wunden wieder erholt, Mecheln, das Arsenal Belgiens, genommen. Labourdonnaye, welcher den Instruktionen des Oberbefehlshabers nur zur Hälfte nachkam, hatte sich Antwerpens bemächtigt und vernachlässigte die Belagerung der Citabelle, um sich mit der Einrichtung von Clubs zu beschäftigen. Der Peruaner Miranda ersetzte ihn im Commando, als er aber Clairfahy wieder über die Maas gehen und Antwerpen aufgeben sah, schickte Dumouriez Valence von Nivelles gegen Namur, um dessen festes Castell zu blokiren, statt diesen General an der Maas hin den Oestereichern entgegen zu senden, was die Uebergabe dieses Plazes beschleunigt haben würde. Von Brüssel aus ging der General am 19. durch Löwen und lagerte am 21. auf dem Bellenberge; am 22. schlug er den Feind zu Tirlemont und tödtete ihm 3 bis 400 Mann. Valence commandirte den rechten, Miranda den linken Flügel; das Centrum führte der Herzog von Chartres. Am 27. traf Dumouriez, der

vor Lüttich angekommen war, auf die feindliche Nachhut und schlug sie von neuem. Am Tage darauf öffnete Lüttich den Siegern seine Thore und empfing sie mit Begeisterung. Am 2. December besetzte Valence Namur, und Miranda, in dessen Hände am 29. November die Citadelle von Antwerpen gefallen war, erreichte Airemonde wenige Tage nachher, so daß Belgien bis zur Maas erobert war, während Clairfayt, der vor den französischen Truppen floh, die am 8. in Aachen einrückten, sich nach der Ruhr und Beaulieu nach Luxemburg wendete. Die Armee bezog nun ihre Winterquartiere und die Fortsetzung der Operationen wurde auf den März 1793 verschoben.

Der Proceß Ludwig's XVI., der in den letzten Tagen des Jahres 1792 begonnen wurde, richtete die Aufmerksamkeit der Versammlung wieder auf die Familie Orleans. Seit Ludwig Philipp Joseph, der vor keinem Opfer zurückwich, das ihm die Revolution auferlegte, im Convente saß, suchte er so viel als möglich im Hintergrunde zu bleiben. Alles vergebens! Es half ihm nichts, daß er dem Namen seiner Vorfahren entsagt hatte; selbst seine Demuth machte ihn verdächtig und sein Bund mit der Bergpartei setzte ihn den Anschuldigungen der Girondisten aus. Er hatte leider nicht erkannt, daß sein Rang, seine Geburt, seine Eigenschaft als Bourbon fortwährend Gründe zur Undankbarkeit und zum Haß der Parteien sein würden. Er konnte dem Ehrgeize einiger Männer als Werkzeug dienen, ohne zu wissen, daß dies, wenn es einmal nützlich gewesen, Verlegenheit erregen mußte und daß man es dann zerbrechen würde. Einmal ahnte er das; er zitterte, und da er wohl wußte,

daß jede Umkehr ihm verschlossen sei, rechnete er auf das Vergessen wie auf das letzte Rettungsbret. Aber er ragte zu hoch über die Menge empor, als daß er der Wuth der Gleichmacher hätte entgehen können. Man verletzte ihn zuerst in seinen theuersten Gefühlen. In dem Augenblicke, als seine Söhne ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, schrieb man seine Tochter in die Liste der Ausgewanderten. Seine Schritte und Erklärungen hielten eine Zeit lang die Wirkung dieser Maßregel auf und die Prinzessin Adelaide war mit der Frau von Genlis nach Frankreich zurückgekommen, als der Stadtrath, welcher den guten Willen des Conventes lähmte, am 3. December 1792 die Unglückliche aufforderte, Paris binnen vierundzwanzig Stunden und das Land binnen drei Tagen zu verlassen. Eine solche Handlung zeigte von ebenso großer Unmenschlichkeit als Ungerechtigkeit; aber es würde gefährlich gewesen sein, dagegen zu reclamiren oder ungehorsam zu sein. Auf den dringenden Rath seines Vaters eilte der Herzog v. Chartres herbei, um seine Schwester abzuholen und führte sie nach Tournay. Der Rath aber, von welchem das Signal zu dem Sturme ausging, welcher gegen das Haus Orleans losbrechen sollte, wollte bei dieser ersten und unbegreiflichen Strenge gegen das unschuldigste Glied dieser Familie nicht stehen bleiben. Er suchte noch andere Opfer und statt ein Geheimniß daraus zu machen, wurde überall davon gesprochen. „Ich weiß, daß man uns verbannen will“, sagte der Herzog von Chartres zu seiner Schwester. „Nun, wenn ich die Nachricht während eines Gefechtes erhalte, stürze ich mich mitten unter die Bataillone und

werde im Sterben doch wenigstens den Trost haben, daß ich das Leben für mein Vaterland und in dem Heere desselben verlor. Kann ich diesen Wunsch nicht erfüllen, so reise ich augenblicklich ab und gebe ohne Murren ein Beispiel des Gehorsams und der Unterwürfigkeit."

Diese traurigen Ahnungen verwirklichten sich nur zu bald. Im Verlaufe des Monats December wandelten sich die Drohungen in directe Anklagen gegen den Herzog von Orleans um. Man verbreitete Gerüchte von Intriguen, ihn auf den Thron zu setzen. Diese albernen Gerüchte nahmen einen so beunruhigenden Charakter an, daß der Prinz sich genöthigt sah, in einer öffentlichen Protestation darauf zu antworten:

„Paris, den 9. December. Mehrere Zeitungen behaupten, ich hätte ehrgeizige Absichten gegen die Freiheit meines Vaterlandes und stände für den Fall, daß Ludwig XVI. nicht mehr wäre, hinter dem Vorhange, um meinen Sohn oder mich an die Spitze der Regierung zu bringen. Ich würde mir die Mühe nicht nehmen, mich gegen solche Beschuldigungen zu vertheidigen, wenn sie nicht Uneinigkeit und Spaltung erzeugen, Parteyen hervorrufen und die feste Begründung des Systems der Gleichheit verhindern könnten, welches das Glück der Franzosen und die Grundlage der Republik sein soll. Hier mein Glaubensbekenntniß darüber, dasselbe wie in dem Jahre 1791, in der letzten Zeit der constituirenden Versammlung, wie ich es auf der Rednerbühne ausgesprochen habe: ich glaube nicht, meine Herren, daß Ihre Commissionen einem Verwandten des Königs die Fähigkeit entziehen können, zwischen der Eigenschaft

eines französischen Bürgers und der nahen oder entfernten Anwartschaft auf den Thron zu wählen. Ich stimme also dafür, daß Sie einfach den Artikel ihrer Commission verwerfen; in dem Falle aber, daß Sie ihn annehmen sollten, erkläre ich, daß ich auf dem Bureau meine förmliche Aufgabe der Rechte als Mitglied der regierenden Familie niederlege, um an denen eines französischen Bürgers festzuhalten. Meine Kinder sind bereit, mit ihrem Blute zu besiegeln, daß sie dieselben Gesinnungen haben. (Unterz.) L. P. Joseph."

Diese Erklärung beruhigte die Gemüther nicht. Wie aufrichtig auch der Herzog v. Orleans war, seine Feinde sprachen ohne Zweifel mit Leidenschaft, aber auch mit Recht, wenn sie ihn für eine Fahne ansahen, um die sich immer einige Unruhstifter sammeln würden. In einer Zeit der Anarchie, in welcher die Parteien einander die Beschuldigungen nicht ersparten, glaubte man nicht leicht an die Uneigennützigkeit und an gute Absichten. In der Sitzung am 16. December decretirte man auf den Antrag Thuriots, „daß, wer die Einheit der Republik zu zerreißen oder dazu gehörige Theile abzutrennen versuchte, um sie einem fremden Gebiete einzuverleiben, mit dem Tode bestraft werden sollte“. Diese Maßregel war gegen die Girondisten gerichtet, welche man der Anhänglichkeit an das Königthum beschuldigte. Die Girondisten ihrer Seits warfen der Bergpartei vor, daß sie das Königthum für den Herzog von Orleans bewahren wolle, der in ihrer Mitte sitze. Buzot hatte, ohne diese Ansicht zu theilen, den Ausfall Thuriots mit den Worten zu bekämpfen versucht: „wenn das von Thuriot vorgeschlagene Decret das

Vertrauen zurückführen soll, so will ich Ihnen eines vorschlagen, das dasselbe nicht minder zurückführen wird. Die Monarchie ist gestürzt, aber sie lebt noch in den Gewohnheiten, in den Erinnerungen ihrer ehemaligen Geschöpfe. Wir wollen die Römer nachahmen; sie vertrieben Tarquinius und dessen Familie, vertreiben wir auch die Familie der Bourbons. Ein Theil dieser Familie ist gefesselt, es giebt aber einen andern, der weit gefährlicher, weil er beliebt ist, die Familie Orleans. Die Büste Orleans wurde in Paris umhergetragen; seine von Muth erfüllten Söhne kämpften in unseren Heeren und diese Familie wird selbst durch ihre Verdienste für die Freiheit gefährlich. Sie bringe dem Vaterlande ein letztes Opfer, indem sie es verläßt; sie trage das Unglück, einem Throne nahe gestanden zu haben und das noch größere Unglück, einen uns verhassten Namen zu führen, welcher das Ohr eines jeden freien Mannes verletzen muß, in's Ausland". Nach diesen Worten, welche keine Verschwörung anklagten, sondern Besorgnisse wegen der Zukunft verriethen, begaben sich mehrere Redner auf die Rednerbühne; Louvet erinnerte den Herzog von Orleans an das freiwillige Exil Collatins; Lanjuinais musterte die verschiedenen Ansprüche dieser Familie auf die Liebe des Volkes und stimmte für die Verbannung der Bourbons. Bazire, Saint Just, Chabot fühlten sich empört über diese Ungerechtigkeit gegen den einzigen Bourbon, der es ehrlich mit dem Volke gemeint hatte und Rewbel endlich machte darauf aufmerksam, daß Philipp Egalité nicht verbannt werden könnte, weil er als Repräsentant des Volkes dem Lande angehörte, das ihn gewählt.

Trotz der Stärke dieser Gründe decretirte man die Verbannung. Doch verschob man auf drei Tage die gewissenhafte Prüfung der den Herzog von Orleans betreffenden Frage.

Der Herzog von Chartres zitterte bei der Nachricht von dieser Maßregel für die Ruhe seines Vaters. Aber die weisen Lehren seiner Erzieherin fehlten ihm auch in diesem Falle nicht, ebenso wenig wie in der Vergangenheit. „Ich machte ihm bemerklich“, erzählt sie, „daß die Zurücknahme des Decretes gegen seine Familie ein wirkliches Unglück wäre, weil offenbar jener Name, den man für gefährlich und verdächtig erklärt habe, dem Vaterlande nicht mehr nützlich sein könnte und unfehlbar verfolgt werden würde. Ich sagte ihm, daß nichts edler und verständiger sei, als sich ein freiwilliges Exil aufzuerlegen und daß dadurch vielleicht einer Verbannung vorgebeugt würde. Der Herzog v. Chartres, der aus Grundsatz und Charakter tugendhaft und nicht der geringsten ehrgeizigen Absicht fähig war, sah in der Maßregel, die ich ihm vorschlug, nichts Peinliches“. „Wenn wir nicht mehr nützlich sein können“, sagte er, „und wenn wir Verdacht erregen, dürfen wir nicht zögern, das Vaterland zu verlassen“. Der junge Herzog ging nach Paris, um seinem Vater den Vorschlag zu machen, mit seiner ganzen Familie nach den Vereinigten Staaten Amerikas zu reisen. Er forderte ihn lebhaft auf, das Verbannungsdecret als ein Mittel zu benutzen, aus der Verlegenheit seiner Stellung herauszukommen. „Sie werden in eine schreckliche Lage kommen“, setzte er hinzu. „Ludwig XVI. wird vor der Versammlung, deren Mitglied Sie sind, angeklagt werden. Sie werden über den

König mit richten müssen!“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Prinzen und sein Entschluß wankte einen Augenblick. Nichtsdestoweniger hat er seinen Sohn, ehe er den Bitten desselben nachgibt, den Rath eines einflußreichen Mitgliedes der Versammlung einzuholen. Dieser Abgeordnete antwortete ausweichend: „ich kann Ihrem Vater keinen Rath geben. Unsere Lage ist nicht dieselbe; ich habe persönliche Beleidigungen zu rächen, Ihr Vater dagegen muß auf sein Gewissen als Prinz und auf seine Pflicht als Bürger hören“.

Diese Antwort war nicht geeignet, den Herzog aus seiner Verlegenheit zu ziehen. Er übertrieb die Wichtigkeit seiner Pflichten, erschrak vielleicht auch vor dem Abgrunde, der vor ihm gähnte und zog es vor, in Frankreich den Gefahren der Zukunft zu trotzen, statt eine nicht eben sichere Zuflucht im Auslande zu suchen. Die Vertagung des ihn betreffenden Antrags wurde bis nach dem Prozesse Ludwigs XVI. hinausgeschoben. Diese Zögerung stürzte ihn in eine falsche Sicherheit, und sein Sohn, der die Hoffnung aufgab, seinen Widerstand zu bestreiten, umarmte ihn mit gepreßtem Herzen und kehrte zur Armee zurück. Der König erschien bald vor dem Nationalconvente, der sich zum obersten Gerichtshofe erklärt hatte. Man weiß, welche traurige Rolle der Herzog von Orleans dabei spielte und wie sehr die Nachwelt die Abstimmung dieses Prinzen gegen seinen unglücklichen Verwandten gebrandmarkt hat. Jetzt, da das Geschrei des Hasses an seinem Grabe schweigt, kann man sein Verfahren wenigstens erklären, wenn auch nicht rechtfertigen, und das tiefe Geheimniß des Schicksals aufhellen,

unter welchem der Prinz sich vergebens sträubte, oder vielmehr es ist möglich diejenigen, welche am meisten gegen ihn eingenommen sind, zu Gefühlen des Mitleides zu bewegen und einige Theilnahme für die so unruhige Existenz erregen, die so traurig endigte.

Wir entnehmen den „Memoiren“ des Conventmitgliedes Courtois Documente, deren Richtigkeit Niemand bezweifeln wird.

„Die Zurückweisung des Herzogs von Orleans“, sagt er, „sahen etwas so Natürliches zu sein, daß es Anfangs Niemandem, auch nicht dem feurigsten Mitgliede der Bergpartei, einfiel, es könne anders sein. Die Ideen über diese wichtige Angelegenheit wurden in folgender Weise geändert:

„Die Republik war proclamirt, aber sehr wenige hielten sie für möglich; das gaben im Vertrauen Desmoulins, Manuel, Petion, selbst Danton und eine Menge Anderer zu. Das Verderben des Königs war beschloffen; bei der Unmöglichkeit aber, den einen oder andern der ausgewanderten und ebenfalls von allen zurückgewiesenen Brüder des gefallenen Königs zu krönen oder eine Regentschaft einzusetzen, welche die Umstände unthunlich machten, richteten sich unklare Hoffnungen wiederum auf den Herzog von Orleans, obgleich nach den Tagen des 5. und 6. Octobers die Aufgebung Mirabeaus diesen Prinzen als einen so unentschiedenen Charakter bezeichnet hatte, daß es gefährlich wäre ihm zu dienen und sich an sein Schicksal zu fesseln. Gegen diese Unentschiedenheit, von welcher er so viele Beweise gegeben und welche Mirabeau so energisch charakterisirt hatte, wollten einige Mitglieder der Bergpartei und der

Girondisten für den Fall einer noch immer möglichen Eventualität sogenannte Bürgschaften haben. Demzufolge entschloß man sich, den Herzog von Orleans dem Prozesse des Königs beiwohnen zu lassen. Anfangs ging man nicht weiter. Es sollte, wie man sagte, nur eine einfache Zustimmung zu der Anklage des Königs sein, die zu nichts verpflichte; aber diese Zustimmung wollte man haben.

„Die erste Nachricht davon erhielt der Prinz durch Manuel, der zu diesem Bunde nicht gehörte. Er erhob sich mit Macht gegen dieses beleidigende Mißtrauen, gegen die Gewaltthätigkeit, die er eine unbarmherzige Tyrannie nannte, und sagte endlich: „ich trete nicht zurück, eher gehe ich unter!“ Manuel, von dem ich diese Einzelheiten habe, bestärkte ihn in dieser Vorsage, indem er ihn voraus sagte, daß er, wenn er dabei fehle, von allen verlassen und elend umkommen würde. Er versprach ihm seine und seiner Freunde Unterstützung.

„Der Herzog von Orleans konnte sich gewiß über seine Richterrolle nicht täuschen, die man ihn auferlegen wollte und er sah wohl ein, daß es seiner Popularität und Ruhe galt. Gleichwohl gab er dem Andrängen und den Drohungen nach, wenn auch erst nach dem lebhaftesten und hartnäckigsten Widerstande und in der Ueberzeugung, daß es ihm freistehen würde, sich denen anzuschließen, welche den König nur entfernen wollten. Der Herzog von Orleans hatte sicherlich den Nebengedanken nicht, die Krone durch ein öffentliches Attentat zu

erlangen, daß, wie er wohl wußte, ihn herabwürdigen und in der Achtung Aller verderben mußte.

„Kurz nach diesem verderblichen Zugeständnisse, daß, wie er glaubte, ihn zu nichts verpflichtete, sagte er zu Desmoulin's, mit welchem er unter allen Abgeordneten am vertrautesten war: „Wenn es mir nicht mehr freisteht, zurückzutreten, so wird man wenigstens meinem Gewissen als Richter nichts vorschreiben“. Manuel sagte zu mir, als er dies erfuhr: „Er hat die Schlinge nicht gesehen, die man ihm gelegt hat; heute Richter, morgen Henker“. Ich erzählte dies dem Herzoge, auf den die Meinung von seinem Charakter tiefen Eindruck zu machen schien. Er wiederholte mehrmals, daß nichts in seinem Leben diese Beleidigung rechtfertige. Er täuschte sich selbst und rechnete vielleicht, nachdem er sich so unkluger Weise eingelassen hatte, auf eine Festigkeit, die er nicht besaß und die ihn jeden Augenblick verließ.

„Man hatte sich nicht getäuscht. Neue Anforderungen nöthigten den Richter bald, Henker zu werden. Ich war davon bereits benachrichtigt, als ich eine Aufforderung erhielt, Abends in das Palais Royal zu kommen. Ich traf den Herzog allein in seinem Arbeitszimmer, in der größten Aufregung auf- und abgehend. Nachdem einen Augenblick von gleichgiltigen Dingen gesprochen worden war, sagte er mit Verlegenheit und merklich bewegter Stimme: „welche Rolle werden Sie, ein kluger, gemäßiger Mann und Gegner aller Uebertreibungen, in dieser wichtigen Angelegenheit spielen?“ — „Ihre Stellung“, antwortete ich ihm, „ist eine ganz ungewöhnliche und kann nach

der Niemandes unter uns beurtheilt werden.“ — „Das habe ich immer erkannt“, sagte der Herzog, „aber ich verlange eine deutliche und bestimmte Erklärung von Ihnen.“ — „Da ich mich der Stimme nicht enthalten kann, so werde ich wie Manuel Alles thun, um dem Könige wo möglich das Leben zu retten.“ — „Das ist das Klügste, das Menschlichste, das Politischste und das hatte ich mir auch vorgenommen,“ antwortete der Prinz lebhaft. Ich fügte hinzu, eine große Anzahl Abgeordneter theilten diese Ansicht. Da erfaßte der Herzog krampfhaft meine Hand und sagte: „Sind Sie Ihrer selbst gewiß? Werden Sie den Einflüsterungen und Drohungen widerstehen? Ich sehe es voraus, daß viele dieser gutgesinnten Deputirten das Leben des Königs wohlfeil hingeben werden, um das ihrige zu retten.“ Schon diese Worte erklärten die gefährliche Lage, in welcher sich der unglückliche Fürst befand, wenn er sich der Abstimmung nicht enthielt.

„In diesem Augenblicke traten Desmoulin's und Danton ein, die ebenfalls eingeladen waren, ohne daß ich es wußte; ich fing an zu ahnen, welchen Gedanken der Herzog haben möchte, und welche Rolle er mir bei dieser Unterredung zugedacht habe.

„Gleich beim Eintritte kam Danton, sichtbar bewegt, auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte: „Ich erwartete nicht, Dich hier zu finden, aber ich sage Dir, Dein und Manuels Rath ist nicht mehr an der Zeit. Man denkt heute nur daran, das gestern gegebene Wort zurückzunehmen.“ Dies wurde mit einem forschenden Blicke auf den Prinzen gesagt, der sehr verlegen zu sein schien.

„Als der Herzog von Orleans sich wieder gesammelt hatte, sagte er mit Ruhe und einer gewissen Feierlichkeit zu Danton: „ich werde nicht zurücktreten, obwohl ich Unrecht gethan habe, Verpflichtungen zu übernehmen; aber nie, nie werde ich mit Ihnen stimmen. Ich habe Ihnen meine Gründe auseinandergesetzt, Ihr Colleague kennt sie jetzt auch; er sei Richter zwischen uns, ich willige ein“. — „Was gestern versprochen oder beschworen worden ist“, sprach Danton mit Donnerstimme, „kann heute nicht wieder in Frage gestellt werden. Bei Sachen, die schon entschieden sind, bedarf es keines Richters. Wir haben Ihr Wort und rechnen darauf.“

„Desmoulin's war während dieser Reden ganz unruhig und außer Fassung. Er liebte den Prinzen, der ihn mit Wohlthaten überhäufte. Er sagte also zögernd und stotternd zu dem Herzoge: „Sie können Ihr Wort nicht mehr zurücknehmen und werden mit uns stimmen, das wird jeden Verdacht und jeden Nebengedanken über die Aufrichtigkeit der Gesinnungen entfernen, die man verleumdet.“ Dann nahm Desmoulin's eine Feder und schrieb, was er laut vorlas: „Einzig und allein mit meiner Pflicht beschäftigt und in der Ueberzeugung, daß alle die, welche die Souverainetät des Volkes angetastet haben oder in Zukunft antasteten sollten, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod Ludwigs“.

„Danton nahm das Papier aus der Hand Desmoulin's, las es aufmerksam durch, als erwäge er die Ausdrücke, billigte es mit Kopfnicken und übergab es dem Herzoge, der es allerdings mit Widerwillen empfing, aber mit der Hand eine zustimmende

Bewegung machte. Da sagte Danton: „einige Thronen werden meinen, daß dies, wenn der Fall eintreten sollte, Sie des Thrones unwürdig mache; aber in den Augen der Republikaner, welche ihre Ueberzeugung zum Opfer bringen, sind Sie desselben nur unter diesen Bedingungen würdig. Kommen wir auf diese Erbärmlichkeiten nicht mehr zurück. Es nahen schreckliche Ereignisse; sie reißen uns vielleicht alle mit hinweg, aber wir thun unsere Pflicht, mag dann kommen was da will.“

„Es wurden Erfrischungen gebracht. Die Verlegenheit des Herzogs war außerordentlich groß und nach einigen gemeinplätzigigen Redensarten, die Desmoulin's mehr stammelte als sprach, entfernten wir uns.

„Danton sagte zu mir: „Wenn ich nicht rasch ein Ende gemacht hätte, würde das gestern Beschlossene und Geschworene heute wieder in Frage gestellt worden sein. Ich fürchte nichts mehr als die Feigen. Wenn er nicht geknebelt ist, entgeht er uns“.

„Ich erfuhr von meinem Collegen, was am vorigen Abende im Palais Royal vorgekommen war. Als man dem Herzoge mittheilte, was man von ihm verlangte, war er vorbereitet und setzte einen verzweifelten Widerstand entgegen. Desmoulin's sagte mir, der Prinz habe mehrmals entschlossen das Wort genommen und so gut gesprochen, daß er selbst gerührt worden und nahe daran gewesen wäre, den Kampf aufzugeben. Desmoulin's hatte namentlich den Ausspruch gemerkt: „muß man in der Revolution, um leben zu dürfen, der Henker seines Königs, seiner Verwandten sein?“ Aber der Einfluß Dantons

stegte. Mit flammenden Augen, mit donnernder Stimme hielt er ihm die Verbannung für sich und die Seinigen so wie den Verlust seines Vermögens als unvermeidlich vor. Da hatte der Herzog nachgegeben und alles versprochen; um dieser schrecklichen Verpflichtung sich zu entziehen, war er auf den Gedanken gekommen, mich rufen zu lassen und zum Schiedsrichter zu machen, ohne uns aber etwas davon zu sagen. Danton hatte auf den ersten Blick Alles errathen. Wenn der Prinz vor Danton mehr Entschlossenheit gezeigt hätte, würde ich behauptet haben, daß er frei handeln könne. Die Jugendfreundschaft, die mich an Danton band und die bekannte Freundschaft des Herzogs, die sich auch bei der stärksten Meinungsverschiedenheit nicht verleugnete, würden mir die nöthige Freiheit gelassen haben.“

So entrißen Männer, welche in den August- und Septemberexcessen zu sehr compromittirt waren, als daß sie im Falle einer Reaction auf die Nachsicht ihrer Gegner rechnen konnten, des Herzogs von Orleans unbegreiflicher Schwäche durch gehässige Drohungen eine Abstimmung, die ihm selbst grauenhaft war. Das Schicksal Ludwigs war entschieden, unvermeidlich, — der Prinz wußte es. Er wußte auch, daß seine Aufopferung nutzlos sein würde. Da versuchte er vergebens seinem Geschicke zu entfliehen und das selbstüchtige Gefühl der Selbsterhaltung trug den Sieg über seinen gewöhnlichen Edelmutb davon. Warum folgte er nicht dem klugen Rathe seines Sohnes! Er hätte sich eine verderbliche Verirrung, eine ewige Schmach erspart.

Die Abstimmung Philipp Egalité's befriedigte nun zwar die Bergpartei, steigerte aber das Mißtrauen der Girondisten, die nicht glaubten, daß mit dem Könige das Königthum sterbe. Sie achteten weder auf die Erklärungen des Herzogs, noch auf die fortwährenden Beweise seines Bürgerfinnes, sondern sahen in ihm fortwährend einen Verschwörer und Ehrgeizigen. In der Sitzung vom 19. Januar 1793 verlangte Buzot, daß man die Vollziehung des Urtheils gegen Ludwig XVI. verschiebe. „Ich habe,“ sagte er, „die feste Ueberzeugung, daß man einen König für diesen haben will, daß es eine Partei giebt, die einen Andern auf den Thron zu erheben gedenkt. Vergleicht die Ereignisse in England mit denen, in welchen wir leben und Ihr werdet sehen, daß jene Partei den Tod Ludwigs XVI. nur will, um einen andern König zu erheben.“ — „Ich erkläre“, rief Gouthon, „daß ich selbst Buzot eine Kugel durch den Kopf jagen würde, wenn er König werden wollte!“ — „Die Söhne des Königs“, fuhr Buzot fort, „kennen nur ihr eigenes Interesse. Man verjage den Orleans und seine Söhne und morgen hört aller Zwist unter uns auf.“ — „Wie seltsam unverständig sprechen doch die, welche die Rednerbühne besteigen“, fiel Thuriot ein, „die den Tod des Tyrannen nicht wollen, aber die Bourbons vertreiben möchten, welche nichts gegen die Freiheit gethan haben. Guldigt man der Tugend so? Man will einen König ernennen? Wenn Ihr diesen Plan für möglich haltet, warum ist er am 14. Juli, am 5. October, am 10. August nicht ausgeführt worden?“

Diese Streitigkeiten und ungerechten Beschuldigungen

erhoben sich bei der Frage über die Verschiebung der Vollstreckung des Urtheils über Ludwig XVI., jenen Charakterlosen Monarchen, den einige Tage zu einem Märtyrer von wahrhaft großartiger Ergebung gemacht hatten. Nachdem er trotz der Gewandtheit seiner Vertheidiger (17. Januar 1793) zum Tode verurtheilt worden war, appellirte er an die Nation. Es war dieß vielleicht eine Rettung für ihn, aber der 20. Jan. raubte ihm auch diese letzte Hoffnung. Als ihm die Verwerfung des Aufschubs angezeigt wurde, hat er um eine Zögerung von drei Tagen, um die Wahl eines Beichtigers, um den Trost, von seiner Familie Abschied zu nehmen und um die Unterstützung seiner Diener durch die Regierung. Am 21. halb neun Uhr stieg er in den Wagen des Maire mit seinem Beichtvater und zwei Gendarmen. Ruhig und würdevoll gab er selbst das Zeichen zur Abfahrt, fuhr zwischen einer Doppelreihe von Nationalgardisten und bei Grabesstille durch die Hauptstadt, stieg auf dem Eintrachtsplatze, vor dem Palaste des Königs, festen Trittes die Stufen zum Schaffot hinauf und sprach mit starker Stimme einige Worte, die aber alsbald durch Trommelschlag gedämpft wurden. Zwei Minuten später zeigte der Henker dem Volke das Haupt des erlauchten Opfers.

Sechstes Kapitel.

Kriegserklärung gegen England und Holland. — Dumouriez geht nach Paris. — Miranda und der Herzog von Chartres belagern Maastricht. — Dumouriez kehrt aus Holland zurück, um das Commando der Maas-Armee wieder zu übernehmen. — Niederlage bei Neerwinden. — Dumouriez denkt an eine Contrerévolution und unterhandelt mit dem Feinde. — Seine Unterredung mit den Abgeordneten der Jacobiner; er liefert die Commiffare des Convents an die Oesterreicher aus und flüchtet sich selbst in das Lager der Kaiserlichen. — Der Herzog von Chartres entzieht sich durch die Flucht dem Decrete des Convents, das ihn vor die Schranken des Tribunals fordert. — Strenge des Convents gegen die Familie Orleans. — Marats Antrag über die flüchtigen Capetinger. — Verhaftung des Herzogs von Orleans und seiner Familie. — Der Wohlfahrtsausschuß. — Aufstand in der Vendée. — Ermordung Marats. — Hinrichtung der Königin, der Mad. Elisabeth, der Mad. Roland, Custines &c. — Prozeß des Herzogs von Orleans; seine Verurtheilung zum Tode; seine Hinrichtung. — Urtheile über ihn.

Das tragische Ende Ludwigs XVI. erfüllte ganz Europa mit Schmerz und Entsetzen und der Convent mußte, als er allen Mächten herausfordernd den Kopf eines Königs hinwarf, einen erbitterten Kampf erwarten, in welchem der Sieger sicherlich dem Besiegten nicht verzieh. Auch war schon am 21. Jan. der Krieg an der Tagesordnung. England, das bis dahin neutral geblieben war, schickte den französischen Gesandten zurück, zeigte sich offen feindselig gegen Frankreich und setzte es durch seinen geheimen Einfluß durch, daß sich Holland, Spanien und Preußen von dem königsmörderischen Lande trennten. Auf den

Bericht Briffots über das Einverständniß des Cabinets von St. James mit dem Statthalter der Vereinigten Provinzen erklärte die Versammlung feierlich am 21. Febr. England und Holland den Krieg.

Dumouriez, der mit Bedauern die Belagerung von Maftricht aufgegeben und den Befehl über seine Armee dem General Miranda übertragen hatte, während sie im Winterquartiere zu bringen sollte, begab sich, in der Hoffnung, Ludwig XVI. irgendwie nützlich sein zu können, nach Paris. Hier bot er denn den Glanz seines Namens und Ruhmes auf, um die großen Corporationen zu gewinnen, aber seine edelsinnigen Bemühungen hatten keine andere Folge, als daß sie ihn selbst außerordentlich gefährdeten und mehrmals sogar den Dolchen von Mördern aussetzten. Entmuthiget durch die Katastrophe vom 21. Januar, bat er um seine Entlassung, die indeß nicht angenommen wurde, weil man seine Talente noch brauchte. Dies schmeichelte ihm wieder; er glaubte eine Rückkehr zur frühern bessern Zeit darin sehen zu dürfen und gab sich von neuem seiner Ruhmsucht und Eroberungslust hin. Er legte mehrere Feldzugspläne vor und einer derselben, der zu dem kühnen Zwecke entworfen war, Holland schnell zu überziehen, erhielt die vollständigste Billigung. Dieser Plan bestand darin, von Bergen-op-Zoom nach Breda zu rücken, um bis an den Moerdik zu gelangen, den Uebergang über den Diekboos, einen Meeresarm von zwei Stunden, zu versuchen, der nach Dordrecht führt und von da, im Herzen Hollands, über Rotterdam, den Haag und Harlem bis Amsterdam vorzubringen. Dumouriez übernahm den Oberbefehl über die

Expeditionsarmee, setzte seine Pläne seinen Untercommandanten Balence und Miranba auseinander und empfahl ihnen, soweit als möglich an Nimwegen zu rücken. Thouvenot stellte er zur Beobachtung an der Maas auf, und er verließ das Gros seiner Armee, indem er als Sammelpunkt die Gegend von Lüttich und Nachen bestimmte.

In aller Eile nahm er 18,000 M. zusammen, die in vier Divisionen getheilt wurden, und brach mit seinem Geschütz, auf das er bis dahin gewartet hatte, von Antwerpen auf. Der General Berneroß belagerte Klaubert, ein kleines Fort mitten in einer überschwemmten Gegend und nahm es nach zwei Tagen ein. In derselben Zeit bemächtigte sich der tapfere Arçon Bresdas, einer Festung, die durch 200 Geschütze und 2500 M. vertheidiget wurde, ließ eine Besatzung daselbst und erschien am 1. März vor Gertrudenberg, dessen Festungswerke ernste Besorgnisse erregen zu müssen schienen. Da diese Stadt durch ihre glückliche Lage den Uebergang über den Moerdik deckte, so hatte sie immer ganz besonders die Aufmerksamkeit des General's Dumouriez auf sich gezogen. Der General Arçon erhielt den Befehl, sie trotz der unverhältnißmäßigen Streitkräfte anzugreifen, und er nöthigte den Commandanten nach einem viertägigen Kampfe wirklich zur Capitulation. Diese auf einander folgenden Eroberungen verschafften den Franzosen über vierhundert Feuerschlünde, fünfhundert Centner Pulver, Bomben und Kugeln in Menge, sechstausend ganz neue Flinten, den vortrefflichen Hafen von Gertrudenberg und endlich fünf und dreißig in gutem Zustande befindliche Transportfahrzeuge.

Während die Eroberung Hollands in dieser Weise mit eben so großem Glücke als seltener Kühnheit begann, hatten Miranda und der Herzog von Chartres, die von der Beschließung Venloos kamen, sich gegen Maastricht aufgemacht und schon am 20. Febr. die Belagerung dieser Stadt begonnen. Nach den weitem Befehlen des Obergenerals sollten sie sich nicht damit aufhalten, in solcher Jahreszeit eine regelmäßige Belagerung durchzuführen zu wollen, sondern die Stadt so behandeln, wie der Herzog von Sachsen-Teschen Lille behandelt hatte, nämlich sie mit glühenden Kugeln zusammenschießen. Das Bombardement, das sehr eifrig betrieben wurde, hatte bald mehrere wichtige Stadttheile in Brand gelegt; die Besatzung aber, die zum Theil aus Ausgewanderten unter dem Generallieutenant Antichamp bestand, erwiderte das Feuer scharf und setzte dem Angriffe eine muthige und kluge Vertheidigung entgegen. Unterdeß erfuhr man, daß der Prinz von Sachsen-Koburg an der Spitze von 60,000 Oesterreichern gegen die französischen Plätze an der Maas heranrückte, um sich mit den in Wesel versammelten Preußen zu vereinigen. Sie hofften zuerst die Belagerung von Maastricht und Venloo aufzuheben, die Franzosen aus Holland an die Schelde zu drängen und sie über die Maas zurückzutreiben, damit sie da warteten, ob Mainz von Custine wieder genommen werde. Der Prinz von Sachsen-Koburg hatte nach der österreichischen Taktik seine Armee gleich vertheilt, ohne auf einem Punkte lebhaft vordringen zu wollen. Da er die Uneinigkeit kannte, die unter den französischen Generalen herrschte, so beschleunigte er seine Schnelligkeit, und benutzte die Abwesenheit

des Oberbefehlshabers Dumouriez, der anderswo beschäftigt war, um am 1. März über Altenhoven und Aachen herzufallen, wo Dampierre und Stengel befehligten. Die Oesterreicher, die an Zahl weit überlegen waren, durchbrachen leicht die zu ausgedehnte Kette der französischen Brigaden und nöthigten sie, sich in Unordnung auf Lüttich und von da auf Löwen zurückzuziehen. Der General Leveneur, welcher Maastricht von Wick aus beschloß, wurde am 3. von dem Erzherzoge Karl überrumpelt, doch hatte er, von seinen Soldaten mit fortgerissen, Zeit, seine Kanonen zu retten, ehe er über die Maas ging. Trotz dieser Schlappe konnte Miranda seine Beschießung von dem linken Ufer her fortsetzen und den Prinzen von Sachsen-Koburg zwischen Tongern und Maastricht erwarten, um ihm den Weg zu versperren. Er gab aber die Belagerung auf, zog sich eilig nach St. Tron zurück und ließ das Gepäck seiner Truppen in den Händen des Feindes. Die Kaiserlichen zogen also ohne Widerstand in Maastricht ein, setzten ihre Siege jenseits der Maas fort und bemächtigten sich eines Theiles des französischen Materials. Da hielten es Valence, Dampierre und Miacsinaky für gerathen, sich mit Miranda in St. Tron zu vereinigen, während Lamartière und Champmorin, die nach Aurenmonde geschickt worden waren, sich über Diez dahin begaben. Stengel, der nach Limburg zurückgetrieben und in Namur von Harville aufgenommen worden war, folgte derselben Richtung. Nach unerhörten Schwierigkeiten waren die französischen Truppen endlich in Tirlemont beisammen.

Auf die Nachricht von diesen Unfällen rief der Convent

Dumouriez aus Holland zurück und trug ihm auf, das Commando der großen Maas-Armee wieder zu übernehmen. Der General gab mit Schmerz seinen Lieblingsplan auf, kam am 9. März unter seinen ehemaligen Waffengefährten wieder an und seine Rückkehr richtete den Muth der Truppen wieder auf, welche durch Kämpfe und Entbehrungen geschwächt waren. Dumouriez mußte diese günstige Stimmung zu benutzen, ersann die Mittel, den siegreichen Marsch des Herzogs von Sachsen-Koburg aufzuhalten und theilte seine Armee sofort in vier Corps; der rechte Flügel, aus achtzehn Bataillonen bestehend, wurde Balence übertragen und das gleich starke Centrum dem Herzoge von Chartres; den Befehl über den linken Flügel erhielt dagegen Miranda und der General Chanot, welcher den Instructionen des Herzogs von Chartres gehorchen sollte, das Commando über die Reserve. Die Kaiserlichen hielten mit einer imposanten Avantgarde Tirlemont und den Raum zwischen den beiden Gettes besetzt; die Franzosen standen in Gumplich vor Bouterseim, das sie einige Monate früher auch inne gehabt hatten. Die Truppen, welche durch die Gegenwart des Oberbefehlshabers angefeuert wurden, stürzten sich mit um so größerem Ungestüme auf die Oesterreicher, als sie dieselben gleich im Anfange aus Tirlemont vertrieben und bis hinter die Stadt verfolgten. In der Unordnung dieser Niederlage hatte der Feind das wichtige Dorf Goidsenhoven vernachlässiget, von wo aus der Raum zwischen den beiden Gettes zu beschließen oder zu vertheidigen ist. Dumouriez schickte sogleich zwei Bataillone mit der Artillerie dahin.

Der Erzherzog Karl sammelte seine Truppen und griff, um seinen Fehler wieder gut zu machen, jenen Posten mit zweifelungsvoller Energie an. Die Kaiser = Cuirassiere unterstützten ihn und stürzten sich zu wiederholtenmalen auf zwei Infanterielinien, ohne sie aber durchbrechen zu können; sie wurden vielmehr ihrer Seite zurückgedrängt, von den Husaren unter Valence verfolgt, entschlossen sich, nach nutzlosen Wundern der Tapferkeit, zum Rückzuge, gingen über die kleine Gette und stellten sich auf den Höhen von Neerlanden, Neerwinden, Mittelwinden und Overwinden auf. Dieser Kampf, wo man auf beiden Seiten großen Muth bewies, kostete den Oesterreichern 900 Mann und hatte für die Franzosen hauptsächlich den Vortheil, daß er ihnen die Ruhe und das Vertrauen wiedergab.

Dumouriez hielt es für die Hauptsache, diesen glänzenden Vortheil sicher zu halten. Schon am 17., nachdem er die Stellungen der Gegner recognoscirt hatte, dachte er daran, am Tage darauf eine entscheidende Schlacht zu wagen, deren Erfolg er für nicht zweifelhaft hielt. Er trug dem rechten Flügel, der aus drei Colonnen in Goidsenhoven bestand, auf, Overwinden, Mittelwinden und Neerwinden zu nehmen. Das aus zwei bei der Straße von Tirlemont lagernden Colonnen bestehende Centrum sollte Neerwinden von vorn angreifen und der linke Flügel, der aus drei Colonnen bestand, die sich von Orsmael bis zu den Höhen von Dplinter zogen, hatte Befehl, Leaw zu besetzen und Neerlanden anzugreifen. Die Fronte der franz. Armee dehnte sich zwei Stunden weit aus, von Goidsenhoven bis zu den Höhen von Dplinter, und die der Oesterreicher von den

Höhen von Racour bis zu den Ebenen von Leaw. Der kleine Fluß Gette trennte die Feinde. Die Desterreicher wurden von dem Erzherzoge Karl, dem General Collorebo, dem Herzoge von Würtemberg, dem Prinzen von Koburg und dem Grafen Clairfait befehliget.

Am 18., zwischen sieben und acht Uhr früh, setzten sich alle französischen Colonnen gleichzeitig in Bewegung und gingen in guter Ordnung über den Fluß. Miranda, der seinen linken Flügel gegen Drémael führte, vertrieb zuerst daraus die leichten feindlichen Truppen, nicht ohne kräftigen Widerstand zu finden, und bald wechselten die beiden Heere ein mörderisches Geschützfeuer, unter welchem Champmorin mit der dritten Colonne sich Leaws bemächtigte, wo er sich hielt. In derselben Zeit griffen die Generale Leveneur und Neuilly mit der zweiten und dritten Colonne des rechten Flügels Oberwinden und Mittelwinden so ungestüm an, daß sie dieselben nahmen und überdies die Desterreicher aus dem Dorfe Neerwinden vertrieben. Statt aber in Neerwinden zu bleiben, wie es ihm anempfohlen war, beging Neuilly den Fehler, darüber hinauszugehen und breitete sich in der Ebene aus. Die Desterreicher, die durch den ungestümen Angriff anfangs bestürzt worden waren, sammelten sich unterdeß wieder, verstärkten sich und nahmen sowohl Ober- als Mittelwinden von neuem. Der Herzog von Chartres, der von seiner Stellung aus die Manöver der Kaiserlichen beobachten konnte, kam auf dem Kampfsplage mit der vierten und fünften Colonne an, behielt trotz dem Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien, welche sein Armeecorps gerade bestrichen, seine Kalt-
Gesch. Ludw. Philipp's.

blütigkeit, ließ das Bajonett fallen und durchbrach die österreichischen Bataillone. Da ihn auch ein wohlgeleitetes Artilleriefeuer unterstützte, so gelang es ihm, die Oesterreicher zum zweitenmale aus dem Dorfe Meerwinden zu vertreiben. Dieser muthigen Waffenthat, bei welcher ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, folgte indeß plößlich eine schreckliche Verwirrung. Meerwinden war so von Leuten, Pferden, Todten und Verwundeten angefüllt, daß die Infanterie sich nicht in Reihe und Glied behaupten konnte, auseinander ging und von neuem das Dorf verließ.

Dumouriez mußte sich zum Rückzuge entschließen. Er nahm den Flügel Mirandas und versuchte ihm wieder einigen Muth einzufößen; von Dampierre unterstützt, wollte er die Höhe von Wommersem erreichen, aber die Oesterreicher hatten da Batterien aufgestellt und unterhielten ein mörderisches Feuer. Ungebeugt führte Dumouriez seine wankenden Truppen; aber da warf eine Kugel sein Pferd nieder und er stürzte mit demselben. Die Soldaten, die dies sahen, wollten fliehen, aber er raffte sich sogleich wieder auf, bestieg ein anderes Pferd und hielt seine Leute auf dem Schlachtfelde zurück.

Der Herzog von Chartres leitete unterdeß den Rückzug des rechten Flügels und der Hälfte des Centrums. Er führte seine vier Colonnen mit eben so großem Muth als Klugheit, zog sich vor den Augen eines furchtbaren Gegners kaltblütig zurück und kam über die drei Brücken der Gette. Dann ließ auch Dumouriez den linken Flügel nebst der Colonne Dampierres zurückgehen und nahm so im Angesichte des Feindes, der

seinen Rückzug nur bewundern konnte, die Stellungen wieder ein, welche er vor dem Kampfe inne gehabt hatte.

Er selbst fand keine Ruhe; bald wollte er sich verzweifelungsvoll mit den Oesterreichern schlagen, bald die Jacobiner vernichten, denen allein er die Desorganisation und die Unfälle seines Heeres zuschrieb. Im höchsten Aerger sprach er laut gegen die Tyrannei in Paris und seine Worte fanden den Weg bald zur Armee. Mit Mack, dem feindlichen Generale, hatte er eine Unterredung, und er kam mit ihm überein, von nun an das Blut der Soldaten und das Land zu schonen, das der Schauplatz des Krieges war. Diese Unterredung hatte indeß weitere Folgen. Dumouriez, der am Hofe aufgewachsen war, konnte den damaligen Zustand Frankreichs nicht begreifen; die Unordnungen, deren Zeuge er sein mußte, waren ihm ein Gräuel, und er besaß Muth genug, um einen Plan zu entwerfen, die Revolution zu der Constitution von 1791 zurückzuführen und sie mit Europa zu versöhnen. Zur Durchführung dieses Planes gehörte ein König. Man hat ihm vorgeworfen, er habe das Haus Orleans auf den Thron heben wollen, und man stützte sich dabei auf seine Vorliebe für den Herzog von Chartres, dem er in der Armee immer eine glänzende Rolle zugeheilt hatte. Das dürfte indeß kein Beweis sein, denn der junge Herzog hatte Alles, was er erlangt, redlich verdient und ein Einverständniß mit Dumouriez möchte schwer darzuthun sein. In Löwen fand er Danton und Lacroix, welche mit ihm wegen eines Briefes sprechen wollten, den er an den Convent geschrieben hatte. Er behandelte sie gegen ihre Erwartung sehr kalt,

wiederholte seine Klagen über die Jacobiner laut und wollte von seinem Briefe nichts zurücknehmen, so daß die Abgeordneten unverrichteter Sache zurückreisen mußten.

Nachdem er Brüssel geräumt, hatte er neue Unterredungen mit Mac, der ihn sehr freundlich behandelte und dem er seinen Plan mittheilte, den Nationalconvent zu stürzen. Er schloß sogar ein Uebereinkommen mit ihm. Aber seine Truppen zogen sich in Unordnung mehr und mehr zurück und er erkannte, daß er nicht mehr im Stande sei, den Kaiserlichen etwas zu bieten, daß er dagegen mehr und mehr von denselben abhängig werde. Seine übele Laune steigerte sich, und er deutete wohl auch die Pläne an, die in ihm reiften. Die Schwester des Herzogs von Orleans und Frau v. Sillery, die der drohenden Verbannung entflohen waren, hatten sich nach Belgien begeben, um Schutz bei ihren Brüdern zu finden. Sie befanden sich in Aith und es war dies ein neuer Anlaß zu Verdruß für Dumouriez.

Drei Spione der Jacobiner, ein gewisser Dubuiffon, der sich nach Brüssel geflüchtet hatte, Broly, ein unehelicher Sohn des Fürsten v. Kaunitz, und Pereira, ein portugiesischer Jude, begaben sich unter dem Vorwande eines Auftrages von Lebrun nach Aith und es wurde ihnen nicht schwer, die Pläne des Generals zu erlauschen, da er sie gar nicht mehr verheimlichte. Er sprach sich in ihrer Gegenwart auf's heftigste gegen das Revolutionstribunal und gegen die Jacobiner aus. Er setzte sogar hinzu, daß er, wenn nichts mehr übrig bleibe, jedenfalls zu den Oesterreichern gehen könne. Die Spione statteten ihren Bericht ab und der Wohlfahrtsausschuß trug darauf an,

daß Dumouriez durch ein Decret vor die Schranken gefordert werde. Vier Bevollmächtigte, Baniat, Quinette, Camus und Lamarque, erhielten den Auftrag, sich zur Armee zu begeben, dem General das Decret zu überreichen und ihn nach Paris zu bringen. Beurnonville schloß sich ihnen an.

Am 30. reiseten die Bevollmächtigten ab und am 31. traten sechs Freiwillige, die mit Kreide auf ihre Hüte geschrieben hatten: Die Republik oder der Tod! im Lager zu ihm, um sich seiner zu bemächtigen. Mit Hilfe seines treuen Dieners Baptist hieß er sie von sich fern und übergab sie seinen Husaren. Dieser Vorfall machte großes Aufsehen in der Armee, und er erhielt von mehrern Seiten Adressen, die seinen Muth wieder anregten.

Um dieselbe Zeit, am 30. März, schrieb der Herzog von Chartres aus Tournay an seinen Vater:

„Ich habe Ihnen, lieber Vater, am 21. aus Löwen geschrieben und jetzt finde ich zum erstenmale einen freien Augenblick nach der unglücklichen Schlacht von Neerwinden. Ich habe Ihnen auch aus Brüssel und Enghien geschrieben, aber man kann sich keine Vorstellung von der Schnelligkeit machen, mit welcher die Verwaltung der Posten sich zurückzieht. Ich war zehn Tage ohne Briefe und Zeitungen, und es herrscht in diesen Bureaux wie überall eine bewundernswürdige Unordnung.“

„Meine Rosenfarbe ist sehr erblaßt, ja sie hat sich in das dunkelste Schwarz umgewandelt; die Freiheit ist verloren, das sehe ich; der Nationalconvent vergiftet alle seine Grundsätze

„und stürzt Frankreich ganz und gar in's Verderben; der Bürgerkrieg ist entzündet und ich sehe zahllose Heere von allen Seiten nach unserm unglücklichen Vaterlande ziehen, das ihnen keine Armee entgegenzustellen hat. Seine Linientruppen sind fast ganz vernichtet; die stärksten Bataillone zählen 400 Mann. Das brave Regiment Zweibrücken ist 150 M. stark und es erhält keine neue Mannschaft; Alles geht zu den Freiwilligen oder zu dem neuen Corps und überdies hat das Decret, welches die Linientruppen mit den Freiwilligen gleichstellt, sie gegen einander erbittert. Die Freiwilligen laufen davon und entfliehen nach allen Seiten; man kann sie nicht aufhalten und der Convent glaubt, mit solchen Soldaten könne er ganz Europa bekriegen! Ich versichere Sie, daß er bald von seinem Irrthume zurückkommen wird, wenn es noch eine kurze Zeit so fortgeht. In welchen Abgrund hat er Frankreich gestürzt! . . . Meine Schwester wird sich nicht nach Lille begeben, wo man sie wegen ihrer Auswanderung beunruhigen könnte; ich ziehe vor, daß sie ihren Aufenthalt in einem Dorfe in der Nähe von St. Amand nehme. „Egalité.“

Am 1. April verlegte Dumouriez sein Hauptquartier nach St. Amand und am 2. Abends kamen die vier Abgeordneten des Convents mit Beurnonville, der sein Freund und Kriegsminister war, bei ihm an. Die Husaren Berchings waren vor seiner Wohnung in Schlachtordnung aufgestellt und sein ganzer Stab umgab ihn. Dumouriez umarmte zuerst seinen Freund Beurnonville und fragte sodann die Abgeordneten, was sie zu ihm führe. Sie wollten in Gegenwart der zahlreichen Officiere,

deren Stimmung ihnen verdächtig vorkam, sich nicht ausdrücken und in ein Nebenzimmer gehen. Dumouriez willigte ein, die Officiere aber verlangten, daß die Thüre offen bleibe. Camus las ihm das Decret vor und forderte ihn auf, sich demselben zu unterwerfen. Dumouriez antwortete, der Zustand seiner Armee erfordere seine Anwesenheit und wenn dieselbe neu organisiert worden, würde er zusehen, was er zu thun hätte; er wäre nicht so dumm, um sich nach Paris zu begeben und dem Revolutionstribunale zu überliefern; Tiger verlangten seinen Kopf, aber er würde ihnen denselben nicht selbst bringen. Die vier Abgeordneten versicherten ihm vergeblich, daß man keinesweges seine Person wolle, ja sie verbürgten sich für ihn, aber Dumouriez wollte nichts hören und bat, man möchte ihn nicht auf's Aeußerste treiben. Er verließ das Zimmer und begab sich mit Beurnonville zu seinem Stabe. Bald nachher erschienen auch die vier Bevollmächtigten und wiederholten ihre Aufforderung. „Wollen Sie dem Convente gehorchen?“ fragte ihn Camus. „Nein,“ antwortete der General. „Nun wohl,“ fuhr Camus fort, „so sind Sie Ihrer Stelle enthoben; Ihre Papiere werden mit Beschlagnahme belegt und Sie selbst verhaftet werden.“ — „Das ist zu stark,“ entgegnete Dumouriez. „Husaren, herbei!“ Die Husaren erschienen. „Verhaftet diese Männer,“ rief er ihnen deutsch zu, „aber thut ihnen nichts zu Leid.“ Beurnonville er suchte den Freund, ihn von den vier andern Bevollmächtigten nicht zu trennen, und Dumouriez antwortete: „Nein; ich glaube Ihnen einen wirklichen Dienst zu erweisen; ich entreiße Sie dem Revolutionsgerichte.“

Er schickte sie darauf nach Tournay, damit sie dort als Geiseln von den Oesterreichern bewacht würden, und erließ eine Proclamation an seine Armee und an Frankreich, in welcher er erklärte, daß er entschlossen sei, die Constitution aufrecht zu erhalten, welche Frankreich sich gegeben habe, die blutige Herrschaft der Clubs aber zu vernichten.

Der Vorfall machte im Convente gewaltiges Aufsehen und Danton trug unter Anderm darauf an, daß eine Commission das Benehmen der nach Belgien gesandten Bevollmächtigten prüfe, und daß Philipp von Orleans, den, wie Viele glaubten, Dumouriez und dessen Partei auf den Thron bringen wollten, nebst seiner ganzen Familie verhaftet und nach Marseille in's Gefängniß gebracht werde. Dumouriez seiner Seits sah sich von Dampierre und mehrern andern Generalen verlassen, während eine Menge Emiffaire seine Armee bearbeiteten. Er glaubte deshalb handeln zu müssen, um seine Officiere und Soldaten jedem andern Einflusse, als dem seinigen zu entziehen. Er verabredete mit dem Prinzen von Koburg eine Zusammenkunft am 4. April, um die Operationen zu bestimmen, die beginnen sollten. Am Morgen dieses Tages brach er auf. Er hatte eine Bedeckung von nur fünfzig Reitern beordert, wartete aber deren Ankunft nicht ab, sondern befahl, sie ihm nachzusenden. Thouvenot, die Söhne des Herzogs von Orleans, einige Officiere und einige Diener begleiteten ihn. Unterwegs stießen sie auf zwei Bataillone Freiwillige, die sie mit Geschrei und Flintenschüssen empfingen und ihnen den Weg abschneiden wollten. Der Herzog von Chartres wurde durch die List und Geistes-

gegenwart eines treuen Dieners, Baudoin, gerettet. Dieser legte sich nämlich, als die Verfolger hart hinter ihnen her waren, am Wege nieder, als wäre er verwundet, nachdem er vorher sein Pferd hinter einem Heuschober versteckt hatte. Als die Verfolgenden herankamen und ihn liegen sahen, fragten sie ihn, welchen Weg die Fliehenden eingeschlagen hätten und er wies sie in einer Richtung hin, die sie von der wahren weit ab brachte.

Der Herzog von Chartres kam in dem österreichischen Hauptquartiere an und seine militairische Laufbahn im Dienste seines Vaterlandes war nun beschlossen. Er hatte demselben und der Freiheit aufrichtig gedient und verließ es nur, um nicht ein Opfer der Jacobiner zu werden, die ihn vielleicht noch mehr fürchteten, als seinen Vater. Einen neuen Beweis von seiner Vaterlandsliebe gab er, als er sich weigerte, Dienste im Heere der Oesterreicher zu nehmen und mit diesen Frankreich zu bekriegen, denn der Erzherzog Karl hatte ihn nicht nur mit Auszeichnung aufgenommen, sondern forderte ihn auch auf, als Generallieutenant in der österreichischen Armee einzutreten. Der Herzog von Chartres lehnte den Antrag ab und bat um Pässe nach der Schweiz, wohin er sich zuerst zu begeben gedachte.

In Paris steigerten sich unterdeß die Leidenschaften immer höher; die Parteien im Convente erhitzten sich und klagten einander gegenseitig an; die Verhandlungen wurden immer stürmischer; allgemein aber schien man einig zu sein, die Familie Orleans anzuklagen. Nur war man noch zweifelhaft, ob man diesen Prozeß in Paris oder in Marseille verhandeln lassen

folgte. Die Meinung derjenigen, welche für Marseille waren, siegte und der Herzog von Orleans mit seiner Familie wurde in das Gefängniß nach Marseille gebracht, bis es später Robespierre gefiel, ihn nach Paris und auf das Blutgerüst bringen zu lassen.

Man sah indeß wohl ein, daß irgend etwas Kräftiges geschehen müsse, um die von allen Seiten hereinbrechenden Gefahren abzuwenden. So kam man auf den Gedanken, der im Convente schon oftmals berathen worden war, die Regierungsthätigkeit in der Versammlung zu concentriren, und unter verschiedenen Plänen, die man vorschlug, entschied man sich für einen Wohlfahrtsausschuß, der aus neun Mitgliedern bestehen sollte. Dieser Ausschuß sollte im Geheimen berathen, die Thätigkeit der vollziehenden Gewalt beaufsichtigen und beschleunigen, die Beschlüsse derselben sogar für ungiltig erklären, wenn er sie dem allgemeinen Interesse für nachtheilig halte, und nur dem Convente davon Anzeige machen. Er wurde ferner ermächtigt, in dringenden Fällen Maßregeln zur Vertheidigung des Landes im Innern und nach außen zu ergreifen, und die von der Mehrheit seiner Mitglieder unterzeichneten Beschlüsse sollten sofort von der vollziehenden Behörde ausgeführt werden. Ursprünglich wurde dieser Ausschuß nur für einen Monat ernannt und da Männer wie Barrère, Gambon, Danton u. s. w. in denselben gewählt waren, so ließ sich leicht voraussehen, was von ihm zu erwarten war; denn obgleich er noch nicht die ganze Gewalt in sich vereinigte, so erhielt er doch einen ungeheuern Einfluß; er correspondirte mit den Bevollmächtigten des Con-

vents, gab ihnen ihre Instructionen und konnte an die Stelle der von den Ministern ergriffenen Maßregeln diejenigen setzen, welche ihm beliebten. Durch Cambon verfügte er über die Finanzen und mit Danton mußte er die Kühnheit und den Einfluß dieses mächtigen Parteihauptes erlangen. So schritt man bei der Zunahme der Gefahren der Dictatur näher und näher, die sich bald so schrecklich und blutig kundgeben sollte, wie man in der Geschichte kein anderes Beispiel findet.

Die Gräucl und Gewaltthaten, die in der Hauptstadt verübt wurden, wiederholten sich auch in den großen Städten des Landes, in denen sich aber, namentlich im Süden, ein Geist des Widerstandes gegen die in der Hauptstadt herrschende Partei zeigte, namentlich in Lyon, das lange schon und höchst begreiflicher Weise gegen die neue Ordnung der Dinge eingenommen war, weil die Fabriken der Stadt in Seide, Gold- und Silberstickereien, sowie in andern Luxusgegenständen durch die Vernichtung des Hofes, durch die Vertreibung des Adels und der Reichen einen tödtlichen Streich erlitten hatten. Dieser der herrschenden Partei ungünstigen Stimmung bemächtigten sich bald die Royalisten und im Süden und Westen, namentlich der Vendée, bildete sich der Widerstand vollständig zu einer Insurrection zu Gunsten des Royalismus aus. Diese aus dem Gewirr der Parteien neu auftauchenden Royalisten nahmen Ansehen und bedroheten Manteß. Da sie aber nichts als die unbedingte Rückkehr zu dem Alten mit allen Mißbräuchen wollten, durch welche die Revolution hervorgerufen worden war, so sahen sie sich von den wahren Patrioten bald verlassen; sie standen allein

und dadurch wurde es der Schreckenspartei möglich, nochmals den Sieg zu gewinnen.

Damals lebte in Calvados ein Mädchen von etwa fünf und zwanzig Jahren, das mit großer Schönheit einen festen und selbstständigen Charakter verband, Charlotte Corday in Armand. Ihr Lebenswandel war rein, ihr Geist aber unruhig. Sie hatte das Vaterhaus verlassen, um mehr nach ihrem eigenen Belieben bei einer Freundin in Caen zu leben, und sich wie Viele ihres Geschlechtes, wie Mar. Roland, für die Revolution und den Gedanken an eine Republik begeistert. Die Girondisten, glaubte sie, würden ihren Traum verwirklichen, nur die Bergpartei schien als Hinderniß da zu stehen, und auf die Nachricht vom 31. Mai entschloß sie sich, die ihr werthen Medner zu rächen. Der Krieg in Calvados begann bereits und sie meinte, wenn der Tod des Führers der Anarchisten zu dem Aufstande in den Departements hinzukomme, würde den Letztern unbedingt der Sieg zufallen. Sie nahm sich deshalb vor, eine große aufopfernde That zu begehen und dem Vaterlande ein Leben zu widmen, für das ein Gatte, eine Familie und Kinder keinen Reiz hatten. Sie täuschte ihren Vater, indem sie ihm schrieb, sie wolle Ruhe und Sicherheit in England suchen, da die Unruhen in Frankreich täglich entsetzlicher würden. Sie wendete sich aber nach Paris.

In der Hauptstadt bedachte sie erst, welches Opfer sie auswähle. Danton und Robespierre waren in der Bergpartei allerdings so berühmt, daß sie ihren Dolch wohl verdient hätten, Marat aber war den Provinzen als der Entsetzlichste er-

schenen und wurde von denselben für das Haupt der Anarchisten angesehen. Anfangs wollte sie ihn mitten unter seinen Freunden niederstoßen, aber das war nicht mehr ausführbar, weil sich Marat in einem Gesundheitszustande befand, der ihn hinderte, den Sitzungen des Convents beizuwohnen. Zu Hause quälte ihn sein verzehrender, unruhiger Thätigkeitstrieb; er verbrachte einen Theil des Tages im Bade, hatte da Feder und Papier in der Nähe, redigirte so sein Journal, schrieb Briefe an den Convent und beklagte sich, daß man ihm nicht Aufmerksamkeit genug schenke. Zuletzt schrieb er wieder einen Brief, in welchem er die beiden Generale Custine und Biron anklagte.

Da Marat seine Wohnung nicht verließ, so sah sich Charlotte Corday genöthiget, zu ihm zu gehen. Das erstemal wurde sie nicht vorgelassen. Dann schrieb sie ihm, sie wäre eben aus Calvados angekommen und hätte ihm wichtige Dinge mitzutheilen. Dies genügte. Am 13. Juli Abends um acht Uhr erschien sie wieder in dem Hause Marats. Die junge Haushälterin desselben machte zwar einige Schwierigkeiten; Marat aber, der im Bade war, hörte die Fremde sprechen und befahl, sie einzulassen. Als sie allein mit ihm war, berichtete sie, was sie in Caen gesehen, und betrachtete sodann den Mann, ehe sie die Hand zum Morde gegen ihn erhob. Sie stieß ihm den Dolch bis in das Herz hinein und er konnte nur noch rufen: „Zu Hilfe!“ Die Haushälterin und ein Mann, welcher Journale falzte, eilten hinzu; sie fanden Marat in seinem Blute und Charlotte Corday ruhig und unbeweglich neben ihm. Die beiden Leute mißhandelten die Jungfrau und der Lärm lockte

andere Personen herbei. Die Mörderin wurde in das Gefängniß gebracht und ihr Prozeß schnell eingeleitet.

Auch vor dem Revolutionstribunale behielt Charlotte Corday ihre Ruhe und Geistesgegenwart. Man las ihr die Anklageacte vor und schritt zum Zeugenverhör. Charlotte aber unterbrach den ersten Zeugen, ehe er etwas ausgesagt hatte und erklärte: „Ich habe Marat ermordet.“ — „Wer hat Sie veranlaßt, diesen Mord zu begehen?“ — „Seine Verbrechen.“ — „Was verstehen Sie unter seinen Verbrechen?“ — „Das Unglück, dessen Urheber er seit der Revolution ist.“ — „Wer sind diejenigen, welche Sie zu diesem Morde aufgefordert haben?“ — „Ich allein,“ antwortete das Mädchen stolz; „ich hatte die That schon längst beschlossen und würde zu derselben nie Jemanden um Rath gefragt haben. Ich wollte meinem Vaterlande den Frieden geben.“ — „Glauben Sie alle Marats getödtet zu haben?“ — „Nein,“ antwortete die Angeklagte traurig, „nein.“ Darauf ließ sie die Zeugen sprechen und sobald einer seine Aussage beendet hatte, sprach sie: „Es ist wahr; der Zeuge hat Recht.“ Nur gegen eines vertheidigte sie sich, gegen ihre angebliche Mitschuld mit den Girondisten.

Charlotte Corday wurde zur Todesstrafe verurtheilt, aber als sie den Ausspruch des Gerichts vernahm, verrieth sich keine innere Bewegung auf ihrem schönen Gesichte; mit dem Lächeln auf den Lippen kehrte sie in ihr Gefängniß zurück und schrieb hier an ihren Vater, um ihn dafür um Verzeihung zu bitten, daß sie ihr Leben auf das Spiel gesetzt habe.

Am 15. erlitt Charlotte die Strafe mit der Ruhe, die sie keinen Augenblick verlassen hatte, und erwiederte die Beschimpfungen, welche sie von dem gemeinen Pöbel erfuhr, mit der züchtigsten und würdevollsten Haltung. Aber nicht Alle beschimpften sie; Viele beklagten das so junge, so schöne, in ihrer That so uneigennützigte Mädchen, und begleiteten sie mit einem Blicke des Mitleids und der Bewunderung auf das Blutgerüst.

Marat, der mit großem Pomp bestattet und dessen Haushälterin, mit der er sich „an einem schönen Tage im Angesichte der Sonne“ vereinigt hatte, seine Wittve genannt und auf Kosten des Staates unterhalten wurde, war gewiß der seltsamste Mensch in jener an Charaktern so fruchtbaren Zeit. In der wissenschaftlichen Laufbahn, die er betreten hatte, wollte er alle Systeme umstürzen; in den politischen Unruhen faßte er sogleich einen fürchterlichen Gedanken, einen Gedanken, welchen die Revolutionen jeden Tag verwirklichen in dem Maße, wie die Gefahren steigen und sich mehren, den sie aber nie eingestehen, — die Vernichtung ihrer Gegner. Als Marat sah, daß sein blutiger Rath befolgt wurde, hielt er sich für den größten Staatsmann der neuen Zeit, wurde von außerordentlichem Stolze und eben so großer Kühnheit ergriffen und blieb selbst für seine Freunde seltsam, wie er für seine Gegner immer furchtbar war. Er endete durch ein eben so ungewöhnliches Ereigniß, wie sein Leben ungewöhnlich gewesen war, und starb in dem Augenblicke, als die Häupter der Republik bei der Berathung über die Bildung einer grausamen Regierung sich mit einem wahnsinnigen, dabei systematischen und kühnen Collegen

nicht mehr vereinigen konnten, der durch seine heißenden Ausfälle alle ihre Pläne gestört haben würde. Er vermochte es nicht, ein mit sich fortreißender Führer zu sein und war nur der Apostel der Revolution; als man des Apostelamtes nicht mehr bedurfte, wohl aber Tact und Energie, fand sich der Dolch eines unwilligen Mädchens, der ihn zum Märtyrer, zu einem Heiligen für das Volk machte, das seiner alten Götzen überdrüssig war und doch das Bedürfniß fühlte, sich neue zu machen.

Die Dictatur schritt auf blutigem Wege rücksichtslos weiter, während in vielen Theilen des Landes die empörendsten Gewaltthaten verübt wurden und der Durst nach Blut um so brennender zu werden schien, je mehr man sich in demselben berauschte. Dazu kamen von allen Seiten her Gefahren für die Republik und die, welche an der Spitze derselben standen, ergriffen diese Gelegenheit, um Alle zu verderben, die ihnen irgendwie ein Anstoß waren oder hätten werden können. Die politischen Prozesse gehörten zur Tagesordnung und man gewöhnte sich durch blutige Uebung daran, jede Bedenklichkeit von sich zu weisen und es als etwas ganz Natürliches anzusehen, jedes Mitglied einer andern Partei auf das Blutgerüst zu bringen. Die Jacobiner hatten es durchgesetzt, daß man die Königin, die Girondisten, mehrere Generale und den Herzog von Orleans anklage und sie forderten nun laut und gebieterisch, daß man ihnen Wort halte. Namentlich wollten sie mit der Königin jene lange Reihe blutiger Opfer beginnen. Man hätte glauben sollen, eine Frau habe ihre politische Wuth entwaffnet, aber man haßte Marie Antoinette noch mehr als Ludwig XVI.,

denn ihr gab man den Verrath des Hofes, die Verschleuderung der Staatsgelder und besonders den erbitterten Krieg Oesterreichs Schuld. Ludwig XVI., sagte man, habe Alles geschehen lassen, Marie Antoinette aber Alles gethan und an ihr müßte also auch Alles gestraft werden.

Zuerst wurde sie von ihrer Familie getrennt und in die Conciergerie gebracht, wo gegen zweihundert Personen auf ihren Todestag warteten. In einem kleinen Gemache befand sie sich allein und war wie die übrigen Gefangenen auf das Strengnothwendige beschränkt. Am 14. Octbr. erschien sie vor ihren Richtern und die Jacobiner hatten sie sicherlich nicht dahin gebracht, um sie freizusprechen. Fouquier hatte alle seit der Ankunft Marie Antoinettes im Volke umlaufenden Gerüchte gesammelt und warf ihr in der Anklageacte vor, die Staatsgelder verschleudert zu haben, theils zu ihren Vergnügungen, theils durch Uebersendung an den Kaiser, ihren Bruder. Er legte großes Gewicht auf die Scenen am 5. und 6. Octbr. und auf das Mahl der Garde-du-Corps und behauptete, sie habe damals ein Complot angezettelt, welches das Volk genöthiget habe, nach Versailles zu ziehen, um es zu vereiteln. Er gab ihr ferner Schuld, sich ihres Gemahls bemächtiget, sich in die Wahl der Minister gemischt, die Intriguen mit den für den Hof gewonnenen Deputirten selbst geleitet, die Reise des Königs nach Varennes vorbereitet, den Krieg herbeigeführt und den feindlichen Generalen alle Feldzugspläne überliefert zu haben. Er beschuldigte sie überdies, eine neue Verschwörung am 10. Aug. vorbereitet und ihren Gemahl veranlaßt zu haben, sich

zu vertheidigen, auch seit der Gefangenhaltung im Temple fortwährend intrigirt und correspondirt und ihren Sohn als König behandelt zu haben.

Marie Antoinette wiederholte öfters mit Kraft und Geistesgegenwart, daß keine bestimmte Thatsache gegen sie vorliege, und daß sie überdies als Gemahlin Ludwigs XVI. für keine Handlung der Regierung verantwortlich sei. Fouquier erklärte sie dennoch für hinreichend überführt und die unglückliche Königin wurde verurtheilt, die Strafe ihres Gemahls zu theilen.

Am andern Tage, 16. Octbr., früh brachte man sie unter dem Zubrange einer bedeutenden Menschenmenge auf den Platz, wo zehn Monate vorher das Haupt Ludwigs XVI. gefallen war. Sie hörte ruhig den Geistlichen an, der sie begleitete und blickte gleichgiltig über das Volk hin, das so ort jubelnd ihre Schönheit und Anmuth bewundert hatte. Am Fuße des Schafots fiel ihr der Palaß der Tuileries in die Augen und sie schien tief ergriffen zu werden, aber sie ging rasch die Leiter hinauf und übergab sich muthig den Henkern. Ihr Haupt fiel und der rohe Henker zeigte es der versammelten Menge, wie er es immer that, wenn ein berühmtes Opfer gefallen war.

Die Jacobiner waren hoch erfreut, aber ihre Rache hatte erst begonnen. Unmittelbar nach der Hinrichtung der Königin sollte man den Prozeß der Girondisten vornehmen, die in der Concierterie in Haft waren. Vor dem Aufstande im Süden, konnte man ihnen nur ihre Meinungen zum Vorwurfe machen; man sagte zwar, sie wären Mitschuldige des Dumouriez, des Herzogs von Orleans &c., aber eine solche Anklage war schwer

zu beweisen. Von dem Tage an aber, wo sie die Fahne des Bürgerkriegs aufgepflanzt hatten, wurde ihre Verurtheilung leicht. Und sie erfolgte. Am 31. Octbr. wurden sie auf den Richtplatz gebracht, wo sie einander noch einmal umarmten und ausriefen: „Es lebe die Republik!“ Sillery bestieg zuerst das Schaffot und Alle starben mit Würde. Binnen ein und dreißig Minuten fielen alle diese edelmüthigen Bürger, die Opfer ihrer utopischen Träume.

Kaum waren die Girondisten umgebracht, als neue Opfer ihnen folgten. Das Beil ruhete keinen Augenblick.

Der Herzog von Orleans, „dessen Tod,“ wie ein Schriftsteller sagt, „die Antwort für diejenigen sein sollte, welche die Bergpartei beschuldigten, sie wolle einen König aus ihm machen,“ der Herzog von Orleans gehörte mit zu den ersten, welche die Rache seiner Feinde traf. Dieser Prinz und der Graf von Beaujolais waren, wie man sich erinnert, nach Marseille gebracht worden, wo sich bereits der Herzog von Montpensier befand. Hier schmachteten sie in finstern Kerker und erlitten die unwürdigste Behandlung, wie die schmerzlichsten Entbehrungen. Ihre Reclamationen blieben wirkungslos und ihre Klagen verdoppelten nur die Rohheit ihrer Hüter. Nach einem Decret vom 16. April wurde der Herzog von Orleans am 7. Mai von dem Präsidenten des Criminalgerichtes der Rhonemündungen verhört und es kam dabei nichts an den Tag als der gänzliche Mangel aller Schuld. Da wurden die Gefangenen in das Fort Saint Jean gebracht, aber nur noch strenger bewacht. Der Graf von Beaujolais empfand die Unge sundheit

dieses Aufenthalts vermaßen, daß er auf das Gesuch seines Vaters nach vieler Mühe die Vergünstigung erhielt, alle Tage in Weisheit eines Beamten frische Luft zu schöpfen. Man muß die rührenden „Memoiren“ des Herzogs von Montpensier lesen, um sich eine Vorstellung von den Gräueln der Gefangenschaft machen zu können. Die ersten Untersuchungen und das Inventar der Papiere des Herzogs von Orleans lieferten keine für seine Sache ungünstigen Indicien und die Commission, welche den Prozeß einleiten sollte, erklärte am 21. Juni, daß sie nichts gefunden hätte, was criminell behandelt werden könne. Gleichwohl schickte der Convent am folgenden 15. Octbr. drei Commissaire nach Marseille, um den Herzog von Orleans zurückzuholen. „Am 23., um fünf Uhr früh,“ erzählt der Herzog von Montpensier, „wurde ich durch meinen unglücklichen Vater geweckt, der mit den Bösewichtern, die ihn morden lassen wollten, in meinen Kerker trat. Er umarmte mich zärtlich und sagte zu mir: ich komme, mein lieber Montpensier, um von Dir Abschied zu nehmen, denn ich reise ab. — Ich war so ergriffen, daß ich kein Wort sprechen konnte. Ich drückte ihn weinend an mein Herz. — Ich wollte, setzte er noch hinzu, abreisen ohne von Dir Abschied zu nehmen, denn dies ist immer ein peinlicher Augenblick, aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, Dich vor meiner Abreise noch einmal zu sehen. Lebe wohl, mein Sohn, tröste Dich und tröste Deinen Bruder; denkt Beide an das Glück, mit welchem wir einander wiedersehen werden! — Ach dies Glück sollte uns nicht zu Theil werden!“

Der Herzog von Orleans, der nach Paris in das Gefängniß der Conciergerie gebracht worden war, erschien am 6. November vor dem Revolutionstribunale. Seine Haltung vor seinen Richtern war fest und würdevoll und jedermann staunte über sein vollständiges Sicherheitsgefühl. Nach der Verlesung seines Todesurtheils, für das man das Gesetz von 16. Decbr. 1792 über die Verbannung der Bourbons anzuführen wagte, von dem er allein ausgenommen worden war, sagte der Prinz ruhig zu dem Gerichte: „da Sie entschlossen waren, mich sterben zu lassen, so hätten sie wenigstens plausible Vorwände auffuchen sollen, denn Sie werden es nie Jemandem glaublich machen, daß Sie mich alles dessen schuldig halten, wessen Sie mich für überführt erklären und Sie am allerwenigsten,“ setzte er hinzu, indem er den Obmann der Geschworenen, Antonelle, ehemaligen Marquis und seinen sonstigen Freund, fest ansah. „Da mein Schicksal entschieden ist, so bitte ich Sie wenigstens, mich nicht bis morgen schmachten zu lassen, sondern zu befehlen, daß ich sogleich zum Tode geführt werde.“ Der schändliche Fouquier-Tinville wollte ihm diese traurige Gunst nicht verweigern und noch denselben Tag zeigte man dem unglücklichen Prinzen an, daß seine Todesstunde gekommen sei. Ruhig und gefaßt brach er mit seinem Beichtiger auf. — „Ich war,“ erzählt Beaulieu, royalistischer Schriftsteller und folglich Feind des Herzogs, „ich war damals in der Conciergerie eingesperrt und sah ihn über den Hof dieses Gefängnisses gehen. Er wurde von einem halben Duzend Gendarmen mit gezogenem Säbel escortirt. Man muß es sagen, nach seiner stolzen und festen

Haltung und seinem wahrhaft edeln Aussehen hätte man ihn eher für einen General halten können, der seine Soldaten befehligt als für einen Unglücklichen, den man zum Blutgerüste führt.“ Der Prinz sprang in den Karren, der bereits voll von Opfern jedes Alters und Standes war. „Ganz Paris,“ heißt es in den Memoiren Froments, des Polizeipräfecten unter dem Convente, „ganz Paris hat gesehen oder erfahren, daß der Zug, welcher den Herzog von Orleans zum Schaffot brachte, dem Palais Royal gegenüber anhielt und man bemerkte, daß der Herzog von Orleans sich auf dem unseligen Karren erhob und mit besorgten und ungeduldigen Blicken nach diesem Palaste schauete, den er nicht mehr bewohnen sollte. Ueber das Resultat dieses Umstandes sind die Ansichten sehr getheilt, denn einige glaubten wirklich, es sei die Wirkung des Zufalles oder des Zusammendrängens der Menge an dieser Stelle, andere dagegen sahen darin etwas Vorbedachtes, das ausgeführt worden sei, um ihn den bitteren Todeskelch tropfenweis leeren zu lassen. Nichts von allem dem ist wahr; der Aufenthalt geschah, um den Herzog von Orleans zu retten. Es befanden sich mehr als hundert Bewaffnete in dem Palais Royal nebst den Personen, welche das Signal geben und die Bewegung leiten sollten.

„Zwei Wirthshäuser, die sich neben einander am Eingange der Straße St. Thomas du Louvre und der Straße Chartres befanden, waren mit Kanonieren von der Section des Arsenal, Graveliers und Poissonniere sowie mit einer großen Anzahl bewaffneter Gensdarmes angefüllt. Ein Theil der Gendarmerie

war gewonnen und man hatte unter die Menge eine bedeutende Anzahl Bewaffneter geschickt, die meist in Frauenkleidung sich befanden. Man schätzte die Zahl auf achthundert.

„Auf ein gegebenes Zeichen, das vom Palais Royal ausgehen sollte, sollte alles gleichzeitig handeln, die bewaffnete Macht, welche sich hätte widersetzen wollen, entwaffnen oder zerstreuen, den Herzog von Orleans befreien, sich zu Robespierre begeben, ihn ermorden und den Prinzen im Triumph in die Nationalversammlung führen.

„Man kennt jetzt die Ursache der besorgten und ungeduldrigen Blicke, welche der Herzog von Orleans nach dem Palais Royal warf. Er hatte zwei Flaschen Champagner getrunken, ehe er die Conciergerie verließ. Man kann sich wohl in minder gewaltsamen Umständen betäuben. Er erbleichte keinen Augenblick.

„Das Signal sollte von drei Personen gegeben werden. Nach einer jener unvorhergesehenen Ursachen, von denen die kleinste bisweilen die größten Ereignisse hervorbringt oder verhindert, war Robespierre nicht nach Hause gegangen, als der Zug sich in Bewegung setzte. Er war im Wohlfahrtsausschusse geblieben, zu dem er gehörte. Ihn da anzugreifen war nicht leicht, ja vielleicht unmöglich. Während des Aufenthalts kamen die Emissäre, welche sein Haus beobachteten und meldeten dies Unerwartete. Einige Augenblicke darauf berichteten Andere, daß die Sitzung der Versammlung aufgehoben sei, aber wahrscheinlich fortgesetzt werde. Das geschah nicht und wenn man die Entfernung von dem Palais Royal bis zu dem Hause, in

welchem Robespierre wohnte, am andern Ende der Straße St. Honoré, fast der Straße St. Florentin gegenüber, berechnet, so wird man finden, daß dieses Hin- und Herlaufen und die Zögerung, welche die Folge davon sein mußte, wenigstens acht bis zehn Minuten erforderte und so lange ungefähr hielt der Zug dem Palais Royal gegenüber. Gleichwohl mußte gehandelt oder der Zug mußte fortgesetzt werden; die Unmöglichkeit zu handeln veranlaßte den Wiederausbruch des Zuges und das Signal wurde nicht gegeben.

„Ein falscher Hoffnungsschein, den einige Personen aus dem Zug her gaben, veranlaßte ein nochmaliges Anhalten in der Straße Echelle, aber man war zu weit von dem Palais Royal entfernt, als daß man das Signal empfangen konnte; der Faden war abgerissen und übrigens schwand dieser Hoffnungsstrahl bald. Robespierre war nicht zurückgekommen und man mußte also noch einmal weiter ziehen nach einer Pause von etwa zwei Minuten und alles war bald für den Herzog von Orleans vorüber. Ach Gott, welcher langer und schrecklicher Todeskampf!“

Das war das unglückliche Ende dieses Prinzen, welcher dem Haße und der Sicherheit der Parteien geopfert wurde, deren Spielzeug er immer gewesen. Sein Irrthum bestand in dem Glauben, daß er mit einem Schläge alle seine Titel, seinen Rang und seinen Namen ablegen könne, um als uneigennütziger Bürger einer Republik zu leben. Aber er war von Charakter zu unentschlossen, um sich seine Rolle in der Revolution bestimmt vorzuzeichnen und seine Popularität schuf einen Ab-

grund zwischen ihm und dem Hofe, ohne ihm dafür das volle Vertrauen seiner Anhänger zu gewinnen, daher die ungerechten Angriffe und die schmachvollen Verleumdungen, denen er sein ganzes Leben hindurch ausgesetzt war und die ihn noch lange nach dem Tode verfolgt haben. Die Geschichte beurtheilt ihn jetzt minder streng und jeden Tag ändert sich die Meinung mehr zu seinem Gunsten. „Es ist für mich bewiesen,“ sagte Napoleon, „daß der Herzog von Orleans kein schlechter Mensch war. Wenn er die Laster gehabt hätte, mit denen man sein Andenken befleckt hat, so hätte ihn nichts hindern können den Plan auszuführen, den man ihm zuschreibt; er war nur der Hebel, dessen sich die Leute in jener Zeit bedienten und die ihn mit sich selbst compromittirt haben. Ich billige nicht, was er gethan hat, aber ich beklage ihn und möchte mich für Niemanden verbürgen, wenn ihn das Schicksal in eine ähnliche Lage gebracht hätte.“

Der Herzog von Rovigo, Polizeiminister unter dem Kaiserreiche, der diese Worte Napoleons in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt, erzählt uns, daß er selbst seine persönliche Meinung bei der Lectüre der Papiere des Hauses Bourbon änderte, die sich in seinem Ministerium befanden. Im J. 1816 sagte der Prinz = Regent von England, der unter dem Namen Georg IV. König wurde, in London zur Prinzessin Adelaide: „Sie finden hier das Portrait Ihres Vaters, weil ich nie an eines der Verbrechen geglaubt habe, die man ihm zur Last legte.“ Karl X. hatte dieselbe Ansicht von Ludwig Philipp Joseph und sagte mehrmals: „er war nicht schlecht.“ Ein Ausspruch schildert

diesen Prinzen vollends und wir entlehnen ihn Alvarol: „Gegen alle Befehle der Perspective ist der Herzog von Orleans größer geworden, in je weitere Entfernung er trat.“

Siebentes Kapitel.

Verbannung. — Der Herzog von Chartres kommt in Coblenz an; Anekdote. — Er vereinigt sich mit seiner Schwester und Frau von Genlis in Schaffhausen. — Alle drei geben sich in Zug für eine irländische Familie aus. — Mlle. Abelaibe und Frau von Genlis treten in das St. Clara-Kloster. — Der Herzog von Chartres muß im Gebirge umherirren. Seine Menschlichkeit. — Reise in der Schweiz: Neuchâtel, Unterwalden, Uri, Bürglen, Rüschnacht, Grindelwald, das Schreckhorn. — Die Mönche auf dem St. Gotthard verweigern ihm die Aufnahme. — Anekdote. — Der Kaufmann, der Priester und der Schiffer. — Edelmuth des Herzogs von Chartres; Anekdote. — Der Prinz kommt als Lehrer in die Schule zu Reichenau. — Er kehrt nach Bremgarten zurück. — Brief der Frau von Blahaut an Gouverneur Morris. — Morris ladet den Herzog von Chartres ein nach Amerika zu kommen. — Der Prinz verläßt Bremgarten. — Hamburg; Anekdote. — Reise im Norden Europas: Kopenhagen, Helsingör. — Der Herzog kommt in Schweden an. — Brief des Herzogs an Gouverneur Morris. — Norwegen. — Anekdote. — Tronthelm. — Das schwedische Lappland; das Norbeap. — Rückkehr. — Stockholm. — Die Bergwerke von Fahlun; Mora; das Arsenal zu Karlskrona. — Der Herzog fährt wieder über den Sund und läßt sich vorläufig in Friedriksstadt nieder.

Nachdem der junge Herzog seine Abreise seiner Mutter gemeldet, die in dem Schlosse des Herzogs von Penthièvre bewacht wurde, nahm er den Namen Coroy an, gab sich für einen englischen Reisenden aus und wendete sich über Lüttich nach

Nachen und Köln. Er konnte sich eines Gefühls des Stolzes nicht erwehren, in das sich freilich Bitterkeit mischte, als er sich fast heimlich durch die Gegenden schlich, welche die Triumphe gesehen, an denen er Antheil genommen hatte. Da er alle Vorsicht brauchen mußte, um sich den Blicken der Ausgewanderten zu entziehen, so speisete er nicht einmal an öffentlicher Wirthstafel, um sein Incognito nicht zu verrathen. Er begab sich nach Coblenz, wo einige Monate vorher der Graf von Provence unter einem Scheine von Hof thronte. Aber die Kanonen von Valmy hatten diese Menge von Abeligen vertrieben, die muthlos zu werden anfangen, und die Brüder Ludwigs XVI., die sich mit dem Könige von Preußen veruneinigt hatten, von allen verspottet wurden und dem Strome folgten, hatten ihre Fahne anderswohin getragen. Welche Veranlassung zu ernstem Nachdenken für den Herzog von Chartres, selbst als Verbannter und Flüchtiger die letzten Spuren jener Monarchie zu finden, die er als Sieger verbannt und flüchtig gesehen hatte! Unter die Feinde der Freiheit gezählt trotz seinen Diensten, des Rathes angeklagt trotz der Reinheit seiner Vaterlandsliebe, erwachte er eines Tages zwischen der Undankbarkeit seiner Mitbürger und dem Haffe seiner Verbannungsgenossen. War dies nicht ein schwerer Anfang in der Schule des Unglücks? Auch mußte er seine ganze Philosophie zu Hilfe nehmen, um dieser schweren Prüfung zu widerstehen, der ersten von allen, welche Gott ihm noch vorbehalten hatte. In dem Gasthause, in welchem er in Coblenz abgestiegen war, fand er zu seiner Verwunderung sein Portrait und die der Mitglieder seiner Fami-

lie. Er ließ den Wirth rufen und fragte ihn über diese Seltsamkeit. „Es ist eine Erinnerung an ihre Anwesenheit hier,“ antwortete ihm dieser; „ich habe sie alle im Hause gehabt.“ — „Alle?“ fragte der Herzog. — „Ja, alle ohne Ausnahme.“ Und zur Unterstützung seiner Lüge führte ihn der Wirth, der nicht ahnete, welchen Reisenden er belog, in die Zimmer, welche die hohen Personen in seinem Hause bewohnt haben sollten.

In Frankfurt erfuhr der Prinz die Verhaftung seines Vaters und seiner Brüder und im Anfange wollte er hinein, um ihr Schicksal zu theilen. Muthloser Selbdenmuth, denn er würde sich ins Unglück gestürzt haben, ohne sie zu retten! Er setzte seine Reise nach Basel fort und von dem Gipfel eines Berges aus sah er die dreifarbigte Fahne auf den Thürmen von Hünningen wehen. In Basel beeilte sich der Herzog von Chartres, der von Mlle. v. Condé und einem Capitain erkannt wurde, nach dem Rathe des Grafen v. Montjoie, nach Schaffhausen zu gelangen, um sich da mit seiner Schwester und der Frau von Genlis zu vereinigen. Der Aufenthalt in dieser Stadt war gefährlich, nichts desto weniger hinderte sie das Bedürfniß der Mlle. Adelaide auszuruhen, vor dem 6. Mai abzureisen. Sie hofften sich in Zürich niederlassen zu können, aber abgesehen davon, daß sie dort den Neckereien einiger Ausgewanderter ausgesetzt waren, störte auch der unglückliche Name Orleans ihre Pläne und sie mußten sich nach einer andern Zufluchtsstätte umsehen. Zug, ein reizender Ort an dem köstlichen See, bot sich ihren Blicken dar und sie erschienen da-

selbst am 14. Mai als eine irländische Familie und bezogen ein einzeln stehendes Haus am See unweit der Stadt. Wegen ihrer geringfügigen Mittel wollten sie sich durch regelmäßige Beschäftigungen selbstgenügen und um jeder Art von Nachforschung zu entgehen, empfangen sie Niemanden und gingen nicht anders aus als um einen Spaziergang zu machen oder sich in die Kirche zu begeben. „Die Landleute liebten uns,“ erzählt die Frau von Genlis, und die Armen besonders, die immer mit der größten Freundlichkeit von dem Herrn von Chartres und Mlle. von Orleans aufgenommen wurden, die selbst die kleinen Almosen vertheilte, welche wir geben konnten.“ In dieser angenehmen Sicherheit verging ein Monat, als Ausgewanderte den Herzog v. Chartres erkannten, den sie in Versailles gesehen hatten und noch denselben Tag wußte die ganze Stadt den Namen ihrer Gäste. Die Behörden würden sich nicht geweigert haben in ihrem Canton Personen zu behalten, die ihrem Ausdrucke nach, alle durch ihr Benehmen erbauten,“ wenn nicht die deutschen Zeitungen die Sache bekannt gemacht hätten. Der Großrath von Bern tabelte sie um diese Nachsicht. Da theilte der erste Beamte von Zug schüchtern seine Besorgnisse dem Herzog von Chartres mit, der ihn durch die Anzeige seiner baldigen Abreise beruhigte. Der Prinz fühlte die Nothwendigkeit, durch seine Anwesenheit die Ruhe seiner Schwester nicht mehr zu gefährden und so wurde die Trennung beschlossen. Aber damit waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt; wohin sollten sie sich wenden ohne Empfehlung, ohne Gönner, da sie in den beiden tolerantesten Cantons der Schweiz nicht hatten bleiben können? Man ent-

warf tausend seltsame Pläne, ohne einen davon anzunehmen. Unterdessen erhielten sie auch den Besuch des Herrn von Montjoie, der mit seiner Familie in Basel wohnte. Der Graf, welcher Kenntniß von der Verlegenheit seiner Freunde erhalten hatte, erzählte ihnen, daß er bei der Reise durch Bremgarten den General Montesquieu gesehen habe, der wegen der Dienste, welche er in Genua geleistet, in der Schweiz in großer Achtung und hohem Ansehen stand. Die Frau von Genlis schrieb sogleich an Herrn von Montesquieu und unterrichtete ihn von der Lage ihrer Zöglinge. Der General schenkte ihnen auch sofort seine Unterstützung und nach seiner Vermittelung wurde die Frau von Genlis nebst der Prinzessin Adelaide in dem St. Clara-Kloster in geringer Entfernung von Bremgarten aufgenommen. Dem Herzoge von Chartres erklärte er aber, „es bleibe ihm nichts übrig als in dem Gebirge umherzuirren, sich nirgends aufzuhalten und diese traurige Reiseart so lange fortzusetzen, bis die Umstände sich wieder günstiger gestalteten. Wenn das Glück Ihnen wieder lächelt,“ sagte er, „so wird es für Sie eine Odysee sein, deren Einzelheiten man eines Tages eifrig sammeln dürfte.“ In dieser Prophezeiung stimmte er mit Dumouriez überein und sie sollte in Erfüllung gehen. Der Sieger von Argonne konnte in seiner Verbannung den jungen Adjutanten nicht vergessen, den er in seinen Unfall mit hineingezogen hatte. Die Theilnahme, die er den Gefährten seines Ruhmes immer zugewendet hatte, mußte sich nothwendig in Besorgniß um seinen Unglücksgefährten umwandeln; deshalb war er oft über den erlauchten Verbannten bekümmert und be-

gleitete ihn mit seinen besten Wünschen auf der Laufbahn der Leiden, die er ihm unfreiwillig geöffnet hatte. „Umarmen Sie in meinem Namen den lieben jungen Mann,“ schrieb er damals an den General Montesquieu; „was Sie für ihn thun können, ist Ihrer würdig. Er möge die Zeit seiner Ungnade benutzen, um sich zu unterrichten und seinen Charakter zu stählen; der Schwindel wird vorübergehen und dann wird er seinen Platz finden. Fordern Sie ihn auf ein ausführliches Tagebuch über seine Reise zu führen, denn abgesehen davon, daß es merkwürdig sein wird das Tagebuch eines Bourbon zu sehen, das von andern Dingen als Jagd, Frauen und der Tafel handelt, kann das Werk ihm als Lebenszeugniß dienen, wenn er zurückkommt oder damit er zurückkommen darf. Die Prinzen müssen eher Odysseen als Schäferspiele schaffen.“

Auch waren so weise Rathschläge für den Herzog von Chartres nicht verloren und da er über das Loos seiner Schwester unbesorgt sein konnte, trennte er sich von ihr und begab sich nach Basel, wo ihn Herr von Montjoie erwartete. Hier sah er sich genöthigt, seine Pferde bis auf eines zu veräußern und er erlangte dafür ungefähr sechzig Louisdor. Aber auch von dem treuen Freunde mußte er sich entfernen und am 20. Juni 1793 reiste der Prinz mit Vaudouin, seinem treuen Diener ab, der, obgleich leidend, die Gefahren des umherirrenden Lebens theilen wollte. Beide verließen die Stadt und wendeten sich langsam dem Lande zu, der Herr zu Fuße, das Pferd führend, das er aus Menschlichkeit seinem Diener überlassen hatte. Damals mußte der erlauchte Verbannte die Wohlthaten seiner Erziehung

würdigen lernen und anerkennen, wie wenig doch der Glanz des Namens und des Ranges ist, „denn Alles, was er dem Zufalle seiner Geburt verdankte, hatte er verloren und es blieb ihm nichts als das, was er von der Natur und seiner Erzieherin erhalten hatte.“ Der Nachkomme Ludwigs XIV., einer der Ueberreste jener alten Aristokratie, die auf den Stufen des Thrones gefallen war, mußte das Haupt noch unter die allgemeine Gleichheit beugen, deren edeln Grundsatz er durch ein Volk sogar im Aufstande hatte proclamiren sehen. Der Fall war so tief und die Lehre so bitter. Aber der junge Verbannte war erst Mensch und dann Prinz und er blieb im Unglücke groß.

Um die von der Natur so begünstigte, von den Reisenden so sehr gerühmte Schweiz genauer kennen zu lernen, entwarf sich der Herzog von Chartres eine Reiseroute, welche den Schätzen seines Gedächtnisses belehrende Erinnerungen hinzufügte. Neuchâtel, Unterwalden, Uri erinnerten ihn an J. J. Rousseau und Wilhelm Tell, diese beiden Apostel der Freiheit. In Bürglen trat der Verbannte in die Kapelle, welche zu Ehren des Befreiers der Schweiz errichtet worden ist und in Rûfnacht kniete er vor dem Grabmahle desselben. Nicht weit von der Tells-Kapelle liegt verlassen, aber selbst unter dem Mantel von Moos und Staub noch imposant, die alte Burg Habsburg, deren Besitzer Deutschland beherrscht haben. Der Herzog von Chartres begrüßte die Ruinen, das Bild gefallener Größe. In Grindelwald bewunderte er als eine Laune, welche die Natur in derselben Zeit und an demselben Orte

geschaffen hat, den Contrast aller Jahreszeiten und Climate, indem sie dieses Thal in den riesigen Schatten des Schreckhorn breitete, welches inmitten einer glänzenden Vegetation stolz das Haupt zu einer Höhe von 3022 Met. erhebt. Diese Gegenden gewähren die schneidendsten und malerischsten Gegensätze: hier erblickt man fruchtbare und lachende Ebenen reich an Weiden und blühenden Reben, dort rauhe Berge mit kahlen erdlosen Seiten. Der mit ewigem Schnee bedeckte St. Gotthard bildet eine der ansehnlichsten Gruppen der ungeheuern Alpenkette. Schmale Wege führen an Abgründen hin auf den eisigen Gipfel dieses grauenhaften Fels, dessen Dede durch das schauerliche Gefrächze der Raubvögel und das dumpfe Gebrüll des Sturmes gestört wird. Deshalb hatte auch die christliche Barmherzigkeit die Vorsicht gebraucht, auf der Höhe dieses Berges ein Hospiz zu gründen, das den armen Reisenden als Zufluchtsort dienen soll. Es wurde 1800 zerstört als die Franzosen und Russen auf dem St. Gotthard sich schlugen. Die Mönche aber, welche dieses Werk der Menschenliebe auszuführen hatten, erfüllten nicht immer ihre Pflicht gewissenhaft wie die nachstehende Anekdote zeigt. Der Herzog von Chartres hatte in dem tollkühnen Eifer, welcher die Lernbegierigen charakterisirt, mit seinem treuen Vaudois die gefährliche Wanderung auf den St. Gotthard unternommen (29. Aug. 1793). Erschöpft durch Anstrengung und Hunger, tief ergriffen von den Gefahren, denen er entgangen war, erschien er vor dem Hospiz und klingelte. Ein Kapuziner erschien an der Pforte und fragte: che volete? — Ich möchte, antwortete der Herzog

ebenfalls in italienischer Sprache, für meinen Begleiter und mich etwas zu essen haben. — Hier nimmt man keine Fußgänger auf, namentlich keine Fußgänger Ihrer Art. — Aber, ehrwürdiger Vater, wir wollen bezahlen, was ihr verlangt. — „Nein, nein, das Wirthshaus da ist gut für Euch,“ erwiderte der Kapuziner, indem er auf einen schlechten Schuppen zeigte, wo die Maulthiertreiber sich in einen Alpenkäse theilten und schob das Thürcchen wieder zu.

Der Prinz, der so rauh von dem Hospiz zurückgewiesen war, setzte seine Wanderung fort und seine Armuth war damals so ziemlich vollständig. Obgleich er streng darauf gehalten hatte, nicht mehr als dreißig Sous täglich auszugeben, so war doch sein Geldvorrath erschöpft und er hatte sich genöthiget gesehen sein letztes Pferd vor der Ankunft auf dem St. Gotthard zu verkaufen. Er wendete sich über das Gebirge nach Graubünden. In Gordona klopfte er in finsterner Nacht und bei schrecklichem Wetter an die Thür eines Wirthshauses und bat um ein Obdach bis zum andern Morgen. Nach langem Sträuben stand die Wirthin auf, um ihn näher in Augenschein zu nehmen und bei dem Anblicke seines bescheidenen Anzuges und seines geringen Gepäcks weigerte sie sich anfänglich ihn einzulassen. Da indeß das Unwetter noch ärger wurde, so fühlte sie Mitleiden und bot ihm ein Strohlager in einer Scheune. Der Reisende war völlig erschöpft; er hatte keine Wahl, das Nachtlager schien gut zu sein, er nahm es mit Dank an und hatte einen festen ruhigen Schlaf, den nur gegen Morgen das regelmäßige Geräusch von Fußtritten störte, die vor ihm

hin- und hergingen. Der Herzog schlug die Augen auf und sah einen Bauer mit einer Flinte im Arme neben ihm Wache stehen. Ueberrascht von dieser übergroßen Vorsicht fragte er nach der Ursache derselben. „Meine Tante,“ antwortete der junge Mann, „hat mich daher gestellt und mir den Auftrag gegeben, Sie zu erschieszen, wenn es Ihnen vielleicht einfiele aufzustehen und uns zu bestehlen. Meine Tante ist, wie Sie sehen, etwas geizig und mißtrauisch.“ Der Herzog lachte über dieses Abenteuer, bezahlte seine Beche und nahm Abschied von den Wirthsleuten.

Als er an dem Ufer des Luzerner Sees hinging, begegnete er einem Kaufmanne und einem französischen Priester, die mit einem Schiffer über den Preis der Ueberfahrt stritten. Die verlangte Summe überstieg die Mittel des Priesters. Der Herzog bot, obgleich selbst arm, seine Hilfe an und bezahlte für den Geistlichen. Auf der Ueberfahrt nannte sich der Kaufmann Manseda, Optiker im Palais Royal zu Paris, sprach mit Wohlgefallen von dem Herzoge von Orleans, dessen Lieferanten er sich nannte und versicherte alle Glieder der Familie Orleans zu kennen. Die Angst des Herzogs von Chartres war groß, aber bald bemerkte er, daß der brave Optiker dem schwaghaften Wirth in Coblenz nicht nachstand.

Als der Herzog von Chartres ans Land stieg, empfing er einen Brief von dem General Montesquieu, der ihn zwar nicht mit seiner Börse unterstützen und auch nicht bei sich aufnehmen konnte, aber immer nach Mitteln suchte, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Da er den Capitain Moxs Jost v.

Saint-Georges, einen der Vorsteher der großen Erziehungsanstalt zu Reichenau, genau kannte, so erfuhr er, daß eine Lehrerstelle, die einem französischen Ausgewanderten Chabaud-Latour versprochen gewesen, wegen der verzögerten Ankunft dieses Mannes unbefetzt geblieben sei. Nachdem er diese Stelle für den Herzog von Chartres erhalten und dem Capitain empfohlen hatte, das Geheimniß wohl zu bewahren, unterrichtete der General seinen jungen Freund davon, der sofort das Gebotene annahm. Der Prinz unterwarf sich den erforderlichen Prüfungen unter dem Namen Chabaud und trat mit einem jährlichen Gehalte von 1400 Frcs. im October des Jahres 1793 sein Amt an. Das Schloß Reichenau, in welchem sich die Schule befand, liegt in dem Canton Graubündten zwei Stunden südwestlich von Thur am Zusammenflusse des Ober- und Unterrheins, welche nach ihrer Verbindung den Namen Rhein annehmen. Von dem prächtigen Garten der Anstalt aus, die zwischen den beiden von Grubennann gebauten bedeckten Brücken liegt, überschaut das Auge eines der reichsten Panoramen von den Ufern des Rheins bis zum Dorfe Daminz und von dem Dorfe bis zu dem herrlichen Bergamphitheater. Diese majestätische, ernste und ruhige Natur erhöht die Reize des Aufenthaltes und stimmt die Seele zu lieblichen Träumereien, zum Vergessen einer schmerzlichen Vergangenheit wie gleichzeitig zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Der Herzog von Chartres hatte schon so viel gelitten, er sah das Ziel seines unsichern Geschickes noch in so weiter Ferne, daß er die Ruhe, die man seinem Sinnen und seinem Geiste bot, für eine Wohlthat halten

mußte. Wenn er seine bescheidene Stellung mit Ergebung, ja selbst mit Freude annahm, so erfüllte er auch die Pflichten derselben funfzehn Monate lang mit Eifer und Dank. Sein einfaches Benehmen, sein wohlwollendes Wesen und sein Verdienst gewannen ihm leicht die Achtung und Liebe seiner Vorgesetzten und seiner Schüler. Gewiß war es ein merkwürdiges Schauspiel, einen jungen Prinzen, den Urenkel des Bruders Ludwig XIV. zu sehen, der im zwanzigsten Jahre die dreifache Krone des Bürgers, des Soldaten und Verbannten trug und seinen Charakter dadurch ehrte, daß er das wichtige und schwierige Amt eines Lehrers nicht von sich wies. Er konnte keinen würdigeren Gebrauch von seinen Kenntnissen machen, nicht lauter den Umfang und die Tüchtigkeit derselben beweisen, als dadurch, daß er sich selbst dem Unterrichte widmete, denn er hatte Französisch und Englisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und Geometrie zu lehren. Dieser Theil der Geschichte des Prinzen erregte auch die Bewunderung Napoleons, der einst, als davon gesprochen wurde, ausrief: „diese einzige Handlung macht ihn zum Manne; sie beweiset ein Verdienst und es ist dies sicherlich einer der größten Triumphe der Frau von Genlis.“

Als die Ruhe und die Hoffnung in das Herz des jungen Lehrers zurückzukehren begannen, beugte ihn ein schwerer Schlag nieder; er erfuhr das tragische Ende seines Vaters. Dieses Unglück, auf das er nicht vorbereitet war, ergriff ihn schmerzlich, wenn es auch seinen Muth und seinen Glauben nicht erschütterte. Der neue Herzog von Orleans hatte als

Erbe eines erlauchten Titels, der ihm Pflichten als Haupt der Familie auferlegte, einige Trümmer des Vermögens seines Vaters zu sammeln. Ueberdies störte um dieselbe Zeit eine politische Bewegung den Canton Graubünden und der Capitain Jost wurde als Vertreter der Bewohner von Reichenau in der Versammlung zu Chur gewählt. In Folge dieser verschiedenen Ereignisse entschloß sich der Prinz die Schule zu verlassen. Mit einem Passe und einem vortheilhaften Zeugnisse, die beide auf den Namen Chabaud = Latour lauteten, verließ er zu Fuß, mit dem Ränzchen auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand das stille Reichenau. Vauboin ging voraus, um den General Montesquieu seine Rückkehr zu melden. Der Herzog fand ihn in einiger Entfernung von Bremgarten, wo er auf ihn wartete. „Sie können in aller Sicherheit kommen,“ sagte der vortreffliche Diener, „und überzeugt sein, daß sie freundlicher als in den verfluchten Alpen aufgenommen werden.“ Der Herzog von Orleans kam aus Vorsicht erst in der Nacht bei dem Herrn von Montesquieu an und empfing seinerseits die Beweise der rührendsten Theilnahme. Der Prinz hatte den Namen von Corby angenommen, welcher der eines jungen sehr eifrigen Protestanten aus Languedoc war. Nach einem sehr seltsamen Zufalle hatte dieser selbst, der Adjutant des Herrn von Montesquieu geworden war, seinen General auch im Exile nicht verlassen. Cines Tages staunte er deshalb nicht wenig, als er sich an der Wirthstafel seinem Doppelgänger gegenüber befand; das spaßhafteste bei dem Abenteuer aber ist, daß er sich wohl hütete seinen Titel und Namen in Anspruch zu nehmen,

denn er selbst nannte sich, um sich unkenntlich zu machen, Chevalier v. Mionel. Der Herzog von Orleans blieb in Bremgarten bis zum Januar 1795 und galt statt des wirklichen Corby für den Adjutanten des Herrn v. Montesquieu. Auch hier konnte er sich einiger Tage der Ruhe in dieser schützenden Einsamkeit erfreuen; auch hier besänftigten liebevolle Tröstungen der Freundschaft die neuern und schmerzlichen Wunden des Gemüthes, das bereits so viele Erschütterungen erfahren hatte. Aber das Schicksal wollte, daß diese Zeiten der Ruhe immer nur von kurzer Dauer sein sollten. Einige Anhänger der Prinzipis, welches der Herzog vertrat, verfolgten ihn bis in die Verbannung und benutzten seinen Namen, und seine Feinde, welche die albernsten Lügen über ihn verbreiteten, ließen in den Zeitungen anzeigen, er lebe reich und glücklich in einem Palaste, welchen der General Montesquieu in Bremgarten erbaut habe. Diese elende Lüge widerlegte die Gräfin von Flahaut glänzend als sie an einen der vertrautesten Freunde der Familie Orleans schrieb: „ich habe den jungen Herzog von Orleans in der Schweiz gesehen. Seit er die Armee verlassen hat, ist sein Verhalten gegen seine Mutter untadelig. Seine Lebensweise gleicht der seines Ahn Heinrich IV. Er ist traurig, aber sanft und bescheiden. Sein ganzer Ehrgeiz geht dahin, in Amerika die Größe und Leiden seiner Jugend zu vergessen. Aber er besitzt nichts in der Welt. Könnten Sie ihn nicht den doppelten Dienst erweisen, seiner Mutter sein edeles Benehmen und seine Verehrung für sie zu melden?“

Die Gräfin von Flahaut hatte sonst bei der Herzogin von

Orleans die wohlwollendste Aufnahme gefunden und im Palais Royal zur Zeit, als es durch den Glanz seiner Gesellschaften berühmt war, einen Amerikaner kennen gelernt, Gouverneur Morris genannt, der von 1792 bis 1794 bevollmächtigter Minister der vereinigten Staaten von Frankreich war. Morris wurde von dem Unglücke der Familie Orleans gerührt, widmete ihr die aufrichtigste Freundschaft und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, in der er ihr mit seinem Einflusse nützlich sein konnte. Die Herzogin von Orleans namentlich verdankte es seiner Vertheidigung, daß sie aus dem Gefängnisse des Luxembourg in ein Gesundheitshaus gebracht wurde, in welchem sie bessere Pflege fand. Diesem vortrefflichen Manne glaubte die Gräfin von Flahaut, welche damals bei der Frau von Montesquieu eine Zuflucht in ihrer Verbannung gefunden hatte, die traurige Lage des Herzogs von Orleans melden zu müssen. Und sie irrte sich nicht, wenn sie auf seine Fürsorge für den jungen Prinzen zählte; denn Morris schrieb sogleich an den letztern, um ihn aufzufordern nach Amerika zu gehen, wo er ihm seine Unterstützung versprach und er fügte seinem Briefe einen Wechsel von hundert Louisdor auf einen Banquier in Basel bei, um die Reisekosten bis Hamburg zu bestreiten. Der Herzog antwortete sofort:

„Bremgarten, den 24. Febr. 1795.

„Mein Herr, ich nehme mit großem Vergnügen die Anerbietungen an, welche Sie mir machen. Ihre Güte ist eine Wohlthat, die ich meiner Mutter und unserer Freundin verdanke. Ich bin überzeugt, daß meine vortreffliche Mutter getrösteter

und ruhiger sein wird, wenn sie erfährt, daß ich bei Ihnen, in Ihrem glücklichen Vaterlande bin. Ich bin bereit zu arbeiten, um mich unabhängig zu machen. Ich trat kaum in das Leben ein, als das größte Unglück über mich hereinbrach, aber Gott sei Dank! es hat mir den Muth nicht genommen und ich schätze mich glücklich in meinen Unfällen, daß meine Jugend mir nicht die Zeit gab, mich zu sehr an meine Stellung zu gewöhnen oder Gewohnheiten anzunehmen, die sich schwer ablegen lassen und daß ich mein Vermögen verlor, ehe ich es mißbrauchen, ja nur gebrauchen konnte.

„Unsere vortreffliche Freundin hat die Güte gehabt, Ihnen einiges Besondere über meine jetzige Lage mitzutheilen, die beklagenswerth genug ist, von der Sie aber unterrichtet sein müssen. Ich hoffe, daß mein Vertrauen Ihnen einen Beweis von der Achtung und Freundschaft geben werde, die Sie mir eingefloßt haben.

„L. B. v. Orleans.“

Da der Herzog von Orleans nicht mehr über die Sicherheit seiner Schwester zu wachen brauchte, welche am 11. Mai 1794 das Kloster von Bremgarten verlassen hatte, um sich nach Ungarn zu ihrer Tante, der Prinzessin von Conti, zu begeben, so schickte er sich an, der Einladung Morris Folge zu leisten. Ein Vorfall beschleunigte noch seine Abreise. Er befand sich eines Tages in dem Zimmer neben dem, in welchem Herr von Montesquieu mit mehreren Personen sprach, als er aus einigen Worten, die er hörte, die Gefahren errieth, denen der General

sich dadurch aussetzte, daß er ihn bei sich behielt. Von diesem Augenblicke an stand sein Entschluß fest; er nahm Abschied von seinem edeln Beschützer und entfernte sich von Breggarten am 10. März 1795 mit der Frau von Flahaut, Herrn von Montjoie und seinem Diener Bauboin. Die Reisenden wendeten sich nach Hamburg und ließen in Braunschweig die Frau von Flahaut zurück, deren Gesundheitszustand durch die Anstrengung sehr erschüttert war. Um ein unangenehmes Erkantwerden unter der Menge von Ausgewanderten zu vermeiden, die sich in das Land drängten, setzten sie die Reise Tag und Nacht fort und kamen ohne Hindernisse am 20. März an. Die Geringfügigkeit seiner Mittel nöthigte indeß den Prinzen seine Reise nach Amerika zu verschieben und er nahm sich vor den Norden Europa's zu besuchen. Ehe er von Hamburg abreisete, hatte er ein doppelt peinliches Zusammentreffen, weil es ihn an seinen früheren Reichthum erinnerte und seine Trauer über seine gegenwärtige Lage steigerte; er begegnete nämlich einem alten Manne, welcher sich durch die Flucht den Verfolgungen des Convents nach dem Tode des Herzogs von Orleans, seines Wohlthäters, entzogen hatte. „Lieber Freund,“ sagte der Prinz zu ihm, „ich bin nicht reicher als Sie und habe nur vier Louisdor im Beutel; nehmen Sie einen und brauchen Sie ihn gut.“

Der Herzog von Orleans wendete sich zuerst nach Dänemark. In Begleitung des Herrn von Montjoie und Bauboins, denn die Frau von Flahaut, die ebenfalls in Hamburg angekommen war, wollte für immer dableiben, schiffte er sich nach

Kopenhagen ein. Hier erschien er mit einem schwachen Creditbriefe bei einem Bankier, dem er als ein schweizerischer Reisender empfohlen war. Er wurde mit Wohlwollen und Auszeichnung aufgenommen und erhielt durch die Vermittelung dieses Mannes Pässe, frei in ganz Dänemark zu reisen. In Helsingör besuchte er den sogenannten Garten Hamlets, jenes Prinzen von Dänemark, welcher der Held eines Meisterwerkes Shakespeares geworden ist; dann ging er nach der Festung Kronenburg, die durch die Gefangenschaft berühmt geworden ist, welche die unglückliche Königin Karoline Mathilde von Braunschweig, die Mutter Friederichs VI. während des Prozeßes des Grafen von Struensee da erbuldete, der sich vom Arzte zum ersten Minister aufschwang und am 28. April 1772 enthauptet wurde. Der Herzog fuhr über den Sund und betrat zu Helsingburg den gastlichen Boden Schwedens (6. Mai 1795). Er folgte der Ostküste der großen Meerenge, welche Dänemark von der scandinavischen Halbinsel trennt und gelangte bald nach Gothenburg, dessen blühender Zustand ihn mit Bewunderung erfüllte, wie er an Morris meldete. „Sie werden,“ schrieb er diesem am 15. Mai, „aus dem Orte, von dem ich meinen Brief datire, erkennen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, Schweden zu besuchen. Es war nicht leicht, so nahe an diesem Reiche vorüberzugehen, ohne den Versuch zu machen, in dasselbe hinein zu gelangen und ich bereue es nicht, dies gethan zu haben, denn diese Stadt verdient in commerzieller Hinsicht die Aufmerksamkeit eines Reisenden. Ich habe mich bei meiner Ankunft sehr gefreut, hier ein Briefchen von meiner Mutter zu

finden, das sie mir durch Vermittelung eines französischen Geistlichen schickte, der sich in die Schweiz geflüchtet hat und von dem ich wohl schon gesprochen habe. Mit derselben Gelegenheit hat sie meiner Schwester einen allerliebsten Brief geschrieben, von dem ich eine Abschrift erhalten habe. Der Geistliche läßt mir gleichzeitig sagen, meine Mutter befinde sich um vieles besser. Verzeihen Sie mir diese Einzelheiten; ich theile sie Ihnen nur mit, weil ich weiß, welche Aufmerksamkeit Sie allem schenken, was meine geehrte Mutter angeht. Glauben Sie mir, werther Herr, man kann unmöglich tiefer als ich die lebhafteste Theilnahme fühlen, die Sie meinem Schicksale schenken und ich bitte Sie, die Versicherung meiner wärmsten und aufrichtigsten Liebe zu genehmigen. „L. B. v. Orleans.“

Von Gothenburg, wo man noch einige Ueberreste der mythischen Architectur der Gothen findet, ging der Herzog von Orleans den Wener = See hinauf, um die prächtigen Fälle des Götha = Elf wie die riesigen Arbeiten zu bewundern, welche seit Jahrhunderten zu Trollhätta fortgesetzt wurden, um den bothnischen Meerbusen durch einen Canal mit der Nordsee zu verbinden. Von Wenersborg, wohin er zurückkehrte, schlug er den Weg nach Norwegen ein und er blieb mehrere Tage in der Stadt Frederikshall, vor welcher Karl XII. am 11. Decbr. 1718. einen geheimnißvollen Tod fand. Der Prinz begab sich sodann nach Christiania, welches Christian IV. vollständig an der Stelle der alten Hauptstadt aufbauen ließ, die in der schrecklichen Feuerbrunst von 1624 unterging. Durch die Empfehlung des Bankiers in Kopenhagen an einen Collegen erhielt der

erlauchte Verbannte die herzlichste Aufnahme. Herr Monod, später Präsident der reformirten Kirche in Paris, befand sich damals in jener Stadt. Ohne den Rang des jungen Reisenden zu ahnen, fand er Vergnügen an dem Umgange desselben. Eines Tages, als er mit ihm über die französische Revolution sprach, kam die Rede ganz natürlich auch auf Philipp Egalité. „Ich höre,“ sagte Monod, „den seligen Herzog von Orleans unaufhörlich aller Laster und Verbrechen beschuldigen, muß aber unwillkürlich glauben, daß er große Tugenden besessen habe; denn sollte ein Mann, wie man ihn schildert, der Erziehung seiner Familie sich so sorgsam angenommen haben? Sein älterer Sohn ist, wie man mich versichert hat, ein Muster kindlicher Liebe und dies ist nicht seine einzige Tugend.“ Die Verlegenheit des jungen Fremden blieb unbemerkt und Monod fuhr fort: „Kennen Sie ihn?“ — „Nur wenig,“ antwortete der Herzog, „und ich glaube, daß Sie ihn zu sehr rühmen.“

Im Jahre 1814 sah der ehrwürdige Prediger den Herzog von Orleans im Palais Royal wieder ohne ihn zu erkennen. Nach dem offiziellen Empfange nahm ihn der Prinz bei Seite und sagte zu ihm:

„Sie haben in Christiania gewohnt; erinnern Sie sich nicht, mich dort gesehen zu haben?“

„Nein, Prinz,“ antwortete Monod.

„Sie irren sich vielleicht zum ersten Male in Ihrem Leben, Herr Pastor. Sollten Sie wirklich Herrn Corby, den jungen Corby vergessen haben?“

„Nein, Prinz, ich erinnere mich seiner noch immer, aber ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.“

„Nun, mein lieber Pastor, dieser Herr Corby, den Sie mit so gefälliger Aufmerksamkeit behandelten, steht vor Ihnen.“

Und der Prinz drückte warm die Hand des Pastors, der seinen Augen nicht trauen konnte.

Der Herzog von Orleans lebte lange in vollständiger Sicherheit, als er eines Tages glaubte, sein Incognito sei erkannt. Nach einem Frühstück in der Stadt hatte er den übrigen Theil des Tages auf dem Lande bei der Familie des Bankiers zugebracht, bei dem er sich befand. Im Augenblicke der Rückkehr sagte der Sohn des Bankier laut: „der Wagen des Herzogs von Orleans!“ Zum Glück bemerkte Niemand die Verlegenheit des Prinzen und der Vorfall erklärte sich in folgender Weise. Der junge Mann hatte bei einem Aufenthalte zu Paris diesen Ausruf vor der Oper so oft gehört, daß es ihm seltsamer Weise in den Sinn kam ihn zu wiederholen, statt einfach seinen Wagen zu verlangen.

Der Herzog von Orleans reisete von Christiania ab, um in den nördlichsten Theil von Norwegen durch die Thäler von Gulbrandsdalens und über die hohen Berge von Doverfielb zu gehen. Er beschäftigte sich da mit der Beobachtung des Bergbaues und erlangte werthvolle Kenntnisse über die Eisen- und Kupferhämmer und Gießereien. Von Drontheim, wo ihn die gute Aufnahme bei dem Gouverneur, dem Baron von Krog, einige Tage zurückhielt, reisete er an der Küste bis an den Meerbusen von Salten. Als er aber funfzig Stunden von

Drontheim entfernt war, konnte er die Reise nicht mehr zu Pferde fortsetzen; die Gegend wurde immer rauher und gebirgiger und kaum traf man hier einige umherziehende Lappländer, die einzigen Bewohner dieser unfruchtbaren Gegenden. Unsere Reisenden sahen sich deshalb genöthiget, Böte zu besteigen, um an einer furchtbaren Felsenwand hinzukommen. Hier und da zeigten sich verfallene Hütten, welche den norwegischen und lappländischen Fischern als Zufluchtsörter dienen, wenn sie ihren Stockfischfang beendigt haben, ein Schauspiel, das der Prinz zu sehen Gelegenheit hatte. Er besuchte die berühmten Fischereien der Lofoden-Inseln im Eismeere, den gefährlichen Maelstrom, dessen entsetzliches Getöse mehrere Stunden weit im Meere gehört wird und landete in Saltbalm, einem unbedeutenden kleinen Hafen. In diesem Augenblicke war er bereits drei Grade über den Polarkreis hinaus und befand sich demnach kaum noch zwanzig Grad von dem Nordpole. Nachdem er sich einen Dollmetscher als Führer gewählt hatte, verließ er den Meeresstrand unter den 69. Grad der Breite und reisete fünfundzwanzig Stunden weit in das Land hinein. Dieser Theil der Reise, welcher drei Wochen in Anspruch nahm, wurde zu Fuße gemacht und man mußte alle Tage ein Lager aufschlagen. Rennthiere trugen das Gepäck der Reisenden und die Lebensmittel, die man in einem Lande nicht vernachlässigte, in welchem die Milch und das Rennthierfleisch die ganze Nahrung der Bewohner ausmachen. Der Muth, mit welchem der Herzog von Orleans und seine Begleiter die Berge erstiegen und den Gefahren eines an Abgründen und Waldbächen hinführen-

Weges trogten, setzte die Lappländischen Hirten, die ihnen als Führer dienten, in Verwunderung.

Am 24. Aug. 1795 kam der Prinz in Hammerfest auf Quaulden am nördlichsten Punkte des Nordcaps an. Er befand sich damals achtzehn Gr. von dem Nordpole, d. h. ihm beinahe zwei Grad näher als die beiden einzigen Franzosen, welche vor ihm den Muth gehabt hatten so weit vorzubringen. Der eine, der gelehrte Maupertuis, hatte von dem Könige von Frankreich den Auftrag erhalten, einen Grad des Meridians unter dem Polarkreise zu messen. Der andere, der Dichter und komische Schriftsteller Regnard, der ein Jahrhundert früher aus Neigung und unter dem Schutze Karls XI. von Schweden reiste, ließ als ewiges Denkmal seiner Anwesenheit den berühmten gebliebenen lateinischen Vers zurück:

Hic tandem stetimus nobis ubi desuit orbis.

(Hier machten wir endlich Halt, wo die Erde aus fehlte.)

Der Herzog von Orleans sah verächtlich auf diese stolze Inschrift, da er sie weit hinter sich zurückließ. Der Prinz hielt sich einige Zeit in dieser Gegend auf, wo die Anwesenheit dreier Franzosen nothwendig großes Aufsehen erregen mußte. Die Gastfreundschaft, welche ihm Dzernhof, der lutherische Pfarrer der Gemeinde Maah Den erzeugte, indem er ihm den Eintritt in das Innere der Wohnungen erleichterte, war ihm förderlich bei seinem Bestreben die Sitten und Gebräuche dieser von ihren Nachbarn, den Schweden und Norwegern, so verschiedenen Menschenrace kennen zu lernen. Er bemühte sich auch, die seltsamen climatischen Erscheinungen zu beobachten

und die Vegetation in jenen hyperboreischen Gegenden zu studiren, wo der Himmel einen Tag von sechs Monaten auf jene Nacht von gleicher Dauer folgen läßt. Wie die norwegischen Matrosen mit der Kulte oder dem Reiskittel bekleidet, besuchte er das Zelt der Lappen oder jene steinernen Wohnungen in Form von Defen, welche sie in ihrer Sprache Kodoki nennen. Er ließ sich keine Einzelheit entgehen, die ihn interessiren konnte, wendete seinen Forschungstrieb auf alles und hatte oft Veranlassung bewundernd die Einfachheit dieser Menschen mit der Verdorbenheit der Civilisirten zu vergleichen. Fünf und dreißig Jahre später bezahlte der König der Franzosen die Schuld der Dankbarkeit, die der unbekante Reisende übernommen hatte, indem er eine prächtige Uhr, welche der Kälte in jenen eisigen Gegenden widerstehen konnte, nach Hammerfest schickte. Der Herzog reisete im Anfange des September ab und legte in vierzehn Tagen den Weg durch die Einöde zurück, welche das Nordmeer von dem Tornea-Flusse trennt, wo er den Landweg trotz den zahllosen Gefahren der Schifffahrt aufgab und mit seinen Begleitern auf dem Flusse Muonio sich einschiffte, dessen schäumende Wogen bald mit Gerölse von Felsen zu Felsen stürzen, bald in tiefen Schlünden wirbeln. Fichtenwälder erhöhen das Grauenhafte dieses Anblicks, indem sie ihre riesenhaften Schatten in den bewegten Spiegel werfen. Ueberall an den beiden steilen Ufern gewährt die Natur den Augen das Bild der Verwüstung. Es gehörte mehr als Tollkühnheit dazu, solchen Hindernissen zu trotzen und wirklich war das Boot unserer kühnen Reisenden, das pfeilschnell auf den wüthenden

hüpfenden Wellen des großen Chanpaikka-Falles hinglitt, zwanzigmal nahe daran in den Abgrund zu stürzen; aber die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit der Schiffer wie ein seltenes Glück brachte sie über diese Klippe und wohlbehalten in die Stadt Tornea, die arm und traurig am Ende des bothnischen Meerbusens liegt und wo in gewissen Zeiten des Jahres die Gelehrten ein merkwürdiges Schauspiel beobachten können, das der Sonne nämlich, welche an demselben Horizonte eine Bahn von vierundzwanzig Stunden durchläuft. Von hier begab sich der Herzog nach Ubo, reisete durch Finnland, den Schauplatz des letzten Krieges zwischen Schweden und Rußland unter Gustav III. und ging bis an den Fluß Kemi, welcher die beiden Staaten trennt. Es regierte damals Katharina II. und ihre Gesinnungen waren der französischen Revolution zu feindselig, als daß der Herzog von Orleans ihr Reich zu betreten hätte wagen dürfen. Er wendete sich deshalb nach der Hauptstadt Schwedens, fuhr durch die Alandgruppe am Eingange des bothnischen und finnischen Meerbusens an derselben Stelle, wo der Czar Peter 1714 die schwedische Flotte geschlagen hatte und landete im Novbr. in Stockholm, einer der malerischsten und wunderbarsten Städte der Welt. Trotz seinem Wunsche, als einfacher Privatmann da zu leben, verrieth der Prinz selbst sein Incognito auf einem großen Balle am Hofe, für den man ihm ein Billet verschafft hatte. Er befand sich auf einer der höchsten Tribünen des Saales, als zu seiner großen Verwunderung ein Ceremonienmeister ihm einen Platz auf der Tribüne des diplomatischen Corps anbot. Der Herzog

nahm es an, um keinen Verdacht zu erregen und zog sich nach wenigen Augenblicken zurück. Vergebens; er war von dem Herrn von Rivals, dem französischen Gesandten in Schweden, bemerkt worden, welcher zu dem Kanzler, dem Grafen von Sparre, sagte: „Sie theilen mir nicht alle Ihre Geheimniß, mit, denn Sie verschweigen mir, daß der Herzog von Orleans hier war. Das ist so wahr,“ setzte er hinzu, als er die Ungläubigkeit des Ministers bemerkte, „daß ich ihn eben auf der Tribüne des diplomatischen Corps gesehen habe.“ Die Nachricht verbreitete sich bald, denn am andern Tage besuchte der Baron Hamilton, Major im Regimente Nassau, den Grafen v. Montjoie, den er erkannt hatte, und sagte zu ihm: „man versichert, daß Sie mit dem Herzoge von Orleans hier wären.“

Der Graf von Sparre schrieb sogleich an den erlauchtesten Verbannten, der König und der Herzog von Südermanland, der damalige Regent, würden ihn mit Vergnügen sehen und der Herzog fand auch wirklich am Hofe eine seiner Geburt und seinem Range würdige Aufnahme. Von allen edeln Unerbittungen, die man ihm machte, benutzte er nur die, welche ihm die Mittel gab, mit Nutzen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung zu besuchen. Der Prinz, entfernte sich von Stockholm, um Dalecarlien zu bereisen, wo man bei jedem Schritte die Spuren eines großen und ruhmvollen Unglückes findet. Welchen mächtigen Eindruck mußten die Erinnerungen an den Heldenmuth Gustav Wasas auf ihn machen! Da sind die berühmten Kupfergruben von Fahlun, wo der schwedische Held sich verbergen mußte, um mit seinen ersten Anhängern die Un-

abhängigkeit seines Vaterlandes vorzubereiten. Oern weilt man hier in dem Gute, welches ihm als Zufluchtsort diente und daneben betrachtet man den Stein von Mora, den riesigen Fritt, von dem herab er stolz wie der Genius der Freiheit seine glühenden Worte schleuderte, um die Dalecarlier aufzufordern das verhasste Joch Christians, des nordischen Nero, abzuschüttern. Der Herzog von Orleans wollte alles besuchen und alles sehen, er schlief in Mora und stieg in die Gruben zu Fahlun hinab, deren unermessliche Tiefe unterirdische Städte birgt.

Noch etwas erregte vorzugsweise seine Aufmerksamkeit: das Arsenal von Karlskrona, das merkwürdigste und schönste in Europa, denn seine unermesslichen in den Felsen gehauenen Bassins können die Schiffe aufnehmen, welche trocken gelegt werden müssen, um aufbewahrt oder ausgebeßert zu werden. Der Prinz erschien da ohne Empfehlung und der Eintritt in diese Anstalt, welche den Fremden streng untersagt war, wurde auch ihm von dem Gouverneur geradezu verweigert, als ein Courrier erschien und die Erlaubniß überbrachte. Der Gouverneur, den dies im hohen Grade neugierig machte, führte nun den Fremden überall selbst herum und erklärte ihm alles mit unermüdlcher Gefälligkeit. Der brave Mann hätte gar zu gern den Namen dessen erfahren, welchen der Hof so rücksichtsvoll behandelte; aber er mußte sich auf seine Muthmaßungen beschränken.

Sehr zufrieden mit seinem Ausfluge nach Schweden ging der Herzog von Orleans bei Helsingburg von neuem über den Sund und kehrte über Kopenhagen nach Lübeck zurück, von

wo er am 2. Jan. 1796 an Morris schrieb: „ich bin vollkommen gesund von meiner Reise zurückgekommen; sie währte länger als ich erwartet hatte, ich war aber auch bis am Nordcap und würde noch weiter gegangen sein, wenn es möglich gewesen wäre.“ Nach einem kurzen Aufenthalte in Lübeck begab sich der Prinz wieder nach Holstein und zwar nach Friedrichstadt, wo er vorläufig seinen Aufenthalt nahm.

Achtes Kapitel.

Cultus der Göttin Vernunft. — Fest des höchsten Wesens. — Robespierre wird angeklagt; sein Tod. — Der 9. Thermidor. — Reaction. — Die Goldmilz. — Revolutionsereignisse. — Aufhebung des Maximum. — Ermordung des Deputirten Feraud. — Contrerevolution. — Schluß des Convents. — Das Directorium folgt ihm. — Schreiben der Herzogin von Orleans, um die Freilassung des Herzogs von Montpensier und des Grafen Beaujolais zu erlangen. — Brief der Herzogin an Ludwig Philipp; Antwort des Letzteren. — Brief der Frau von Genlis an den Herzog von Orleans; Bemerkung darüber. — Brief des Herzogs von Orleans an Gouverneur Morris. — Er nimmt einen Platz auf dem Schiffe „Amerika.“ — Brief des Herzogs von Orleans an seine Mutter. — Er schiffet sich nach Amerika ein. — Anekdote. — Der Herzog landet in Philadelphia. — Das Directorium giebt dem Herzoge von Montpensier und dem Grafen Beaujolais die Freiheit. — Abreise der beiden Prinzen.

Seit dem Tage, bei welchem wir die Schilderung der Ereignisse der Revolution abgebrochen haben, wurde Frankreich unaufhörlich zerrissen. Das von den Schreckensmännern ein-

gesezte Blutgericht hatte achtzehntausend sechshundert und dreizehn Opfer auf das Schaffot gebracht. Die Henker wurden allmählig müde und im Schooß der Bergpartei zeigte sich Uneinigkeit. Danton und Camille Desmoulins, die sich von ihrem fürchterlichen Wahnsinne erholt hatten, trennten sich zuerst von Robespierre. Camille Desmoulins in seinem Journal *Le vieux cordelier*, das er mit Talent redigirte und Gabert in seinem gemeinen Blatte *Père Duchêne* griffen unablässig den Einfluß dessen an, welchen sie bereits den Dictator nannten. Das Lächerliche mischte sich in das Abscheuliche und die Parodie trat an die Stelle des Drama. Nachdem man den Kalender umgestürzt hatte, wagte man eine frevelnde Hand an die Religion zu legen. Gobel, constitutioneller Bischof von Paris, gab das Signal zur Abschwörung (6. Novbr. 1793); dann führte ein Decret den Cultus der Göttin Vernunft ein, die, von einer Künstlerin der Oper mit der rothen Mütze auf dem Haupte dargestellt, von vier Männern auf den Altar getragen wurde. Robespierre wohnte mit geringschätzigiger Gleichgiltigkeit diesen albernen Auftritten bei, welche seinem Triumphedienen und seine Gegner um ihr Ansehen bringen sollten. Als er die Zeit für günstig hielt, antwortete er auf ihre Declamationen mit einem Haftbefehle. Sie wurden, neunzehn an der Zahl, vor Gericht gestellt, verurtheilt und am 24. März 1794 hingerichtet. Danton, der sechs Tage später ebenfalls verhaftet wurde, hörte kaltblütig sein Todesurtheil an und bestieg am 5. April das Blutgerüst. Der von dem Triumvirat allein übrig gebliebene stolze Robespierre beherrschte nun die Repu-

blik unbeschränkt, aber seine Regierung sollte zum Glück nur von kurzer Dauer sein. Um alle Gewalten in seinen Händen zu vereinigen, veranlaßte er die Entlassung der Revolutionsarmee, die Aufhebung der Gemeindeausschüsse und die Abschaffung der Ministerien. Aber der Schwindel ergriff den ehemaligen Tribunen. Er glaubte sich alles erlauben zu dürfen. Er wollte nicht bloß Dictator sein, sondern auch eine Religion stiften und erschien bei dem Feste des höchsten Wesens als Hohepriester in einem seltsamen Anzuge mit Blumen und Aehren in den Händen und begann den Zug funfzehn Schritte vor seinen Collegem vom Convente (7. Mai). Die Macht Robespierres befestigte sich durch die Erfolge der französischen Waffen, denn damals errangen die französischen Feldherrn ernste Vortheile. Hoche hatte die Grenzen des Landes befreit, der Angriff des Königs von Sardinien in Italien war ohnmächtig; die Vendeer gaben auf allen Seiten nach und der Krieg schien dem Ende nahe zu sein. Toulon, das die Engländer herbeigerufen hatte, um sich der Rache des Conventes zu entziehen, wurde durch die klugen Manöver des jungen Bonaparte bald wieder erobert (19. Decr. 1793). Gleichwohl hielt der immer rührige Haß Englands Frankreich noch immer in Athem, indem er den Heerd der Coalition nährte und in der Vende die Gräuel des Bürgerkrieges wieder hervorrief. In Paris verschwand das Verdienstliche der nützlichen Maßregeln unter den ungeheuern Mißbräuchen der Dictatur. Die Gefängnisse füllten sich noch fortwährend, um der Guillotine die tägliche Ration Opfer zu liefern. So viele und unerhörte Grausamkeiten mußten nothwendig auf ihre

Urheber zurückfallen. Die Mitglieder der Bergpartei, die von der Aecht bedroht waren, vereinigten sich mit den Ueberresten der Girondisten und entschlossen sich der Gefahr zuvorzukommen und den schändlichen Robespierre anzuklagen. Er wollte sich vertheidigen; Gemurmel übertönte seine Stimme; der Kampf wurde stürmisch und endigte mit einem Haftbefehl gegen ihn. Da erhoben sich die Jacobiner, um ihr Haupt zu befreien, das sich in das Stadthaus flüchtete. Um Mitternacht sammelte die Gemeinde ihre Soldaten und Kanonen, welchen der Convent die Bataillone der Sectionen unter Barraß und Freron entgegensezte. Der Sieg blieb den Belagernden und Robespierre, der beinahe zum zweiten Male in die Hände seiner Feinde gefallen wäre, zerschmetterte sich den Kopf durch einen Pistolenschuß. Am andern Tage bestieg dieser Unmensch, der Abscheu des Menschengeschlechts, das Blutgerüst, auf das ihm seine Mitschuldigen folgten. Das war der 9. Thermidor.

Die Gesellschaft athmete endlich wieder auf nach einer so langen Reihe von Verbrechen und Frankreich, das auf dem Wege der Revolution immer weiter schritt, vollzog von nun an die Reformen ohne Erschütterungen und Gewaltthätigkeiten. Der Tod Robespierres war das Signal einer von Jedermann gewünschten Reaction. Einige Ausgewanderte konnten unter der Bedingung zurückkehren, daß sie die Regierung respectirten. Der Jacobinerclub wurde geschlossen. Auf die Regierung der Schreckensmänner folgte die der Goldmiliz und die Salons, die Theater, die Bälle öffneten sich von neuem, namentlich auf Antrieb der schönen Mad. Tallien. Während diese glückliche

Veränderung in den Sitten und in der Regierung vorging, trug auch die militärische Lage dazu bei die Hoffnung und die Freude in alle Herzen zurückzuführen. Die Franzosen waren bereits in dem Besitze Belgiens, Hollands, des Rheins, der Alpen, der Pyrenäen und mehrerer spanischen Plätze (den 20. Novbr. 1794). Die Verbündeten trugen, bestürzt über die Erfolge, den Franzosen den Frieden an und die Royalisten, die in Nantes sich empört, unterhandelten mit dem Convente. Die Republik, die so von den größten Gefahren befreit war, welche ihre Existenz bedroht hatten, legte ihre übertriebenen Formen ab, um allmählig zu dem edeln Streben zurückzukehren, die Künste, die Industrie und die Civilisation zu pflegen, welche mit einem Male in ihrem Aufschwunge gehemmt worden waren. Die Zukunft zeigte sich also unter günstigen Farben, als neue Kämpfe neue Besorgnisse erweckten. Ein Winter strenger als der von 1788 veranlaßte plötzlich Mangel an Lebensmitteln, obgleich man alles gethan hatte, um eine solche Noth fern zu halten. Der Luxus der höhern Classen contrastirte entsetzlich mit der Noth des Volkes, dessen Leiden sich in ohnmächtigem Wuthgeschrei und in Drohungen kund gaben. Die Goldmiliz zertrümmerte die Büste Marats, ersetzte sie durch jene Roussseaus und warf die Stücke des Leichnams des verhassten Triumvir's, den man aus dem Grabe geholt hatte, in die Cloaken. Die Regierung berathschlagte über die Mittel die Unruhen zu verhindern und die Hungerstnoth zu beseitigen. Ihre Bemühungen blieben wirkungslos. Als man erfuhr, daß man das Volk niederhalten wolle, stieg die Gährung in den Vorstädten

auf das Höchste. Der Convent, in dessen Sitzungsaal die Ruheförderer drangen, erließ ein Decret gegen dieselben und schickte den Armeen den Befehl Truppen zu seiner Hülfe bereit zu halten. Sechshundert Weiber verlangten Brod und die Constitution von 1793, wurden aber bald durch die bewaffnete Macht auseinandergetrieben. Diesem Auflaufe folgte die Verhaftung von Deputirten, welchen man Schuld gab diese Bacchanalien veranlaßt zu haben. Vier derselben wurden zur Deportation verurtheilt und der schändliche Fouquier hingerichtet. Dieser Sieg verdoppelte die Kühnheit der Thermidorier, welche eine Commission von 7 Mitgliedern ernannten, um die Constitution auf anderen Grundlagen neu aufbauen zu lassen. Die Republik, die sich sonst von ganz Europa verachtet gesehen hatte, war indeß von Holland, Preußen und Toskana anerkannt worden. Sie hatte nur noch England zu bekämpfen. Von allen Regierungen kamen Gesandte in Paris an.

Solche Resultate würden mehr beachtet worden sein, wenn im Innern Ruhe geherrscht hätte. Leider tobte aber der Aufstand fortwährend in den Straßen und die traurigen Auftritte vom 12. Germinal dienten nur als Vorspiel zu dem furchtbaren Aufstande vom ersten Prairial (20. Mai 1795). Die Aufhebung des Maximum, wodurch gleichsam der ganze Werth der Assignaten vernichtet worden war, hatte ein entsetzliches Spiel hervorgerufen und die Schwierigkeiten erhöht der bestehenden Noth abzuhelpen. Die Verzweiflung des Volkes kannte keine Grenzen mehr. Sechzig tausend Menschen belagerten den Convent. Wer in den Saal hineindringen konnte, drang hinein

mit wüthendem Geschrei. Man schlug sich in der Versammlung; der junge und muthige Feraud wurde von einer Pistolenkugel getroffen; man steckte seinen Kopf auf eine Lanze und zeigte ihn allen seinen Collegen. Der Präsident, der sich unter allen Drohungen ruhig hielt, entblößte sein Haupt vor diesem blutigen Kopfe. Nach zehnstündiger entsetzlicher Unordnung vertrieb endlich Legendre die Unruhigen, eröffnete die Sitzung und trug auf Anklage gegen die Rädelsführer an. Die Vorstadt St. Anton, die von 20,000 Mann umzingelt war und mit einer Beschießung bedroht wurde, ließ sich ohne Widerstand entwaffnen. Die letzten Ueberreste der Bergpartei verschwanden in diesem Aufstande und das Volk hatte von dem Augenblicke an für immer seine furchtbare Macht verloren. Die Gegenrevolution bezeichnete ihren Sieg durch die Aufhebung aller noch bestehenden Decrete Robespierres, die Kirchen namentlich wurden dem katholischen Cultus zurückgegeben und die Nationalgarde neu organisirt. Die Macht der Sieger war aber ebenfalls ihrem Ende nahe. Der Convent, welcher seine Arbeiten beendigt hatte, fürchtete für sich selbst die Folgen der Reaction. Er glaubte sich schützen zu müssen, indem er der Constitution vom Jahre III. ein Decret beifügte, nach welchem die Wähler zwei Drittheile der ehemaligen Deputirten in die neue gesetzgebende Versammlung senden sollten. Dieses Decret, welches die Provinz annahm, wurde von der Hauptstadt zurückgewiesen und diente als Vorwand zu einer Auslehnung in den Sectionen. Der überraschte Convent übertrug Barras seine Vertheidigung, aber Bonaparte befehligte die Truppen und ließ das

Volk mit Kartätschen niederschließen (1. Octbr. 1795.) Der Convent war mäßig im Siege, indem er seine Laufbahn durch die Aufhebung der Todesstrafe und eine Amnestie für alles auf die Revolution Bezügliche beschloß (26. Octbr.). Nach einer Regierung von 3 Jahren 34 Tagen wich er dem Directorium, das aus 5 Mitgliedern bestand, Barras, Rewbell, Lareveillère-Bepeaux, Letourneur und Carnot.

Die neue Regierung, welche unter so traurigen Auspizien aufgetreten war, daß ihre Zukunft ihr ein Räthsel erscheinen konnte, verdankte ihre Constatirung nur jenem Bedürfnisse der Ruhe und jener Ermattung, welche nach großen politischen Erschütterungen folgen. Sie zweifelte an sich selbst, war mißtrauisch wie alle schwachen Regierungen und fürchtete den Einfluß des Namens Orleans. Im Innern hatte sie von dem alten Zweige der Bourbonn nicht zu besorgen. Der Sohn Ludwigs XVI. war seit dem 3. Juni 1793 todt. Die Herzogin Angoulême wurde am 9. Decbr. desselben Jahres gegen die fünf Commissarien des Convents ausgetauscht, welche Dumouriez den Dessterreichern überliefert hatte. Es blieb also in Frankreich nur die Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen, dem Herzoge von Montpensier und dem Grafen von Beaujolais, der Prinz von Conti und die Herzogin von Bourbon zurück. Die Herzogin von Orleans, welche durch den Convent ihre Freiheit erhalten hatte, benutzte dieselbe, um auch die ihrer Kinder zu erlangen, die noch immer gegen den Auswechselungsvertrag, welcher alle Bourbonn ohne Unterschied betraf, in Marseille zurückgehalten wurden. Gleichzeitig that sie auch Schritte zu

Gunsten Ludwig Philipps. Carnot forderte sie auf, ihn nach Frankreich zurückzurufen. „Zuerst,“ antwortet sie, „muß die Verbannungsacte öffentlich zurückgenommen werden.“ — „Das werden wir nicht thun können, ohne uns zu compromittiren,“ sprach der Director. Dann gab man diesen Plan auf, welcher vielleicht einen für das Haupt des Zweiges Orleans feindlichen Nebengedanken barg und versprach dem Herzog von Montpensier und dem Grafen von Beaujolais die Freilassung, wenn Ludwig Philipp sich nach Amerika begeben wolle.

Während diesen Unterhandlungen lebte der Herzog ruhig und unbeachtet in seinem Verstecke ohne zu ahnen, daß er ein Gegenstand der Besorgniß für das Directorium und ein Zielpunkt aller Parteien sei. Schon während seines Aufenthaltes in Schweden hatte er die Anerbietung, die man ihm im Namen Ludwigs XVIII. machte, in der Armee Condées zu dienen, zurückgewiesen. Diese Weigerung, deren wirkliche Absicht Ludwig XVIII., ein tiefblickender Mann, zu errathen glaubte, war der Grund jener Kälte und jenes Mißtrauens, welche er ihm auch unter der Restauration fortwährend zeigte. Der Herzog von Orleans bemühte sich seiner Meinung nach zu ausdauernd seine Sache von jener des ältern Zweiges zu trennen, als daß er nicht einen geheimen Zweck dabei verfolgen sollte. Es lag vielleicht, das kann man wohl zugeben, mehr Klugheit als Verleugnung in dem so vorsichtigen Benehmen. Nichts desto weniger wartete Ludwig XVIII., weit entfernt sich für geschlagen zu halten, mit Ungeduld auf die Gelegenheit seinen klugen

Better zu compromittiren. Der Letztere befand sich noch in Friedrichstadt in Holstein, als man ihm einen Brief von seiner Mutter übergab, welcher ihn von den Bedingungen benachrichtigte, die das Directorium seiner Familie für die Freilassung seiner Brüder auflegte. Dieser Brief, welcher zwei Monate unterwegs gewesen war — man hatte die Spur des jungen Verbannten verloren — lautete also:

„Paris, den 6. Prairial IV. (27. Mai 1796.)

„Mein lieber Sohn, die Ereignisse, welche über Deine arme Mutter seit dem Augenblicke hereingebrochen sind, als sie das Unglück hatte den Trost entbehren zu müssen, mit Dir sich auszusprechen, haben ihre Gesundheit vollends zerrüttet und sie noch empfindlicher für alles gemacht, was sich auf die Gegenstände ihrer Neigung bezieht. Da ihr Vaterland und ihre Kinder seit lange ihre Sorgen mehren, so wirst Du Dich ohne Zweifel nicht darauf beschränken sie zu theilen, wenn Du erfährst, daß Du ihnen selbst in Deinem Unglücke dienen kannst. Das Interesse Deines Vaterlandes und der Deinigen verlangt das Opfer, das Meer zwischen uns zu bringen. Ich bin überzeugt, daß Du nicht zögern wirst, ihnen diesen Beweis von Anhänglichkeit zu geben, besonders wenn Du erfährst, daß Deine Brüder, die in Marseille zurückgehalten werden, nach Philadelphia abreisen und die französische Regierung ihnen die Mittel gewähren will, dort anständig zu leben. Da das Unglück die Reise meines Sohnes noch früher entwickelt haben wird, so wird er seiner guten Mutter den Trost nicht versagen, zu wissen, daß er bei seinen Brüdern ist. Wenn auch der Ge-

danke an unsere Trennung mein Herz zerreißt, so lindert den Schmerz doch Euere Wiedervereinigung.

„Möge die Aussicht, die Leiden Deiner armen Mutter zu lindern, die Lage der Dinge minder peinlich zu machen und zur Beruhigung Deines Vaterlandes beizutragen, Deinen Edelmuthe erheben und Deine Treue aufrecht halten! Du hast, mein Geliebter, ohne Zweifel nicht vergessen, daß die Zärtlichkeit Deiner Mutter nicht durch neue Handlungen von Deiner Seite gereizt zu werden braucht, welche geeignet sein können sie zu rechtfertigen. . . Möge ich bald erfahren, daß mein Karl und mein Anton ihren ältern Bruder umarmt haben und daß ihre Mutter in ihnen die Beweise der Gestinnungen ihrer Söhne empfängt! . . . Suche gleichzeitig mit Ihnen in Philadelphia anzukommen, früher noch, wenn es möglich ist. Der französische Gesandte in Hamburg wird Deine Ueberfahrt erleichtern; möge er sie wenigstens erfahren! Ach warum kann ich nicht selbst an den zu schmerzlich zerrissenen Busen der Mutter Denjenigen drücken, der ihr den Trost nicht versagen wird, welchen sie verlangt!

„Wenn dieser Brief meinem geliebten Sohne zukommt, so hoffe ich, daß er seiner zärtlichen Mutter antwortet und ihr endlich den Trost gewährt, etwas von ihm zu erfahren. Er mag ihr den Brief unter Couvert an den Minister der allgemeinen Polizei der Republik zu Paris senden.

„M. S. Ich glaube gern, daß Du seit etwa drei Monaten, ob ich Dir gleich nicht habe schreiben können, von dem höchsten Wünsche Deiner Mutter gehört hast, Dich weit entfernt von

allen Intriganten und Intriguen zu wissen, die zu meiden sie Dir nicht genug empfehlen kann.

„E. M. A. v. Bourbon.“

Der Herzog von Orleans antwortete ohne Verzug:

„Friedrichstadt, den 15. Aug. 1796.

„Ich empfangen mit Freuden und Rührung, geliebte Mutter, den Brief, den Sie mir unter dem 8. Prairial von Paris geschrieben haben und den mir der Minister der Republik bei den Hansestädten auf Befehl des vollziehenden Directoriums zugesandt hat. Ihrem Befehle gemäß sende ich Ihnen die Antwort unter Couvert des Ministers der allgemeinen Polizei.

„Wenn meine liebe Mutter diesen Brief empfängt, wird ihr Befehl vollzogen, werde ich nach Amerika abgefegelt sein. Als ich dem französischen Gesandten in Bremen den Empfang Ihres Briefes und dessen, den er mir bei der Zusendung desselben schrieb, bescheinigte, glaubte ich ihn (nach dem, was Sie mir mittheilten und er bestätigte) um die nöthigen Pässe ersuchen zu können. Sobald ich sie empfangen habe, schiffe ich mich auf dem ersten Schiffe ein, das nach den vereinigten Staaten segelt.

„Wenn ich auch eine Abneigung gegen die Reise hätte, zu welcher Sie mich auffordern, würde ich sie doch sofort unternehmen, aber ich habe sie immer zu machen gewünscht und ich beschleunige jetzt nur die Ausführung eines Planes, der längst schon in mir feststand. Ich würde sogar schon längst abgereiset sein, wenn ich nicht immer durch eine Reihe seltsamer und unglücklicher Umstände abgehalten worden wäre. Ich will sie

Ihnen nicht einzeln aufzählen. Ich hoffte, daß binnen kurzem alle Hindernisse beseitiget sein würden, die mich zurückhielten, aber Ihr Brief ändert Alles. Ich reise ohne längern Aufschub ab. Was thäte ich nach dem Briefe nicht, den ich erhalten habe? Ich glaube nicht mehr, daß das Glück für mich für immer verloren sei, da ich noch ein Mittel habe, die Leiden einer so geliebten Mutter zu lindern, deren Lage und Schmerzen mir das Herz so lange zerrissen haben. Ich wage indeß nicht zu untersuchen, ob ich die Hoffnung hegen darf, sie einmal wiederzusehen. Sollte mir aber auch der Trost versagt sein, von Zeit zu Zeit einige Zeilen von ihrer Hand zu sehen und wenigstens zu erfahren, wie es ihr ergeht?

„Ich glaube zu träumen, wenn ich daran denke, daß ich binnen kurzem meine Brüder umarmen und mit ihnen vereinigt sein werde, denn noch kann ich kaum glauben, was mir so lange unmöglich erschien. Ich will mich indeß über mein Schicksal nicht beklagen. Ich habe nur zu sehr gefühlt, um wie viel schrecklicher es hätte sein können; selbst jetzt würde ich es nicht mehr für ein unglückliches halten, wenn ich meine Brüder wiedergefunden habe und erführe, daß sich meine geliebte Mutter so wohl befinde als es möglich ist und wenn ich meinem Vaterlande noch einmal nützlich sein könnte, indem ich zu seiner Ruhe und folglich zu seinem Glücke beitrage. Kein Opfer für mein Vaterland wird mir zu schwer und so lange ich lebe, werde ich bereit sein jedes zu bringen.

„Da ich an meine geliebte Mutter schreibe, muß ich die Gelegenheit benutzen ihr zu sagen, daß ich seit lange nicht mehr

in Verbindung mit der Frau von Genlis stehe. Sie hat sogar in Hamburg einen Brief an mich drucken lassen und ihm eine (sehr ungenaue) Schilderung ihres Verhaltens während der Revolution beigelegt, worin sie nicht einmal das Andenken meines unglücklichen Vaters schonkt. Es fällt mir allerdings nicht ein auf den Brief zu antworten, den sie mir geschrieben hat, aber ich halte es für meine Pflicht, einen Theil der Thatsachen, die sie verstümmelt hat, in ihrer Wahrheit herzustellen. Ich werde diese kleine Schrift in Hamburg drucken lassen und dafür sorgen, daß ein Exemplar derselben dem Minister der allgemeinen Polizei zukomme, weil ich hoffe, daß er dasselbe Ihnen mittheilen werde.

„Leben Sie wohl, geliebte Mutter. Nichts gleicht der Freude, die ich empfand, als ich Ihre Schriftzüge wieder sah, deren Anblick ich so lange habe entbehren müssen. Möge ich bald erfahren, daß Ihr Gesundheitszustand sich bessere und gebe Gott, daß ich es durch Sie selbst erfahre. Pflegen Sie diese Gesundheit, die uns so theuer ist, wenn nicht Ihretwegen, doch wegen Ihrer Kinder. Leben Sie wohl. Ihr Sohn umarmt Sie von ganzem Herzen. Glauben Sie, daß er sich glücklich schätzt, Ihnen noch gehorchen zu können.

„L. B. v. Orleans.“

Ob wir weiter gehen, wird es gut sein, eine Thatsache zu erklären, von welcher der Prinz in seiner Antwort spricht. Es handelt sich von dem vorher eingetretenen Bruche zwischen ihm und seiner Erzieherin. Im Jahre 1796 bemühte sich die Frau

von Genlis, die sich nach Sill in Holstein begeben hatte, ihre Ausstreichung aus der Emigrantensliste zu bewirken. Da sie aber der Theilnahme für die Partei Orleans oder der Partei der constitutionellen Monarchie beschuldigt wurde, welche das Directorium fürchtete, sah sie wohl ein, daß der Erfolg ihrer Schritte von einem öffentlichen Widerruf in dieser Hinsicht abhängen würde. Es genügte nicht, ihre Vergangenheit und ersten Neigungen zu verleugnen, um die Regierung von der Ausrichtigkeit ihrer politischen Grundsätze zu überzeugen, sie mußte Bürgschaften für die Zukunft geben. Dabei ist zu erwähnen, daß sie einem Gefühle persönlichen Hasses gehorchte und sich dafür rächen wollte, daß man ihr die Prinzessin Adelaide genommen hatte. In dieser doppelten Absicht veröffentlichte sie in Hamburg eine Flugschrift unter dem Titel: Précis de la conduite de madame de Genlis pendant la révolution. In dieser Schrift nahm sie einen Brief an den Herzog von Orleans auf, dessen Zweck nur zu deutlich erkennbar war. Dieser Brief, der mit außerordentlicher Kunst und der Klugheit abgefaßt war, welche diese schlaue Frau charakterisirte, zeichnete sich durch einen Ton scheinbarer Gutmüthigkeit und Liebe aus, durch welchen die Kühnheit ihrer Ermahnungen und das Weißende ihrer Kritik noch mehr hervorgehoben werden. Mit Wahrheiten, welche von ihrem Beobachtungsgeiste zeigen, sind schändliche Andeutungen vermischt. Man fühlt, daß es dem Urtheile, das sie über ihren Bögling fällt, an Wichtigkeit nicht fehlt, aber es tritt auch deutlich die Absicht hervor, mit welcher sie schrieb. Sie stellte sich als Prophetin ihn und schilderte ihm mit lebhaftesten Farben die

gefährliche Rolle, welche seine Anhänger ihn spielen lassen wollten; sie gab einen raschen Ueberblick über die politische Lage Frankreichs, dessen Bedürfnisse und Zukunft, und erklärte dem ältesten Sohne Egalités, daß es ihm nicht gegeben sein könne, ein großes Reich zu regieren. Die Frau von Genlis hatte Recht, wenn sie damals der Unerfahrenheit des jungen Herzogs von Orleans mißtrauete, aber die Ereignisse haben sie doch seitdem zum Theil nicht gerechtfertigt. Dieser Brief, welcher bei seinem Erscheinen großes Aufsehen machte, hat heute einen neuen Reiz und trotz der Unbedeutendheit mancher Einzelheiten, wird es gut sein, wenn wir ihn den Lesern ganz mittheilen.

„Sitt in Helstein, den 8. März 1796.

„Da ich seit beinahe zwei Jahren durchaus den Ort nicht kenne, welchen Sie bewohnen und seit anderthalb Jahren keine briefliche Verbindung mit Ihnen gehabt habe, so entschlief ich mich, diesen Brief zu veröffentlichen. Er wird Ihnen in dieser Weise zukommen, wo Sie auch sein mögen. So lange ich Ihnen, so wie Ihrer unglücklichen interessanten Schwester nützlich sein konnte, glaubte ich ein vertrautes Verhältniß mit Ihnen bewahren zu müssen; ich habe es gethan und möchte es noch thun, wenn Sie meiner bedürften. Als ich die Schweiz verließ (im Mai 1794), waren wir, Sie und ich, seit einem Jahre getrennt; Sie waren weit entfernt von mir; Sie verdankten Ihr Wohl der Empfehlung einer Person, mit welcher ich in keiner Verbindung stand; eine gerechte Erkenntlichkeit flößte Ihnen eben so viel Vertrauen als Freundschaft für diese Person

ein; der Rath derselben konnte Ihnen nützlicher sein als der meinige, weil ich allein mit Mlle. von Orleans und in einem Kloster war, wo ich mit ihr ein Jahr in der tiefsten Einsamkeit verbrachte, einzig mit der Sorge für ihre Gesundheit und für die Vervollkommnung der Talente beschäftigt, die ich ihr gegeben hatte. Als ich vor einundzwanzig Monaten hier ankam, wünschte ich völlig unbekannt zu leben, so daß ich Ihnen sehr selten schrieb, mein Geheimniß der Post nicht anvertrauen mochte und Ihnen nicht meldete, wohin ich mich wendete. Gleichwohl fand ich Mittel, Ihnen alles, meinen angenommenen Namen und meinen Wohnort anzuzeigen, Ihnen Nachricht von mir zu geben, während ich Ihnen eine Adresse gab, unter welcher Sie an mich schreiben könnten. Im October 1794 habe ich den letzten Brief von Ihnen erhalten. Er enthielt wie die früheren nur den Ausdruck Ihrer Dankbarkeit und Liebe gegen mich und der süße Name Mutter, den Sie mir immer gaben, muß mich überzeugen, daß trotz Ihrem geheimnißvollen Benehmen Ihr Herz noch immer das gegen mich ist, welches es sein muß, denn seit jener Zeit konnte ich, weil ich in gar keiner Verbindung mehr mit Ihnen stand, nichts thun, was Kälte zwischen uns hätte bringen können. Vor ungefähr zehn Monaten schickte man mir einen Brief für Sie, weil man glaubte, ich kenne Ihre Adresse. Jedermann versicherte, Sie wären in diesem Lande und man nannte selbst Ihren Correspondenten. Ich ließ ihn nach dem Orte Ihres Aufenthaltes fragen und er antwortete, daß er denselben allerdings kenne, mir ihn aber nicht angeben könne. Ich drang nicht in ihn und

sandte ihm den Brief. Ich hörte nichts von Ihnen und that keinen Schritt Sie zu sehen und zu sprechen, aber ich wiederhole es, ich würde Sie mit dem größten Eifer aufgesucht haben, wenn ich hätte hoffen können Ihnen irgendwie nützlich zu sein. In den Zeitungen dieses Landes las ich einen Brief unter Ihrem Namen, der (vor einigen Monaten) anzeigte, daß Sie nach Amerika abreiseten. Da Sie diesem Briefe nicht widersprochen haben, muß ich annehmen, daß er wirklich von Ihnen war und ich bin demnach überzeugt, daß Sie in Amerika sind. Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie diesen Entschluß faßten. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen schon vor drei Jahren sagte, es sei das Beste, was Sie thun könnten.

„Sie wissen jedenfalls, daß man in mehreren französischen Zeitungen geschrieben hat, Sie hätten eine Partei in Frankreich und Anhänger in dem Auslande, welche Sie auf den Thron heben wollten. Wenn Ihnen dies nicht bekannt wäre, so würde es ein großer Dienst sein, Sie davon zu benachrichtigen. In den zehn Jahren fortwährender Fürsorge, die ich Ihnen gewidmet habe, hatte ich Zeit Ihren Charakter zu studiren und kennen zu lernen und ich habe darin nie einen Keim von Ehrgeiz gefunden. Ich wünschte mir Glück dazu, weil ich die Ueberzeugung hegte, daß Sie tugendhafter und glücklicher werden würden. Nach der Beendigung Ihrer Erziehung, in den drei Jahren, in denen wir in so innigen und vertrauten Verhältnissen gestanden haben, sah ich in Ihnen stets die begeistertste Vaterlandsiebe, die reinste und wahrste Uneigennützigkeit und die vollkommenste Rechtlichkeit. Sie schrieben mir Bände von

Briefen während meines Aufenthaltes in England; ich hatte sie einem Freunde anvertraut, der sie mir zurückgesandt hat. Ich besitze sie alle so wie die, welche Sie mir während der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in der Schweiz schrieben, unter andern den, welchen Sie mir sandten als wir in das Kloster traten und worin Sie mir so große Dankbarkeit für das bezeugten, was ich für Sie hatte thun können als wir Zug verließen und daß ich mich Ihrer unglücklichen Schwester widmete, deren einzige Stütze ich damals war. Ich werde diese Sammlung von Briefen mein ganzes Leben lang bewahren. Man sieht darin ohne Zweifel bisweilen übertriebene Grundsätze und einige unbedachte Ideen, in Ihrem Alter allerdings so entschuld bare leichte Fehler; man ersieht daraus auch, daß wir in dieser Hinsicht nicht gleicher Meinung waren, aber trotz dieser kleinen Meinungsverschiedenheiten finde ich bei dem Wiederlesen dieser Briefe doch den Lohn für alles, was ich für Sie gethan habe; ich finde darin die Gewißheit, daß Sie unfähig sind in die Pläne einzugehen, welche man Ihnen unterlegt. Sie waren zwanzig Jahre alt als Sie die letzten Briefe jener Sammlung schrieben, des kostbarsten Denkmals Ihrer Dankbarkeit, Ihrer kindlichen Liebe zu mir und aller Gefinnungen, welche einen jungen Mann ehren können. Sie waren zwanzig Jahre alt. Kann man sich im dreiundzwanzigsten verleugnen, wenn man nicht eine kaum zu entschuldigende Schwachheit begehen will? Nein, ich habe die Ueberzeugung, daß der Grund Ihres Herzens, Ihre Grundsätze und Ihre Ansichten dieselben geblieben sind. Sie nach der R d n i g s w ü r d e streben, ein Usurpa-

tor werden, um eine Republik zu stürzen, die Sie anerkannt und geliebt, für die Sie tapfer gekämpft haben! Und in welchem Augenblicke? Während Frankreich sich organisirt, die Regierung sich befestiget! Welchen Grad von Vertrauen könnte Frankreich einem constitutionellen Könige von dreißig und zwanzig Jahren schenken, den es zwei Jahre vorher als eifrigen Republikaner und den begeistertsten Anhänger der Freiheit gesehen? Könnte ein solcher König nicht eben so gut wie ein anderer allmählig die Constitution beseitigen und ein Despot werden? Nach den allgemein giltigen Ideen ist kein so großer Abstand von dem Königthume, welches dasselbe auch sein mag, bis zum Despotismus als von der demokratischen Regierung zum gemäßigtsten Königthume. Würden Sie sich schmeicheln können, wenn Sie den umgestürzten blutbesleckten Thron bestiegen, Frankreich den Frieden zu geben? Nein; die Verlängerung des auswärtigen Krieges und was mehr wäre, der Bürgerkrieg in allen Theilen des Reiches würden die traurigen Folgen dieser gehässigen Usurpation sein. Wenn Frankreich das Königthum wieder aufnimmt, rechtfertiget es selbst die Forderungen des Bruders Ludwig XVI. Wenn der Thron wieder aufgerichtet wird, gebührt er ihm; setzen Sie sich darauf, so bringen Sie den verhaßtesten aller Titel dahin; neue Factionen würden Sie davon verjagen und Sie würden dann im Exil und der Verbannung das einzige Unglück finden, welches Sie bis jetzt nicht gekannt haben, das allein unerträglich ist: die Schande und Gewissenspein. Selbst wenn Sie mit Recht nach dem Throne streben könnten, würde ich Sie mit Schmerz

ihn besteigen sehen, weil Sie mit Ausnahme des Muthes und der Rechtlichkeit, weder die Talente noch Tugenden besitzen, die zu diesem Range erforderlich sind. Sie besitzen Kenntnisse, Bildung und tausend gute Eigenschaften; aber jeder Stand erfordert besondere Gaben und Sie haben die nicht, welche große Könige ausmachen. Sie sind nach Ihrer Neigung und Ihrem Charakter für das sitzende und Privatleben geeignet, ganz geschaffen ein rührendes Beispiel aller häuslichen Tugenden zu geben, keineswegs aber mit Glanz zu repräsentiren, mit ausdauernder Thätigkeit zu handeln, mit Festigkeit ein großes Reich zu regieren. Ich bin auch überzeugt, daß Sie selbst denken, was ich eben ausgesprochen habe und ich schmeichle mir, daß die Personen in Ihrer Umgebung und die Freunde, welche Sie gewählt haben, nicht im Stande sind Ihnen einen Ehrgeiz einzufloßen, welcher eben so thöricht als in jeder Hinsicht verbrecherisch sein würde; auch habe ich die Ueberzeugung, daß, wenn die, welche bei Ihnen sind, Ihnen andern Rath ertheilen, was ich zu vermuthen keinen Grund habe, Sie denselben unbeachtet lassen und nur Ihr Herz fragen, dessen Rechtlichkeit Sie immer am besten leiten wird. Ich glaube Ihnen durch Veröffentlichung dieses Briefes einen Dienst zu erweisen, weil er dazu beitragen kann, diejenigen auf andere Gestimmungen zu bringen, welche Sie durchaus zu einem Parteihaupte machen wollen. Man muß natürlich glauben, Ihre Erzieherin werde Ihren Charakter besser kennen als irgend Jemand und ich wage dafür zu stehen, daß Sie die Pläne verabscheuen, die man Ihnen zuschreibt. Bisher hat nichts vernünftiger Weise diese

Meinung zu rechtfertigen vermocht; Sie haben Ihrem Vaterlande wohl gedient; Sie flohen es, um dem Tode zu entgehen, den ein blutdürstiger Tyrann Ihnen bereitete; Sie lebten seitdem in der Zurückgezogenheit, ohne je zu versuchen sich Anhänger zu schaffen; Sie sind rein und untadelig; bewahren Sie sich immer das Glück, das einzige, welches Ihnen bleibt und das Sie würdig macht, die Theilnahme aller gefühlvollen Herzen zu erregen. Auch wollte ich durch Veröffentlichung dieses Briefes meinen Mitbürgern Gesinnungen und eine Denkweise zeigen, welche mich selbst gegen jede Verleumdung schützen und diejenigen widerlegen können, welche man bereits über mich und Sie verbreitete. Ich habe diesen Schritt nicht schon vor einigen Monaten gethan, weil ich in der Einsamkeit, die ich mir gewählt habe, unbekannt bleiben wollte. Zwar habe ich kein Interesse dabei mich zu verbergen, aber meine Neigung ließ mich gänzliche Zurückgezogenheit wünschen und meine Lage macht mir dieselbe zur Pflicht. Ich wage zu glauben, daß mein Verhalten, meine Gesinnungen, meine Schriften und mein Unglück mir das Recht sichern, überall edele Gastfreiheit zu erwerben; ich kann wohl meinen Namen verschweigen, habe aber keinen Grund ihn zu verleugnen. Man hat das Asyl entdeckt, in das ich mich geflüchtet habe und ich stellte mich nun unter den Schutz der Regierung, die geruht hat mir die Erlaubniß zu geben (und zwar in der schmeichelhaftesten und ehrenvollsten Weise) mich hier niederzulassen, wenn ich es wünsche. Ich bitte endlich um meine Zurückberufung nach Frankreich, da ich lebhaft wünsche dahin zurückzukehren, um meine Tochter und meine

Enkel wiederzusehen und um Ihren unglücklichen Brüdern in Marseille einigen Trost und alle Sorge der Freundschaft zu bieten. Das sind die Gründe, welche meinen Schritt veranlaßt haben und die, welche ihn so lange hinauschieben ließen.

„Ich sehe ein, daß es mir unversöhnliche Feinde bereiten würde, wenn es wirklich Leute gäbe, die (ohne Ihr Vorwissen) die verbrecherische Hoffnung hegten, Sie einst regieren zu sehen; ich sehe ein, daß in diesem Falle mein so aufrichtiger und bestimmter Brief neue Schmähschriften gegen mich hervorrufen würde. Aber ich weiß thörichte Verleumdungen und übertriebene Beschuldigungen zu verachten, die nicht nur ohne allen Beweis vorgebracht werden, sondern auch jeder Wahrscheinlichkeit entbehren und ihre Quelle nur im Hass und der Nachsicht finden; gleichwohl würden mir diese neuen anonymen Böswilligkeiten wirklichen Schmerz bereiten, weil dieselben Sie in den Augen derjenigen gefährden könnten, die ohne weiteres Nachdenken urtheilen und ich bin in voraus überzeugt, daß sie auch Sie sehr betrüben würden. Uebrigens wäre es sehr ungerecht, wenn man Sie für die Thorheiten einiger unbekannter Ehrgeizigen verantwortlich machen wollte und dies, wage ich zu hoffen, werden die Verständigen und Unparteiischen nicht thun.

„Leben Sie wohl, mein Herr; widmen Sie sich der glücklichen und ruhigen Zurückgezogenheit, welches sich für Ihr Unglück und Ihre Lage ziemt. Sie werden herzerreißende Erinnerungen mit in Ihre Einsamkeit nehmen, aber auch sehr freundliche dürften Ihnen nicht fehlen. Gedenken Sie an so viele rührende Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschlichkeit,

welche im Laufe Ihrer Erziehung alle Tage Ihres Lebens ehrten und auch die Freude ihrer unglücklichen Brüder waren. Gedenken Sie der Bürgerkrone von Vendome. Glänzende Thaten haben die ersten Schritte in Ihrer Laufbahn bezeichnet; aber von jetzt an können Sie Ihren wirklichen Ruhm nur in gänzlicher Zurückgezogenheit finden. Lieben Sie immer Ihr Vaterland; trösten Sie sich über seine Ungerechtigkeiten durch das Zeugniß, daß Sie nie aufgehört haben es zu lieben; wünschen Sie ihm nicht nur Glück, sondern auch Glück in der Art, wie es glücklich sein will; endlich leben Sie nur immer für die Tugend, denn dann leben Sie für das Glück."

Welche Gewandtheit, welche oratorische Vorsicht und zugleich welche Unverschämtheit in diesem langen Schreiben! Jedes Wort ist abgewogen. Dieses Schreiben, das in einem Augenblicke ärgerlichen Verdrusses entstanden, bringt alle Seiten des Charakters der Verfasserin ans Licht und doch scheint auf den ersten Anblick auch nicht die geringste Animosität darin zu liegen. Man könnte glauben, es sei von der innigsten Liebe, von der zärtlichsten Sorgfalt dictirt. Bald erscheint eine wachsame Mutter, welche wegen der Zukunft eines Sohnes zittert, bald eine aufgeklärte Lehrerin, welche die Auctorität ihres Wortes braucht, um ihren Zögling von den Klippen zu entfernen, die ihn bedrohen. Bemerkt sie, daß sie über das Ziel hinausgekommen ist, sobald sie an die Wohlthaten erinnert, um den gerechten Unwillen des Prinzen zu zügeln? Sie rühmt die Tugenden, die Vaterlandsliebe und den Ruhm des Helden von Themapes, um sie ihm als unübersteigliche

Schranke zwischen ihm und der Krone darzustellen. Aber, immer kriechend vor dem Mächtigen, veräuchert sie das Directorium, um Gnade vor demselben zu finden. Der Herzog von Orleans verschmähet es, wie er selbst meldet, auf diese seltsame Geistesverirrung zu antworten und die Frau von Genlis lebte so lange, um ihren Jögling den Thron besteigen zu sehen, dessen sie ihn vierunddreißig Jahre vorher unwürdig erklärt hatte.

Der edele Verbannte bot unterdeß alles auf, um seine Abreise nach Amerika zu beschleunigen. Am 30. Aug. schrieb er an Gouverneur Morris: „ich habe einen Brief von meiner Mutter erhalten, die mir befiehlt eine Reise in Ihr Vaterland zu unternehmen und mir meldet, diese Reise sollte ihre Lage und die meiner Familie günstiger gestalten. Dem zu Folge reise ich in aller Eile ab. Auch meine Brüder sollen nach Philadelphia reisen. Es ist dies gewiß, denn das Directorium hat mir offiziell den Brief meiner Mutter geschickt, folglich hatte es Kenntniß davon.

„Ich habe Ihnen schon angezeigt, daß ich an Herrn Parriß geschrieben, um ihn zu bitten, meiner Schwester einen Creditbrief von 300 Pfd. St. von den 1500 zu geben. Er ließ mir sagen, die Summe, welche er zu meiner Verfügung bereit hätte, betrage nur 400 Pfd. St. und er könne sie weder in kleinen Summen noch ohne meine Quittung ausliefern. Ich habe ihm also eine Quittung über die 400 Pfd. St. gesandt. Davon habe ich 100 an meine Schwester gesandt und 300 für mich behalten. Ich werde nun im October nach Hamburg abreisen, wo ich

mit dem ersten Schiffe unter Segel gehe. Leben Sie wohl, Freund; ich umarme Sie.

„L. B. v. Orleans.“

Morris befand sich auf einer Sendung in Deutschland, als er den Brief des Prinzen erhielt. Sogleich beauftragte er seine Geschäftsfreunde in Newyork seinem jungen Schützlinge einen unbeschränkten Credit während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten zu eröffnen. Der Herzog von Orleans, der nun aller Sorgen für die Zukunft ledig war, nahm einen Platz auf dem amerikanischen Schiffe „Amerika," Cap. Ewing, das regelmäßig zwischen Hamburg und Philadelphia fuhr. In seinem Paise war er als dänischer Unterthan bezeichnet. In dem Augenblicke, als das Schiff den Anker lichten wollte, traten heftige Westwinde ein, welche die Abfahrt verzögerten. Der Prinz benutzte die Zeit, um seiner Mutter seine Abreise zu melden: „Schon lange, liebe Mutter," schrieb er ihr, „würden Ihre Befehle ausgeführt worden sein und ich wäre bereits nach Philadelphia abgereiset, wenn uns nicht andauernder Westwind hinderte aus der Elbe hinauszukommen. Da es mir nun unmöglich sein wird in dem Augenblicke zu schreiben, wann wir unter Segel gehen, so übergebe ich diesen Brief einem Kaufmanne in Hamburg, welcher die Zeit der Abfahrt der „Amerika" hinzufügen wird. Ich befinde mich auf einem sehr guten amerikanischen Schiffe, welches gekupfert und innen vortrefflich eingerichtet ist. Der Capitain ist ein sehr lieber Mann und wir erhalten sehr gute Nahrungsmittel. Besorgen Sie sich also

nicht über meine Reise, liebe Mutter. Der französische Gesandte hat mir den Paß übergeben, um den ich ihn gebeten hatte und fügte sogar einen Brief an den Gesandten der Republik in den Vereinigten Staaten bei. Sie können also in jeder Beziehung ruhig sein. Ich sehne mich recht, Nachricht von meinen Brüdern zu erhalten, von denen ich so lange nichts gehört habe. Da die Zeitungen ihre Abreise noch nicht gemeldet haben, so fürchte ich, daß dieselbe noch nicht erfolgte. Ich erwarte die Anzeige mit der lebhaftesten Ungeduld.

„Beigefügt habe ich ein Exemplar der kleinen Schrift, welche ich in meinem ersten Briefe erwähnte.

„Leben Sie wohl, theuere Mutter; Ihr Sohn umarmt Sie nochmals von ganzer Seele und aus Herzensgrunde wünscht er, daß die Reise, welche er unternimmt, die Wirkung, die Sie davon erwarten, haben und endlich die traurige Lage der Ihrigen verbessern möge, die Sie so lange schon bekümmert.“

„N. P. v. Orleans.“

Die „Amerika“ verließ die Elbe am 24. Septbr. 1796. Außer dem Herzoge von Orleans, den nur Vaudoin kannte, befand sich nur noch ein Cajütenpassagier am Bord, ein französischer Emigrirter, ehemaliger Pflanzer von St. Domingo, der sehr wenig Englisch verstand und es noch schlechter sprach. Als er bemerkte, daß sein Reisegefährte, dessen Rang er nicht im entferntesten ahnete, diese Sprache vollkommen verstand, fragte er ihn, ob er auch französisch spreche. Auf die bejahende

Antwort setzte er hinzu: „wahrhaftig, für einen Dänen sprechen Sie es gar nicht schlecht und ich bitte Sie, mir als Dollmetscher zu dienen.“ Fast drei Tage umhüllten die dichtesten Nebel das Schiff und erst am 27. Abends verschwanden sie. Man befand sich in diesem Augenblicke auf der Höhe von Galais. Ein französischer Kreuzer brachte zwei dänische Schiffe dahin, die er genommen hatte und wollte auch die „Amerika“ durchsuchen. Der Ausgewanderte erschrak gewaltig als er das Boot des Kreuzers herankommen sah und flüchtete sich schnell in die Kajüte. Die Kaltblütigkeit des Herzogs von Orleans, der auf dem Verdecke blieb, überraschte ihn so sehr, daß er ärgerlich ausrief: „wahrhaftig, Herr, wenn Sie ein Franzose wären wie ich, würden Sie in diesem Augenblicke nicht so ruhig sein.“ Die Leute des Kreuzers, die am Bord kamen, untersuchten die Papiere des Capitäns. „Sehr wohl,“ sagten sie, „von Hamburg nach Philadelphia, also aus einem neutralen Hafen in einen andern neutralen; wir haben da nichts zu sagen; setzen Sie Ihre Fahrt fort, aber halten Sie sich näher an der Küste von England, sie ist besser als die französische.“ Sie entfernten sich darauf ohne sich um die Passagiere zu kümmern. Der Herzog von Orleans beruhigte alsbald den Emigranten, der ausrief: „Sie sind fort? Hol sie der Teufel! Sie haben mich schön geängstigt!“

Das Schiff vollendete die Fahrt ohne weiteren Unfall und ging am nächsten 21. Octbr. vor Philadelphia vor Anker. Bei dem Anblicke des freien Bodens, den er um gastliche Aufnahme bitten wollte, steckte der Herzog von Orleans, der nicht für

ndthig hielt, sein Incognito noch länger zu bewahren, die dreifarbigte Cocarde an und nun erst erfuhren die Passagiere den Namen ihres Reisegefährten.

Der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais waren minder glücklich als Ludwig Philipp. Sie hatten sich ihrer strengen Haft, deren Ende sich nicht absehen ließ, im J. 1795 durch die Flucht zu entziehen gesucht; aber der Versuch scheiterte, weil der Herzog von Montpensier ein Glied brach und sein Bruder, der ihn nicht verlassen wollte, sich selbst wieder auslieferte. Endlich zögerte das Directorium nicht länger, sie nach Amerika einschiffen zu lassen, sobald es die Gewißheit von der Abreise des ältern Bruders erlangt hatte. Am 5. November erlangten sie ihre Freiheit.

„Wir schliefen in der Nacht nicht“, erzählt der Herzog von Montpensier in seinen „Memoiren“, „und schon früh um sieben Uhr begaben wir uns mit dem General Willot, dem amerikanischen Consul Cathalan und der guten Frau von La Charce an Bord des schwedischen Schiffes „Jupiter“. Die Bewohner der Stadt, welche von unserer Abreise gehört hatten, kamen bald in großer Anzahl herbei, um uns zu sehen. Der Hafen und die nächste Gegend war mit Menschen bedeckt. In dieser Zeit drückte der General Willot in der Eile seine aufrichtigen Wünsche für unsere glückliche Fahrt aus. Die gute Frau von La Charce war tief ergriffen und einer Ohnmacht nahe mußte sie das Schiff verlassen, ohne uns Lebewohl zu sagen. Die Anker wurden gelichtet, die Segel schwellten sich an und die, welche in Frankreich zurückbleiben mußten, flogen

schnell in ihre Bote. Es erhob sich ein frischer Wind und wir entfernten uns schnell von dem Lande, in dem wir so unglücklich gewesen waren, dessen Glück wir aber immer aufrichtig gewünscht hatten. Da der Wind bald darauf umschlug und wir dreilundzwanzig Tage in dem Mittelmeere aufgehalten wurden, so mußten wir bei Gibraltar anlegen. Der General D'Hara, der damals dort Gouverneur war, machte uns den Aufenthalt sehr angenehm. Nach einer Fahrt von dreiundneunzig Tagen, die eben so beschwerlich als lang war, kamen wir endlich am 8. Febr. 1797 in Amerika an. Alle unsere Leiden wurden da bald vergessen, wenigstens sehr gemindert durch den Gedanken, hier unsere völlige Freiheit zu genießen und durch das unschätzbare Glück, einen geliebten Bruder, den wir so lange nicht gesehen, wieder in die Arme zu schließen.“

Neuntes Kapitel.

Der Herzog von Orleans begiebt sich zur französischen Gesandtschaft bei den Vereinigten Staaten. — Ansicht der Amerikaner über die französische Revolution. — Wiedervereinigung des Herzogs von Orleans mit seinen Brüdern. — Sie werden Washington vorgestellt. — Reisen in Amerika. — Besuch in Mount-Vernon. — New-Ghota; Anekdote. — Ein Wirthshaus in Kentucky; Anekdote. — Aufenthalt in Pittsburg. — Der Graf von Beaujolais erkrankt; der Herzog von Orleans behandelt ihn, wird aber halb selbst krank. — Die Comödie in Bairdstown. — Die Prinzen brechen wieder auf. — Buffalo; die Seneca-Indianer. — Der gestohlene Hund. — Der Niagarafall. — Rückkehr nach Philadelphia. — Brief des Herzogs von Montpensier an die Prinzessin Adelaide. — Der Ausgewanderte; Anekdote. — Armut der drei Brüder. — Sie erhalten Unterstützung von ihrer Mutter. — Abreise nach New-York. — Politische Ereignisse; Verlegenheit des Directoriums. — Zustand der Parteien. — Verschwörung im Lager von Grenoble. — Der 18. Fructidor; Folgen dieses Ereignisses. — Verbannung der Bourbonn. — Die Herzogin von Orleans wird nach Spanien gebracht; ihre Söhne wollen zu ihr gehen; Anekdote. — Die Prinzen kommen in Neu-Orleans an und schiffen sich nach Havanna ein; Anekdote. — Ankunft in Havanna; Anekdote. — Rücksichtsloses Verfahren der Regierung zu Madrid gegen die Prinzen. — Der Herzog von Orleans entgeht dem Dolche eines Mörders. — Die Prinzen reisen nach England ab und werden in Halifax von dem Herzoge von Kent freundlich empfangen. — Pitt und der Graf von Artois. — Die drei Brüder halten in Falmouth Quarantaine. — Brief des Herzogs von Orleans an Gouverneur Morris. — Ankunft der Prinzen in London.

Nach seiner Ankunft in Philadelphia übergab der Herzog von Orleans der französischen Gesandtschaft in den Vereinigten Staaten eine Abschrift des Haftbefehls des Convents, dem er sich durch die Flucht entzogen hatte, eine Uebersicht seines mili-

tairischen Dienstes und, alle auf sein politisches Verhältniß sich beziehende Actenstücke. Er that diese Schritte auf Anrathen seiner Mutter, welche das Directorium überzeugen wollte, daß ihr Sohn an den Plänen des Dumouriez 1793 keine Schuld gehabt habe. Nach Erfüllung dieser Förmlichkeit wählte sich der Herzog eine so einfache Wohnung als möglich und wartete mit Ungeduld auf die Wiedervereinigung mit seinen Brüdern. Aber dieser Tag war noch weit entfernt und der junge Prinz, den das Verlangen nach Thätigkeit verzehrte, konnte nur im Studium und in der Beobachtung der Welt Zerstreung finden. Der Name Morris' öffnete ihm alle Thüren und gewann ihm einen freundlichen Empfang; die Liebenswürdigkeit seines Charakters, seine mannichfaltige Bildung, die Theilnahme, welche sein bereits so merkwürdiges bewegtes Leben in allen Herzen erregte, gaben seiner Person einen unwiderstehlichen Zauber. Die Geseze eines freien Landes mußten nothwendig die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes erregen, der bei der Eroberung der Freiheit seines eigenen Vaterlandes mit thätig gewesen war. Dieses Studium bot ihm nützliche Lehren für die Zukunft, indem es ihn zu einem Vergleiche zwischen der Constitution einer blühenden Republik und den Constitutionen veranlaßte, die nacheinander Frankreich aufgedrungen worden waren. Die Excesse der französischen Revolution erregten, ob sie gleich in einer Zeit so tiefer Erschütterungen unvermeidlich gewesen waren, nichtsdestoweniger Abscheu bei den Mitbürgern Washingtons und das innigste Mitgefühl erwartete die Opfer, welche der Wuth Robespierres und Marats entgangen waren,

auf dem gastlichen Boden Amerika's. Die aufgeklärtesten Männer und die eifrigsten Demokraten verurtheilten einstimmig nicht das Princip, aber die Tendenzen der Revolution und hielten die Begründung der Republik in Frankreich für unmöglich. Hamilton erklärte es 1798 Lafayette. „Die Absetzung des Königs und die Megeleien im September“, schrieb er ihm, „haben mich von aller Theilnahme für die französische Revolution geheilt. Niemals habe ich geglaubt, daß man Frankreich zu einer Republik machen könnte und ich bin überzeugt, daß dieser Versuch, wie lange er sich auch hält, nur zu Unglück führen kann.“ Später sprach der berühmte Jefferson, als er jene so heroische Zeit von so schmerzlicher Erinnerung musterte, seine Ansicht in seinen Briefen an denselben Mann noch bestimmter aus. „Sie erinnern sich vielleicht“, sagte er 1815, „wie dringend ich zur Zeit des Schwures im Ballhause Sie und die Patrioten, welche ich kannte, aufforderte, mit dem Könige ein Abkommen zu treffen, die Religions- und Pressfreiheit, das Geschworenengericht, das Habeas-corpus und eine nationale Gesetzgebung, jene Dinge zu sichern, die man damals gewiß von ihm verlangte, dann nach Hause zu gehen und diese Institutionen auf den Zustand des Volkes wirken zu lassen, bis sie dasselbe zu größern Fortschritten fähig gemacht haben würden. An Gelegenheiten, mehr zu erlangen, konnte es nicht fehlen. Das war Alles, was meiner Meinung nach Ihre Landsleute mit Mäßigung und Nutzen für sich selbst ertragen konnten“ *).

*) Mémoires et correspondance du général Lafayette.

Diese Urtheile, welche die Zeit gerechtfertigt hat, diese unparteilichen Meinungen, der unerschöpfliche Gegenstand des Gespräches jeden Tages änderten die Ansichten des Herzogs von Orleans bedeutend um und legten den Keim zu tiefgreifendem und heilsamem Nachdenken in ihm. Die Anarchie, in welcher das im Innern zerrissene und von Außen bedrohte Frankreich lag, die Aufeinanderfolge von Regierungen, deren ganze Kraft sich in nutzloser Strenge erschöpfte, dieses ganze betrübende Schauspiel hatte längst schon die Begeisterung des Prinzen abgekühlt. Er war nicht mehr der hl'ige Jacobiner von 1790, sondern ein aufgeklärter Vaterlandsfreund, der eine verständige Freiheit für sein Vaterland wünschte. Er sah voraus, daß die Republik, die Tochter der Revolution, von ihrer Mutter erstickt werden und die Monarchie sich aus ihren Trümmern wieder erheben würde. Der Herzog von Orleans, der aus königlichem Blute entsprossen, das Haupt einer prinzlichen Familie und der Gegenstand der Wünsche einiger Anhänger war, öffnete seine Seele großen und fernen Träumen und die Hoffnung, welche gleichzeitig mit dem Hass gegen die Vergangenheit kam, erneuerte den Eifer der Verbannten für das Studium, wie sie ihm stets als Führerin bei seinem Verhalten diente.

Die Monate indes vergingen und seine Brüder kamen nicht an. Er fing an ernstlich über diese unerklärliche Verzögerung besorgt zu werden, als er am 7. Febr. 1797 die Freude hatte, sie endlich in seine Arme zu schließen. Diese so heißersehnte Wiedervereinigung tröstete sie über alle erduldete Leiden und ließ ihnen die Zukunft unter lachendern Farben erscheinen.

Nachdem die drei Brüder einander gegenseitig ihr Unglück erzählt hatten, entwarfen sie tausend glückliche Pläne, denn sie hielten sich jetzt für stark genug in Verein dem bösen Schicksale zu trotzen. In Folge der Creditbrüche von Morris schienen ihre Geldmittel unerschöpflich zu sein, und sie waren in der That reich, nämlich an Illusionen, jenen Schätzen der Jugend, die man so schnell verschwendet und eines Tages gegen die Erfahrung, den einträglichen Schatz des reifern Alters, eintauscht. Von diesem Augenblicke an sollten die jungen Verbannten Freuden und Leiden theilen. Mit stolzer Stirn und heiterem Sinne, Hand in Hand, wollten sie festen Schrittes auf dem Wege der Prüfungen weiter gehen, welchen ihnen das Schicksal vorzeichnete. Ein rührender Anblick! Und nur der Tod konnte den Bund lösen, ohne aber die heilige Flamme der Erinnerung in dem Herzen dessen zu verlöschen, der so vieles Unglück überlebte. Seine Kenntnisse zu vermehren durch die Reisen war der einzige Gedanke Ludwig Philipps und seine Brüder theilten ihn. Ehe sie Philadelphia, damals der Sitz der Bundesregierung, verließen, wohnten sie der Sitzung bei, in welcher Washington, der Präsident der Republik, seine letzte Rede an den Congress hielt, und zugleich der Einführung Adams', seines Nachfolgers. Dann wurden sie dem berühmten General vorgestellt, der sie einlud, ihn in Mount-Vernon zu besuchen. Die Prinzen nahmen Abschied von ihm und ritten am 2. April mit Baudoin fort. Sie besuchten in südwestlicher Richtung Baltimore, die Stadt des Staates Maryland, Chester-am-Delaware, Newport in Kentucky, Havre de Grace und Casford. Von da

gelangten die Reisenden in den Staat Virginien, den demokratischsten von allen Staaten Amerikas. In einem Gebiete, das der ganzen Union gehört, zwischen Maryland und Virginien, steht die Bundesstadt, welche den glorreichen Namen Washington führt und wohin 1801 die Centralregierung definitiv verlegt werden sollte. Die Prinzen besichtigten sie genau, kamen dann durch die reizende Stadt Alexandria und begrüßten bald den größten Bürger der neuen Zeit in seiner bescheidenen Wohnung. „Der amerikanische Cincinnatus lebte in Mount-Vernon wie ein wohlhabender Mann Virginien's; seine Gäste fanden bei ihm Bequemlichkeit ohne Pracht, Einfachheit ohne Affectation und vollständige Freiheit. Mehr aber noch mußte auffallen und einen Eindruck zurücklassen, den nichts zu verwischen vermag — die bewundernswürdige Seelenruhe dieses Mannes, der König sein konnte, wenn er gewollt, und Dictator, wenn er nicht selbst die Dictatur zurückgewiesen hätte; jenes Mannes, der groß im Kriege, der Erste im Frieden war, der Erste in den Herzen seiner Mitbürger. Washington war überzeugt, daß es in einem ganz neuen Lande, wo es weder Adel noch Königsgeschlechter gab, jeder Versuch eines Königthums eine Anomalie, eine nicht zu rechtfertigende Usurpation sei; er wußte, wenn es sich um andere Völker handelte, den Sitten, den Zeiten und den Erfordernissen der Vergangenheit den gebührenden Antheil zu geben. Er liebte die Freiheit mit Leidenschaft, aber die Freiheit im Verein mit der Ordnung und mit dem Gehorsam gegen die Gesetze; er fühlte für sie die Liebe, welche sie ehrt und sie rettet, nicht die, welche sie schändet und umbringt.“ (Boutmy.)

Welches seltene und herrliche Schauspiel von Größe und Un-
 eigennützigkeit für Männer, welche einen unsterblichen Ruhm
 zu erlangen streben! Washington war mehr als ein Mensch,
 er war ein Halbgott, dessen Erhabenheit man bewundert, ohne
 sie erreichen zu können. Solche Naturen sind leider nur Aus-
 nahmen und die Moralisten stellen sie vergeblich dem Menschen-
 geschlechte als Muster auf. Das Leben hat eben so viele An-
 sichten als es denkende Wesen giebt. Alles ändert sich je nach
 dem Gesichtspunkte, weil die Gesellschaft den Menschen Tugenden,
 Laster, Bedürfnisse und Vorurtheile gegeben hat, welche
 sich zwar bisweilen mit dem Alter und den Sitten der Nation
 umändern, nie aber ganz verschwinden. Diese Umwandlung
 in den Ideen ist eigentlich auch nur relativ und macht die Fort-
 schritte der Civilisation gewissermaßen unbemerklich. So
 mußten sich Ludwig Philipp und seine Brüder dem berühmten
 Bürger gegenüber tief bewegt fühlen, der friedlich im Schatten
 seiner Trauben und Feigen lebte, nachdem er die amerikanische
 Republik gerettet und regiert hatte. Die Selbstverleugnung
 Washingtons folgte indeß unvermeidlich aus dem gebieterischen
 Bedürfnisse der Unabhängigkeit, welches ein Volk äußerte, das
 um so geneigter war, liberale Institutionen zu fordern, da es
 nichts zu zerstören, sondern nur aufzubauen hatte. In Folge
 dieses strenglogischen Raisonnements konnte der Herzog von
 Orleans, wenn er auch von seinem Wirth die Vortheile und die
 Mißbräuche der Freiheit unterscheiden lernte, den Keim jenes
 Ehrgeizes in seinem Herzen nicht unterdrücken, dessen Ziel der
 erste Thron der Welt war. Washington seiner Seits, auf

welchen ebenfalls der unbeschreibliche Zauber wirkte, welchen Ludwig Philipp auf Jedermann ausübte, bewies seinen Gästen eine wahrhaft väterliche Liebe. Er entwarf ihnen die Route einer Reise durch die Vereinigten Staaten, gab ihnen Empfehlungsschreiben an mehrere ausgezeichnete Personen und ließ sich die Wiederholung des Besuchs nach ihrer Rückkunft versprechen, was sie zu ihrem großen Bedauern nicht halten konnten und zwar in Folge von Umständen, die nicht von ihrem Willen abhingen. Die Prinzen hatten sich vorgenommen, in das Innere des Landes hineinzugehen und die wilden Völkerschaften zu besuchen, welche sonst die alleinigen Herren dieser weiten Landstrecken gewesen waren und nun von der Civilisation zurückgedrängt worden sind. „Wir müssen das Land von Grund aus kennen lernen“, sagte der Herzog von Orleans zu seinen Brüdern; „es wird einmal ein mächtiger Bundesgenosse unseres theuern Vaterlandes werden, denn wir sind jung und unser Frankreich wird sich, glaubt mir, mit allen Verbannten wieder versöhnen, wie es bereits von den Blutgerüsten befreit ist.“ Ludwig Philipp hat immer die Karte, deren er sich bei seinen Wanderungen bediente, so wie das Verzeichniß jeder Ausgabe auf dieser Reise aufbewahrt. Die Prinzen gingen, indem sie sich nach Nordwesten wendeten, durch Leesburg, den Hauptort der Grafschaft Loudon, kamen auf der Brücke von Chaperds über die Shenandoah, wendeten sich dann wieder südwestlich, begaben sich nach New-Market und besuchten nach einander Rixabtown oder Keyffel, Rockingham gegenüber, Harrisonburg, Staunton, Lexington, Barley, Wythe, Abington,

lauter durch den Reichthum des Bodens und die Wunder der Industrie ausgezeichnete Orte an der unermesslichen Kette der Alleghanies oder blauen Berge gelegen, welche Nordamerika durchziehen und die Vereinigten Staaten von Norden nach Süden bis Georgia und Alabama trennen. Unsere Reisenden drangen bis zu den Trokesen = Indianern, einem kriegerischen und für die Franzosen besonders günstig gesinnten Stamm vor. Während ihres Aufenthaltes zu New = Schotannahmen sie an den Festen und Spielen der Wilden Theil. Eines Tages nahm sich der Herzog von Orleans nach einem langen Marsche in den glühenden Savannen und nach einem Sturze, den er erlitten hatte, vor, in Gegenwart einiger Indianer sich zur Ader zu lassen. Als er das Blut gestillt und die Ader verbunden hatte; erhöheten er die Verwunderung der Wilden dadurch, daß er ihnen durch Zeichen erklärte, er habe sich dadurch von einem großen Uebelbefinden befreit. Da führte man ihn zu einem kranken Alten, dem ein Aderlaß eine merkwürdige Erleichterung verschaffte. Aus Ehrfurcht und Bewunderung trugen die Trokesen den neuen Aesculap im Triumphe umher und erzeigten ihm die größte Ehre, so daß er sich selbst einem seltsamen Gebrauche des Landes nicht entziehen konnte. Alle Mitglieder jeder Familie liegen bei diesen Volksstämmen nach dem Alter und dem Range auf einer und derselben Decke. Die Familie des alten Mannes gewährte dem Prinzen die außerordentliche Gunst, die Nacht auf der gemeinschaftlichen Matte zwischen der Großmutter und der Großtante zu verbringen.

Nach der Julirevolution schenkte der König Ludwig Philipp, wie man erzählt, die Lancette des Herzogs von Orleans einem Studenten, der sie in dem Museum der medizinischen Schule in Paris niederlegte.

Die Prinzen verließen New-Orleans, gingen über die südliche Spitze der Alleghanies und kamen nach Nashville, einer bemerkenswerthen Stadt im Staate Tennessee. Von da wendeten sie sich wieder nach Norden zu und über die dürren Ebenen Kentucks nach Westen. Auf dieser Reise erblickten sie eines Abends ein Häuschen, an welchem man las: Quartier für Menschen und Pferde. Dieses Wirthshaus gehörte einem Franzosen, der sie sehr sorgsam bediente. Da er sehr fraglustig und sehr neugierig, in den traurigen Savannen aber sehr wenig Neues zu erfahren war, so suchte er die Beweggründe der Reise seiner Gäste zu ermitteln und da er nicht begreifen konnte, wie man sich ohne einen andern Zweck als den der Belehrung in eine solche Gegend wagen könne, bedauerte er ihre Thorheit und sagte: „wie schade, daß drei solche junge Männer ihre Zeit so verschwenden!“ Der Herzog von Orleans und seine Brüder lachten, setzten die Reise fort und vergaßen die Strapazen, als sie an der Grenze der Ebenen Kentucks Erinnerungen an die Heimath fanden. Sie fanden dort nämlich eine von Franzosen gegründete Colonie mit Städten, welche Versailles, Louisville, Clarkesville, Francfort, Varnace und Bourbon-Town, das Paris dieser fernen Gegenden, hießen. Gesellschaft, Sitte, Gewohnheiten, Alles in dieser Colonie, einer wirklichen Nase jener unermesslichen Eindrücke, ver-

rieth die Civilisation Europas und überraschte unsere Reisenden sehr angenehm. Von Farnace aus wendeten sie sich nach der kleinen Grafschaft Washington und folgten nach Osten zu dem rechten Ufer des Ohio, über den sie schon zu Louisville gegangen waren und den sie noch einmal zu Weeling, an der Grenze Virginiens, überschritten, um einige Tage in Pittsburg zu bleiben. In dieser Stadt erkrankte der Graf von Beaujolais, dessen von Natur schwächliche Constitution durch die dreijährige Gefangenschaft und schlechte Behandlung noch mehr geschwächt worden war, so ernstlich, daß seine Brüder besorgt wurden. Der Herzog von Orleans verstand zum Glück so viel von der Arzneikunde, daß er den Zustand des Kranken beurtheilen und ein Heilmittel angeben konnte. Seine verständige und opfernde Pflege gab dem Kranken die Gesundheit wieder, aber bald mußte er sich selbst auf das Krankenlager legen. Die kleine Caravane befand sich damals in Bairdstown, welches ein außerordentliches Ereigniß aufregte. Da der Herzog von Orleans in dem Wirthshause, in dem er abgestiegen war, keine Bedienung finden konnte, so erkundigte er sich nach der Ursache des Tumultes. Man sagte ihm, daß Schauspieler eine Vorstellung gäben, ein in der Stadt noch unbekanntes Vergnügen. Die Wirthin setzte naiv hinzu, daß sie von einer solchen Merkwürdigkeit nicht wegbleiben und auch ihre Familie davon nicht zurückhalten könne. So Leidend der Prinz auch war, mußte er doch in Geduld auf das Ende des Schauspiels warten, ehe er erhalten konnte, was er brauchte. Dafür war er aber nach Rückkunft der braven Leute der Gegenstand ihrer eifrigsten

Aufmerksamkeit. Zur Erinnerung an die empfangene Gastlichkeit in Bairdstown schickte Ludwig Philipp, als er König geworden war, der Stadtkirche eine Uhr. Die jungen Prinzen begannen ihre Reisewanderung von neuem und erreichten Fort Franklin in geringer Entfernung von Philadelphia. Dann setzten sie ihren Weg bis zu den so gerühmten großen Seen Canadas fort. In Buffalo, am Erie = See, befanden sie sich plötzlich mitten unter einem Seneca = Indianerstamme, die anfangs nicht die wohlwollendsten Absichten zeigten. Die Kaltblütigkeit, der Muth und der Adel im Benehmen des Herzogs von Orleans imponirten indeß den Wilden und die Prinzen verbrachten einige Tage unter ihnen. Als sie sich entfernten, sah der Graf von Beaujolais einen Hund, den er sehr lieb hatte, nicht mehr bei sich. „Ich bin überzeugt“, sagte er, „daß er einem unsrer Wirthe gefallen hat und gestohlen worden ist.“ — „Wenn sie ihn gestohlen haben“, antwortete der Herzog von Orleans, „so müssen sie ihn zurückgeben.“ — „Wie kannst Du das glauben, Bruder! Wir vier gegen einen ganzen Volksstamm!“ — „Sie haben die Macht für sich, wir haben unser gutes Recht“, entgegnete der Ältere der Brüder, der dann umkehrte und allein mit dem Häuptlinge der Indianer sprach. Seine würdevolle Haltung, der Ausdruck seines Blickes, so wie die Beredtjamkeit seiner Geberden und Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Herz dieser Menschen, die in der Einfachheit ihrer unverdorbenen Natur das Gefühl für das Schöne und Gute in so hohem Grade besitzen. „Ach“, sagte der Graf von Beaujolais, als er den Hund von seinem Bruder zurück=

bringen sah; „ich kenne ein Land, wo trotz der Menschenrechte die Vererbbarkeit meines Bruders nicht so leicht zum Ziele führen würde“. Von Buffalo gingen die Prinzen, welche die directe Straße verließen, die der Zustand des Landes unbrauchbar machte, über die canadische Grenze und wendeten sich gegen den Huronensee. Dieser See empfängt sein Wasser von dem noch einmal so großen Ober-See und führt es dem Erie-, dem Michigan- und St. Clare-See zu, welche nebst zahlreichen Flüssen den St. Lorenzfluß nähren und den Niagarafall bilden, eines der imposantesten Naturwunder.

Von Buffalo nach Canandagua mußten die Reisenden bei glühender Sonnenhitze über unermessliche Ebenen ohne gebahnte Wege ziehen; sie wagten sich mit Hülfe des Compasses in die ungeheuern Wälder mit hundertjährigen Bäumen, trotzten der Anstrengung, den Entbehrungen und Gefahren jeder Art, überwandten die Hindernisse und setzten sich Tag und Nacht dem für die Europäer tödtlichen Klima aus.

Nichts entmuthigte sie, nichts hinderte sie ein Land kennen zu lernen, das, um den Ausdruck des Herzogs von Orleans selbst zugebrauchen, „das Ideal des Unwegsamen und Gefährlichen“ war. Mit muthigen Herzen trogten sie so vielen Gefahren, denn sie waren durch einen englischen Kaufmann im voraus darauf aufmerksam gemacht, den sie zwischen Buffalo und Canandagua trafen. Dieser Kaufmann hieß Alexander Baring, der, nachdem er Minister gewesen, Lord Ashburton wurde und 1841 von dem Cabinet von St. James den Auftrag erhielt, die Streitigkeiten zwischen England und Amerika

zu schlichten und die Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und Canada festzusetzen.

Die Prinzen gingen den See Seneca hinauf, gelangten auf das Gebiet New-York, um wieder Philadelphia zu erreichen, besuchten die großen Handelsniederlassungen an den Ufern des Genesee und gelangten an die Tiagospitz an dem Susquehanna. Von Tioga fuhren sie den Fluß hinab bis Wilkesbury, von wo sie sich im Juni 1797 nach Philadelphia begaben. Es war Zeit, daß sie der Ruhe pflegen konnten, um so mehr, da ihr Geld zu Ende ging. Sie benutzten einige Mußezeit, um an ihre Mutter und Schwester zu schreiben. Der Brief des Herzogs von Montpensier an die Prinzessin Adelaide ist die malerische Schilderung der Eindrücke dieser beschwerlichen Reise.

„Meine liebe Schwester“, schrieb er, „ich hoffe, daß Du die Briefe erhalten hast, welche wir vor beinahe zwei Monaten von Pittsburg schrieben; wir befanden uns damals auf einer großen Reise, die wir vor vierzehn Tagen beendet haben. Sie dauerte vier Monate und wir haben in dieser Zeit tausend Stunden zurückgelegt, immer auf denselben Pferden, ausgenommen die letzten hundert Stunden, die wir theils zu Wasser, theils zu Fuße, theils auf Miethpferden und theils im Postwagen machten. Wir haben viele Wilde gesehen und sind selbst mehrere Tage im Lande derselben geblieben; im allgemeinen sind sie die besten Menschen von der Welt, ausgenommen wenn sie betrunken oder zum Zorne gereizt sind. Sie haben uns sehr gut aufgenommen und unsere Eigenschaft als Franzosen trug

zu dieser guten Aufnahme viel bei, denn sie lieben unsere Nation sehr. Das Interessanteste nach ihm war gewiß der Niagara-fall, nach welchem wir reisen wollten, als ich Dir von Pittsburg schrieb. Er ist das großartigste und majestätischste Schauspiel, das ich jemals gesehen habe. Seine Höhe beträgt 137 Fuß und die Wassermenge ist unermesslich, weil sich an dieser Stelle der ganze St. Lorenzfluß herabstürzt. Ich entwarf eine Skizze davon und will sie ausmalen; meine liebe Schwester wird sie dann gewiß bei unserer Mutter sehen; aber sie ist noch nicht angefangen und wird eine ziemliche Zeit in Anspruch nehmen.

„Damit Du Dir eine Vorstellung von der angenehmen Art machen kannst, wie man hier zu Lande reiset, erwähne ich, daß wir vierzehn Nächte im Walde zugebracht haben, dabei von allen Arten von Insecten gepeinigt und oft bis auf die Haut durchnäßt wurden, ohne daß wir uns trocknen konnten. Wir hatten nichts zu essen als Speck, bisweilen ein wenig gesalzeneß Rindfleisch und Maiskrod. Außerdem brachten wir vierzig bis funfzig Nächte in schlechten Hütten zu, wo wir auf den Fußboden schlafen mußten, welcher aus sehr ungleichen Holzstücken bestand, ungerechnet, daß uns die Leute bisweilen die Thür vor der Nase zuschlügen oder uns sehr unfreundlich aufnahmen. Mein, Niemanden, wer es auch sei, will ich eine solche Reise anrathen. Wir sind indeß weit entfernt es zu bereuen sie gemacht zu haben, da wir alle drei vollkommen gesund zurückgekommen sind und das Land ziemlich kennen gelernt haben.“

Diese Schilderung ist gewiß nicht verlockend, indessen war
Geisch. Ludw. Philips's.

die Reise, wie man gesehen hat, von einigen ziemlich romantischen Vorfällen begleitet. Wir erwähnen noch einen derselben, welcher den Charakter der französischen Nation darlegt. Eines Tages sah der Herzog von Orleans einen Franzosen, der sich am Ontario-See niedergelassen hatte. Das Zusammentreffen mit einem Landsmanne fern von der Heimath erfreut allemal; der Prinz rebete also den Ausgewanderten an, unterhielt sich mit ihm und bemerkte bald, daß der Mann ihn mehr beobachtete als anhörte; er fragte ihn deshalb über seine Zerstretheit und erhielt zur Antwort: „ich sehe nicht Sie an, Herr, sondern Ihren Hut; wenn ich ihn nur einen Augenblick hätte, so wäre mein Glück gemacht“. — „So machen Sie Ihr Glück“, antwortete der Herzog. Der Franzose nahm hoch erfreut den Hut und ergoß sich in Dankreden. Wie groß war das Erstaunen des Prinzen, als er später in Havanna denselben Mann an der Spitze einer reichen Fabrik sah. „Ihnen und Ihrem Hute verdanke ich mein Glück“, sagte der Mann, ein Hutmacher. „Ich machte Hüte nach dem Muster und Jedermann wollte Hüte à la Herzog von Orleans tragen. Wenn ich Wasser auf meinem Grund und Boden hätte, würde ich meine Fabrik noch verdoppeln können. Lange schon suche ich vergebens darnach, aber jetzt werde ich Wasser finden, denn Ihre Anwesenheit bringt mir Glück.“ Wirklich fand man in Folge eines fast unglaublichen Zufalles eine Quelle und der Hutmacher wurde Millionair.

Die Prinzen waren seit einiger Zeit von ihrer Reise zurückgekommen, als zu Ende des Monat Juli das gelbe Fieber

in Philadelphia ausbrach. Alle wohlhabenden Familien verließen die Stadt, aber die drei Brüder wurden durch Geldmangel zurückgehalten. Sobald der Herzog von Orleans seine Hülfsmittel erschöpft sah, wollte er lieber so sparsam als möglich leben als borgen und seine gute Haushaltung brachte sie wirklich bis zum September hin, zu welcher Zeit sie von ihrer Mutter eine Summe erhielten, welche zu ihren Bedürfnissen hinreichte und ihnen auch erlaubte neue Reisen zu machen. In ihrer Freude darüber, daß sie der Seuche entgangen waren, reiseten sie ohne Verzug ab und begaben sich nach New-York, wo sie sich drei Wochen später einschifften, um Newport und Providence, die beiden größten Städte des Staates Rhode-Island zu erreichen. Zu Lande durchwanderten sie Massachusetts, New-Hampshire und Maine. Dann gingen sie nach Süden bis Boston zurück, wo sie das Grab des Generals Warren besuchten, der in der berühmten Schlacht von Bunkershill die Engländer die Tapferkeit der amerikanischen Legionen fürchten lehrte und kehrten nach New-York zurück. In dieser Stadt erfuhren sie aus den Zeitungen politische Ereignisse, die von höchstem Interesse für sie waren.

Das Directorium hatte sich unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gebildet. Die Schreckensmänner, die allerdings besetzt waren, regten sich; das Volk war entmuthiget; die Kriege erschöpften den Schatz und man stand am Rande eines Bankerotts, dessen unglückliche Folgen unberechenbar zu sein schienen. Nichtsdestoweniger gingen die Directoren muthig ans Werk, um den drohenden Sturm abzuwenden. Sie setzten an

die Stelle der völlig in Mißcredit gerathenen Assignaten andere Papiere und verhinderten so die Finanzcrisis, dann beschäftigte sie sich damit, die Cadres der Armee zu vervollständigen. Bichegru bereitete mit den Soldaten Condés eine Militairrestauration vor; man ersetzte ihn durch Moreau, welcher den Befehl erhielt, mit Kleber und Jourdan gegen die Hauptstadt Oesterreichs zu rücken und Hoche suchte die Vendée und Bretagne zu beruhigen, während seiner Seite Bonaparte die italienische Armee zum Siege führte. Andere Sorgen beschäftigten die Regierung; sie gab dem Ackerbaue, dem Handel, der Industrie neues Leben und organisirte die Primair- und Central Schulen, wie die Normalschule mit dem Institute. Aber diese vortrefflichen Maßregeln mäßigten die Erbitterung der politischen Kämpfe nicht und immer wurden Verschwörungen angezettelt. Seit der Constitution vom Jahre III. und der theilweisen Erneuerung hatten sich der Rath der Fünfhundert, wie der der Alten zum großen Theile aus Männern erneuert, die geradezu Gegner des republikanischen Systems waren. Es gab darin Royalisten, unter ihnen den Verräther Bichegru, den Präsidenten der Fünfhundert; dann kamen die Constitutionellen von 1791, welche in den öffentlichen Versammlungen eine unüberwindliche Abscheu vor dem Königthume zur Schau trugen und doch nicht an die Dauer der Republik in Frankreich glaubten, so daß der größte Theil eine Monarchie wünschte, welche der Ausdruck der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts wäre und der Freiheit feste Garantien böte. Sie wollten indeß diese Monarchie mit einem Dynastiewechsel und nicht mit der Re-

stauration der ältern Bourbons. Deshalb wendeten sich ihre Blicke nach dem Zweige Orleans, dessen Thronbesteigung die einfachste Lösung aller Schwierigkeiten gewesen sein würde. Die Orleans, von erlauchter Herkunft, würden ohne Widerstreben von den fremden Höfen anerkannt worden sein und im Lande selbst hatten sie bereits der Nation Pfänder gegeben, indem sie sich den Interessen derselben angeschlossen. Dadurch, daß die Verwirklichung dieser Idee Garantien des Vergessens für alle Compromittirten gewährte, vermehrte und vergrößerte sich die orleanistische Parthei sehr merkbar und Ludwig Philipp correspondirte mit einigen seiner einflußreichsten Anhänger, namentlich mit dem Abbé Siéyès. Die Emigration, welche eine sehr eifrige Polizei in Frankreich unterhielt, war von diesen Intriguen unterrichtet und schleuderte die heftigsten Ausfälle gegen die Constitutionellen und Orleanisten, deren Vereinigung für den ältern Zweig der Bourbonen so gefährlich werden mußte. „Monsieur (der Graf von Artois) darf sich nicht verheimlichen“, sagte Herr von Bauban, „daß die Faction Orleans sich nach allen Seiten hin rührt, daß sie durch alles verstärkt wird, was sich constitutionell nennt und daß sie von Tage zu Tage mehr Festigkeit erlangt. Wenn Frankreich oder vielmehr die Räubersführer den Sohn des Herzogs von Orleans auf den Thron berufen, so werden Sie ihn mit dem Degen in der Hand einziehen sehen, um durch seine Tapferkeit eine Usurpation zu sichern, die Sie vielleicht anerkannt sehen müßten. Ist nicht die Republik schon anerkannt worden? Er ginge einem Ruhme entgegen, den ihm die Nachwelt eines Tages vielleicht zuge-

stände.“ Der Herzog von Orleans aber, den die Excesse der Revolution mit Recht empört hatten und der auf etwas andere Ansichten gekommen war, ging nur schüchtern auf die Anträge seiner Anhänger ein. Da er die Ereignisse richtig würdigte und seine Verhältnisse zu mehreren Höfen benutzte, so erkannte er, daß es unklug und gefährlich sein dürfte, die Krone Frankreichs aus dem Blute Ludwigs XVI. aufzuheben. Er konnte sie nur wünschen, wenn sie rein von allen Flecken war und ehe sie auf sein Haupt übergehen sollte, mußte sie auf dem Haupte eines emporgekommenen Soldaten, so wie auf dem der beiden Brüder des Märtyrers des Königthums geruht haben. Die Zögerung und die Bedenklichkeiten Ludwig Philipps reizten einige seiner Anhänger, die auf den Gedanken kamen, einen Prinzen aus dem Hause Braunschweig zu wählen, um die Einheit der Gewalt in seine Hand zu legen; denn man hatte sich bereits daran gewöhnt, in dem Directorium eine Uebergangsregierung zu sehen, die weder republikanisch noch monarchisch wäre und der man eine bestimmtere Form, einen umfassenderen Wirkungskreis, eine größere Festigkeit geben mußte. Unter solchen Umständen hatten die fünf Könige in rother Toga genug zu thun, den Haß der Parteien im Zaume zu halten; die Uneinigkeit hatte sich unter ihnen selbst eingenistet; Barthelemi stimmte mit den Gleichstern und Carnot hätte vielleicht gern, ob er gleich die Bourbonen nicht leiden konnte, die Begründung einer constitutionellen Monarchie unter Ludwig XVIII. oder dem Herzoge von Orleans begünstiget. Auf der andern Seite versuchten die Demokraten die Constitution von

1793 wieder einzuführen. Drei Deputirte, die aus dem gesetzgebenden Körper ausgeschlossen waren, wiegelten zwölfhundert Arbeiter auf und begaben sich mit ihnen in das Lager von Grenoble, wo sie eine Unterstützung zu finden glaubten; sie wurden aber festgenommen und zumeist deportirt oder erschossen. Fünf Monate später enthüllte eine Botschaft des Directoriums der gesetzgebenden Versammlung eine royalistische Verschwörung; fünf Angeklagte, die im Stadthause von einem Kriegsgerichte gerichtet worden waren, wurden zum Tode verurtheilt und ihre Strafe in Einsperrung umgewandelt. Die Verschwörung hatte indeß Theilnehmer selbst in den beiden Räthen. Das erschrockene Directorium rief eilig eine Colonne der Armee von der Sambre und Maas nach Paris; der General Bichergu zögerte das Signal zum Aufstande zu geben, aber Barras und seine Collegen faßten, von Merlin gewarnt, einen kräftigen Entschluß. In der Nacht vom 17. zum 18. Fructidor drang Augereau mit 12,000 M. und 40 Geschützen in Paris ein, umzingelte die beiden Versammlungen, welche den gesetzgebenden Körper bildeten und ließ dreizehn Mitglieder derselben in den Temple bringen, worauf der Rest der Räthe im Odeon und der medizinischen Schule zusammenberufen wurde. Die Pariser, welche früh um 4 Uhr durch die Lärmkanone geweckt wurden, erfuhren durch zahlreiche Anschläge die Ursache dieses Staatsstreichs und das Directorium erlangte ohne Mühe alle Maßregeln, die es von den Räthen verlangte. Die unmittelbaren Folgen des 18. Fructidor V. (4. Septbr. 1797) waren, daß fünfundstebenzig Personen zur Deportation ver-

urtheilt — Carnot darunter — die Wahlen von achtundvierzig Departements für ungesetzlich erklärt, die aus demselben hervorgegangenen Deputirten ausgeschlossen, die widerspenstigen Priester und die Emigrirten von neuem vertrieben, die verdächtigen Edelleute zur Stellung von Geißeln genöthiget, die ältern Bourbons und die Familie Orleans verbannt wurden und das Directorium das Recht erhielt, alle Städte in Belagerungszustand zu erklären und Militaircommissionen einzusetzen — also die vollkommene Niederlage der Royalisten.

Nach diesem Staatsstreich, welcher die Regierung von einer Gefahr befreite, um sie in eine andere zu stürzen, indem sie ihr die Militairdictatur bereitete, versuchte das Directorium, das besorgter als je war, seine Schwäche unter einem Systeme von Gewaltthätigkeit zu verbergen. Sein Zorn erstreckte sich besonders auf die Bourbons, deren Verbannung decretirt wurde. Die unglückliche Herzogin von Orleans, welche so viele Gründe der Nachsicht der Directoren empfahlen, wurde in einem Gesundheitshause verhaftet und in dem Gefängnisse La Force eingesperrt. Am 26. Septbr. 1797 schlug sie mit einem Jahrgehälte von 100,000 Francs, der von ihren confiscirten Gütern genommen werden sollte, den Weg nach Spanien ein.

Der Herzog von Orleans befand sich damals auf der Rückreise nach Philadelphia und erhielt von Zeit zu Zeit Nachrichten aus Frankreich nebst Anträgen zu einer Krone, ohne daß er sich in irgend einer Weise aussprach. Er erfuhr jetzt gleichzeitig die Deportation seiner Mutter und welche Hoffnungen seine Anhänger auf den beklagenswerthen Weg setzten, den das

Directorium eingeschlagen hatte. Diese Umstände bestimmten ihn nach Spanien abzureisen; die Liebe zu seiner Mutter war ein zu genügender Vorwand seine wirklichen Pläne zu verdecken. Aber der Krieg zwischen der Halbinsel und England verhinderte jeden Verkehr. Am mindesten gefährlich würde es für den Prinzen gewesen sein, sich nach Louisiana zu begeben, was damals Spanien gehörte, von da nach Havana zu reisen und sich dann auf einem der Kriegsschiffe einzuschiffen, welche diese Colonie nach Europa sandte. Mit der Zustimmung des spanischen Gesandten in Philadelphia reiste er mit seinem Bruder am 10. Decbr. 1797, also in der rauhesten Jahreszeit, ab. Da das Reiten sie zu sehr ermüdete, so kauften sie einen Wagen, um ihre Pferde an denselben zu spannen und so reiseten sie bequemer. In Carlisle ging eines der Pferde durch und warf den Herzog von Orleans um. Noch betäubt von seinem Falle ließ er sich ohne Verzug in Gegenwart mehrerer Einwohner zur Aber, die seine Geschicklichkeit bewunderten, ihn für einen Arzt hielten und ihn durch das Versprechen reicher Kundschaft zurückzuhalten suchten. Nach zehn Tagen erreichten die Prinzen Pittsburg. Der Mononghala war zugefroren, aber der Alleghany noch frei. Sie kauften ein Boot, nahmen drei Personen an und begaben sich am 3. Jan. 1798 auf den Ohio. Zwei Tage später wurde die Fahrt durch Steigerung der Kälte wieder unterbrochen, die so stark war, daß die Milch und der Nesselwein in der fortwährend geheizten Kajüte gefroren war. Selbst die Schiffer, Eingeborene, konnten dieser eisigen Temperatur nicht widerstehen und zwei von ihnen mußten die Stuber

den jungen Prinzen übergeben. Von dem Falle des Ohio an bis zum Fort Mansac unterhalb dem Einflusse des Cumberland waren die Ufer der Flüsse von unermesslichen Wäldern begrenzt und die Gefahren und Hindernisse mehrten sich fortwährend. Da es an einem erfahrenen Schiffer fehlte, so lenkten die Prinzen trotz der Kälte Tag und Nacht das Fahrzeug selbst, welches ohne ihre große Vorsicht hundertmal von dem Eise zertrümmert worden sein würde. Im Fort Mansac versorgten sie sich mit Lebensmitteln, Wildpret aus der Umgegend und nahmen unterwegs einen geschickten Steuermann an, dessen Hülfe ihnen unentbehrlich war, wenn sie sich auf den Mississippiwagen wollten. Sie fuhren also zu Ende des Januar von dem Hafen Jefferson ab und machten erst eine halbe Tagereise von Neu-Madrid, dem ersten spanischen Posten, halt. Die entsetzliche reißende Schnelligkeit des Flusses und die Menge entwurzelter Bäume, die er mit sich führte, nöthigten sie, nur bei Tage zu fahren. Sie legten dreihundert Stunden zurück, ohne mehr als drei Wohnungen zu treffen. Unterhalb des Postens Baton-Rouge, noch unter Natchez hörte die Fahrt auf gefährlich zu sein und die Ufer waren bis fast nach Neu-Orleans mit Pflanzungen bedeckt. Die drei Brüder kamen am 17. Februar da an. Der Gouverneur, Don Goyoso, behandelte sie mit großer Zuverlässigkeit und wollte sie bis zum Abgange einer spanischen Corvette zurückhalten, die von Havanna zurückkommen und dahin zurückkehren sollte; aber nach fünfwöchentlichem vergeblichem Harren bestiegen sie ein amerikanisches Schiff. Im mexikanischen Meerbusen begegnete man einer englischen Fregatte,

welche die dreifarbige Fahne aufgezogen hatte. Nach einigem Kugelwechsel wurde das amerikanische Schiff genommen. Der Herzog von Orleans und seine Brüder, welche über die Folgen dieses Abenteuers sehr besorgt waren, überlegten in ihrer Kajüte, wozu sie sich entschließen sollten, als man ihnen vom Verdecke in englischer Sprache zurief: „Folgen Sie uns!“ Da die Prinzen erkannten, daß sie nicht in französische Hände fielen, beruhigten sie sich wieder. „Gott weiß aber, wohin man uns bringen wird“, sagte der Herzog von Montpensier; „vielleicht müssen wir eine Reise um die Welt mitmachen.“ Der Herzog von Orleans trat unterdeß zu dem englischen Lieutenant und sagte zu ihm: „Melten Sie gefälligst Ihrem Capitain, daß ich der Herzog von Orleans bin und meine beiden Brüder, den Herzog von Montpensier und den Grafen von Beaujolais bei mir habe und daß wir nach Havanna reisen wollten.“ Der Capitain Cochrane ließ den erlauchten Verbannten sofort anzeigen, daß sie auf seinem Schiffe willkommen sein würden. Das Tau, mittelst welchem man auf das Schiff stieg, wurde von der Fregatte aus dem Herzoge von Orleans ungeschickt zugeworfen, der in's Meer fiel und an das Schiff schwimmen mußte. „Sie waren auf dem Wege nach Havanna“, sagte der Capitain wohlwollend zu den Prinzen, „ich werde Sie dahin bringen ohne selbst an's Land zu gehen; diese kleine Gefälligkeit bin ich Ihnen für die Störung wohl schuldig, welche ich verursacht habe.“ Die Prinzen, welche am 31. März an dem Orte ihrer Bestimmung ankamen, versuchten vergeblich von da nach Europa zu kommen und mußten, durch so viele Hinder-

nisse entmuthiget, sich in ihr Schicksal ergeben. Sie gingen mit dem Gedanken um, in Havanna sich niederzulassen, wo sie bei der guten Aufnahme von Seiten der Einwohner und der spanischen Behörden ihre Leiden und Strapazen vielleicht vergessen konnten. Vergnügungen und Festlichkeiten aller Art verscheuchten eine Zeitlang ihre trüben Gedanken und die Fürstin von Santa = Clara ließ sie, wie man sagt, zum Handkusse, eine Gunst, für welche die Prinzen aber wegen einer gewissen Hautkrankheit der Dame gar nicht sehr dankbar waren.

Der Hof von Madrid hegte indeß nicht die freundlichsten Absichten gegen die Prinzen des Hauses Orleans. Er war dem ältern Zweige der Bourbons ganz ergeben, sehr besorgt wegen des Unabhängigkeits- und Freiheitsgeistes in Havanna und fürchtete namentlich in dieser Colonie den Einfluß eines französischen Prinzen, der, obwohl noch so jung, seinen Namen bereits in Kämpfen für die Sache der Freiheit berühmt gemacht hatte. Daher schrieben sich denn die Hemmnisse, welche die Vereinigung der Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen verhinderten und die tausend Verationen, mit denen man die Letztern belästigte. Wie weit trieb man die Furcht! Wenn man der Erzählung eines Regierungscommissars in Havanna Glauben schenken darf, hatte ein Flibustiercapitain, ein gewisser Duran, den Auftrag, den Herzog von Orleans zu ermorden. Die Geschichte bewahrt solche Attentate nur, um diejenigen, welche sie anstiften, der Verachtung und die, welche sich zu Werkzeugen hergaben, dem Unwillen Preis zu geben, denn das Blut des Opfers fällt allemal auf den Mörder zurück. Die Prinzen, sagten wir,

hatten sich vorgenommen, in Savanna zu bleiben, als folgender von Aranjuez erlassene Befehl diesem Plane entgegentrat.

„Excellenz“, schrieb der Minister Urquijo an den Generalcapitain der Insel Cuba, „der Graf von Froberg, der Bevollmächtigte der Herzoge von Orleans, welche sich jetzt auf der Insel befinden, hat für dieselben um eine Unterstützung und um die Erlaubniß nachgesucht, in den Staaten des Königs in Amerika reisen zu dürfen, Se. Maj. konnte aber in Rücksicht auf den Zustand der Finanzen die erstere Bitte nicht genehmigen und muß auch die zweite wegen wichtiger Gründe abschlagen; Se. Maj. hat mich beauftragt, Ew. Excellenz anzuzeigen, er wünsche nicht, daß die genannten Herren in Savanna blieben, noch in irgend einem andern Theile der spanischen Besitzungen der neuen Welt, außer etwa in Louisiana. Ich zeige dies Ew. Excellenz an, damit Sie den Willen des Königs kennen und ihn erfüllen. (21. Mai 1799)“

Dieses Verhalten des Königs Karls IV. gegen Urenkel des Regenten und des Grafen von Toulouse war eine lächerliche Brutalität; aber politische Rivalitäten kennen einmal keine Schonung, so will es die Stabilität der Throne, als ob die Throne feststehen könnten, wenn die Könige die Forderungen und Bedürfnisse ihrer Zeit verkennen und keine größern Feinde haben als sich selbst. Wie dem auch sein mag, der Herzog und seine Brüder wollten nicht, daß man ohne alle Umstände über ihre Person verfüge, warfen zum erstenmale ihre Augen auf England und hofften dort endlich ein Asyl zu finden. Ein spanischer Parlementair brachte sie auf die englischen Bahama-

Inseln, dann nach Halifax, dem Hauptort von Neu = Schottland, wo der Herzog von Kent, ein Sohn Georgs III. und Vater der Königin Victoria I. sie mit aller Auszeichnung aufnahm. Aber er wagte es doch nicht, sie zu ermächtigen, nach England zu gehen, ehe er den König und die Minister davon benachrichtiget. Die drei Verbannten beschränkten sich also auf die Bitte der Erlaubniß der Durchreise, um sich aus einem Hafen Großbritanniens nach Hamburg zu begeben und von da ihre Mutter zu besuchen. Gleichzeitig meldeten sie, daß sie völlig zurückgezogen leben wollten. Pitt fragte den Grafen von Artois wegen ihres Gesuchs um Rath, den derselbe aber ablehnte. Die königliche Familie war in der That wegen der plötzlichen Ankunft des Herzogs von Orleans in Europa zur Zeit, als man den Sturz des Directoriums erwartete, nicht ohne Besorgniß. Man kannte seine Verbindung mit dem Abbé Sieyès, unter dessen Einflusse so große Veränderungen in Frankreich erfolgten und dieses Zusammentreffen rief allerlei Vermuthungen hervor. Die englischen Zeitungen sprachen mehrmals darüber und die französischen gingen sogar so weit, daß sie Dumouriez als Haupt eines Complottes zu Gunsten seines ehemaligen Adjutanten bezeichneten. Die Anklage lautete ganz bestimmt und der alte General wies sie in einem Schreiben zurück, das er im October 1799 an den Spectateur du Nord richtete. Dieses merkwürdige Rechtfertigungsschreiben lautet:

„Sie bezeichnen mich als Haupt einer Faction Orleans und verbinden mich in dieser Faction mit einer durch ihre Feder berühmten Dame, die zu ihrem Unglücke gegen den jungen

Prinzen geschrieben hat, der durch die gegen mich gerichtete Anklage compromittirt wird. Ich kenne diese Dame sehr wenig und habe sie nur 1793 in Tournay gesehen, als sie die junge Prinzessin begleitete, welche ich damals vor der Verbannung und der Wuth der Robespierre und Marat rettete. Seitdem habe ich die Dame nicht wieder gesehen. Genau bekannt war ich allerdings mit dem jungen Prinzen und bei mir hat er seine Antwort auf das indiscrete Schreiben verfaßt, das sie gegen ihn veröffentlichte. Diese beiden Schriften wurden in Hamburg gedruckt und sind Ihnen bekannt. Sie können hiernach leicht abnehmen, daß zwischen uns keine Verbindung, noch weniger die zu einer Faction nöthige Einigkeit bestehen kann.

„Die drei jungen Prinzen des unglücklichen Zweiges, welchen die Böswilligen für immer von dem erhabenen Stamme trennen wollen, der so lange unser Vaterland ehrte, brauche ich nicht zu vertheidigen. Nur einige Worte über den jungen Herzog von Orleans will ich sagen. Er beweinte mit mir den Tod Ludwigs XVI. und wenn er sich mit mir verband, ihn zu rächen, so hat er auch mit mir Frankreich verlassen. Seitdem ist er fortwährend auf der Reise begriffen gewesen in der Schweiz, in Dänemark, in Norwegen, in Lappland, in Schweden, in Amerika, in Havanna, wo er sich vor einem Jahre mit seinen Brüdern vereinigte. Wann, durch wen, mit wem hätte er, entfernt, unstät und arm, mit den Böswilligen zu Paris sich in Verbindung setzen, intriguiren und conspiriren können, die vielleicht seinen Namen mißbrauchen und die er nicht kennt? In der Stadt, welche Sie bewohnen, können Sie bestimmte

Erfundigungen über sein Benehmen und seinen Charakter einzuziehen; Sie sind von Leuten umgeben, die ihn genau kennen. Ueberall, wo er gewesen ist, hat er immer nur Fleiß, Beständigkeit und Tugenden gezeigt.

„Wenn ich Haupt einer usurpatorischen Faction wäre, so würde ich die Böswilligen geschont haben, die ich in allen meinen Schriften mit Schmähungen überhäufte; ich würde mir die Möglichkeit einer Vereinigung und Ausöhnung bewahrt haben, um nach Frankreich zurückkehren und mich meinen Mitschuldigen anschließen zu können; ich würde mich nicht immer als Royalist und als Anhänger der natürlichen Thronfolgeordnung gezeigt haben. Alle meine Schriften drücken mein Glaubensbekenntniß aus. Ja, Herr, ich bin Royalist, ich erkenne Ludwig XVIII. als meinen rechtmäßigen Souverain an; meine ganze Hoffnung auf die Regeneration Frankreichs ruht in seinen Tugenden, seiner Erfahrung, seiner Aufklärung, seiner Milde und in der Rückkehr der Nation zur Wahrheit, zur Vernunft, zur Liebe zur Ordnung, zu ihren Gesetzen und ihren Königen.

„Das sind meine Gesinnungen, in denen ich leben und sterben will.

„Ich habe die Ehre zu sein &c.

„Dumouriez.“

Man sieht aus diesem Briefe, wie sehr die Ansichten des Generals Dumouriez in London sich geändert hatten, angenommen, wie man behauptet hat, er sei niemals für die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans thätig gewesen. Damals

freilich war es sehr nutzlos an einen solchen Plan zu denken, denn der 18. Fructidor, der den Haß gegen alle Kronen und namentlich gegen den Namen Bourbon neu geweckt, hatte die Hoffnung der orleanistischen Partei hinausgeschoben. Ludwig Philipp, der den Abfall der Cinen und die Niederlage der Andern gesehen hatte, sah auch recht wohl ein, daß es in seinem Interesse liege, von nun an sich dem ältern Zweige wieder zu nähern und mit diesem Gedanken im Herzen suchte er eine Zuflucht in England, wo der Graf von Artois lebte. Die Herzöge von Orleans begaben sich, sobald sie die Erlaubniß des Cabinets von St. James erhalten hatten, nach New-York, wo sie sich auf dem „Grantham“ einschifften, mit welchem sie im Januar 1800 in Falmouth ankamen. Während sie da ihre Quarantaine hielten, schrieb Ludwig Philipp an Gouverneur Morris folgende charakteristischen Zeilen:

„Ich erfahre, daß ein Packetboot nach New-York abgehen soll und benutze diese Gelegenheit, um Ihnen unsere glückliche Ankunft nach einer Fahrt von einundzwanzig Tagen zu melden, in welcher Zeit wir wenig schlechtes Wetter hatten und Gott sei Dank mit keinem Kreuzer zusammentrafen. Wir sahen gleichwohl ein Schiff, das kein englisches war. Zum Glück war es so gefällig, sich vor uns zu fürchten. Wir schätzen uns um so glücklicher, da das Meer in diesem Augenblicke mit Kreuzern bedeckt ist und vier Packetboote genommen worden sind. Die Zeitungen erzählen nur von Wegnahme und Stürmen.

„Ich werde Ihnen bald ausführlicher schreiben, in diesem Augenblicke wollte ich Ihnen nur unsere glückliche Rückkehr

melden. Sie sehen, daß ich unter einem guten Sterne geboren bin.

„Bonaparte, erster Consul! .. Der Abbé Siéyès sein College!! — und der Bischof von Autun sein Minister!!! (30. Jan. 1800.)“

Die Verbannten konnten sich endlich unaufgehalten nach London begeben; da aber der Graf von Beaujolais unterwegs erkrankt war, so blieb der Herzog von Montpensier bei ihm in Clifton bei Bristol und der Herzog von Orleans eilte seinen Brüdern in die Hauptstadt Großbritanniens voran, wo er im Anfange des Februar ankam.

Behntes Kapitel.

Die Bourbons suchen den Director Barras zu gewinnen. — Ludwig XVIII. unterzeichnet offene Briefe zu seinem Gunsten. — Bonaparte kommt aus Italien nach dem Vertrage von Campo Formio zurück. — Er wird mit der Expedition gegen Aegypten beauftragt; seine Rückkehr. — Der 18. Brumaire. — Das Consulat. — Die Höllemaschine. — Zusammenkunft des Herzogs von Orleans und des Grafen von Artois in London. — Brief des Herzogs an Ludwig XVIII.; seine Aussöhnung mit der königl. Familie. — Reflectionen darüber. — Brief des Herzogs an Gouverneur Morris. — Der Herzog von Orleans und seine Brüder reisen nach Minorca und von da nach Barcelona. — Man verhindert sie, Spanien zu besuchen. — Ihre Rückkehr nach London. — Die Prinzessin Abelaïde wird zu ihrer Mutter nach Spanien berufen. — Ludwig XVIII. verläßt Mitau. — Bonaparte trägt dem Hause Bourbon an, den Rechten auf den französischen Thron zu entsagen. — Ludwig XVIII. weigert sich; Protestation der Prinzen des ältern Zweiges und der Herzöge von Orleans. — Verschwörung Pichegrus. — Hinrichtung des Herzogs von Enghien. — Das Kaiserthum. — Kräftige Verwaltung Napoleons; Siege. — Er läßt sich von Josephine scheiden und vermählt sich mit Marie Louise. — Geburt des Königs von Rom. — Ludwig XVIII. und der Graf von Artois in Calmar. — Fauche-Borrel und der Herzog von Orleans. — Die Herzöge von Orleans in Twickenham. — Tod des Herzogs von Montpensier. — Der Graf von Beaujolais erkrankt. — Er reiset mit seinem Bruder nach Malta und stirbt.

Der 18. Fructidor war das Werk von Barras, der nach diesem Staatsstreiche Frankreich regierte. Die Royalisten, welche die Unmöglichkeit einer Restauration durch Complotte einsahen, wendeten ihre Blicke auf den einflussreichsten der Directoren. Barras wies auch ihre Eröffnungen nicht zurück und

der Herr von La Maisonfort theilte den Zweck und die Wichtigkeit dieser Unterhandlung dem Grafen von Provence mit, welcher seit dem Tode Ludwigs XVI. den Namen Ludwig XVIII. sowie den Titel eines Königs von Frankreich und Navarra angenommen und seine Thronbesteigung allen Mächten angezeigt hatte. Ludwig XVIII. billigte die bei Barras gethanen Schritte und zögerte nicht, offene Briefe zu seinen Gunsten zu unterzeichnen. Um den Erfolg dieser Intrigue zu sichern, benutzten die Bourbons die Vermittelung Rußlands und Paul I., der damals günstig für die Ausgewanderten und die Restauration der Bourbons gefinnt war, hatte auch seine Unterstützung zugesagt, als der Sieg von Zürich alle diese Versuche scheitern ließ. Der Kriegsrühm Frankreichs vergrößerte sich von Tage zu Tage; die wunderbaren Waffenthaten Bonapartes in Italien erregten die Aufmerksamkeit von ganz Europa und seine Rückkehr nach Paris nach dem Abschlusse des Vertrags von Campo Formio erweckte die lebendigste Begeisterung. Das Directorium aber, das auf die Triumphe des jungen Feldherrn eifersüchtig war, befreite sich bald von ihm, indem es ihn mit der Leitung der ägyptischen Expedition beauftragte; das hieß, ihn zu neuen Eroberungen ausjenden. Mit einemmale aber übertrug der Sieger von Jassa, der sein ruhmreiches Geschick ahnete, den Oberbefehl über die Armee dem General Kleber, reißete heimlich aus Aegypten ab, landete am 17. Vendemiaire des Jahres VIII. (9. Octbr. 1799) in Frejus und eilte unter allgemeinem Staunen in die Hauptstadt. Die Parteien waren ermüdet, unzufrieden, besorgt und fingen an ihre Hoffnungen auf seinen Ruhm zu

setzen. Die Royalisten bemüheten sich um ihn, um ihn für das Interesse Ludwigs XVIII. zu gewinnen; die Republikaner fürchteten einen Militairdictator in ihm, aber die Gemäßigten wünschten ihn herbei und das Volk jubelte der kühnen Revolution vom 18. Brumaire zu. Der Held von Nivoli ergriff mit fester Hand die Zügel der Regierung, die der Hand Barras' entfallen waren und die Constitution vom 22. Frimaire VIII. drängte die Republik auf neue Bahnen. Sie ersetzte die beiden Ráthe durch den Senat und den gesetzgebenden Körper und das Directorium durch ein Consulat, das aus Bonaparte, Cambacerès und Lebrun bestand. Als der erste Consul einmal unbeschränkter Herr der Gewalt war, wurde er nothwendig der Zielpunkt der royalistischen Intriguen. Selbst Ludwig XVIII., der sich über seine Absichten täuschte, richtete einen Brief an ihn, in welchem er in den edelsten Ausdrücken ihn zu überreden suchte, wie sehr er, Bonaparte, sich ehren würde, wenn er den rechtmäßigen Souverain wieder auf den Thron seiner Ahnen setze. „Ohne Sie vermag ich nichts über Frankreich“, schrieb er, „und Sie können ohne mich Frankreich nicht glücklich machen; eilen Sie also.“ Der erste Consul schnitt alle diese Unterhandlungen durch die Erklärung ab, daß, so lange er regiere, die Bourbons nicht nach Frankreich zurückkehren würden. Da verwandelten sich die Hoffnungen der Royalisten in Haß und man suchte sich durch Mord des Helden zu entledigen, welcher dem Angriffe des vereinten England und Oesterreich durch den unsterblichen Sieg von Marengo beantwortet hatte; aber Bonaparte erschien, nachdem er wie durch ein Wunder

der Höllemaschine entgangen war, unter dem begeisterten Jubel in der Oper (3. Nivose VIII., 24. Decbr. 1800).

Während diese Complotte in Frankreich zur Restauration des ältern Zweiges der Bourbonnens angezettelt wurden, hatte sich Ludwig XVIII., der seinen wenig zahlreichen umherirrenden Hof von Residenz zu Residenz verlegen mußte, nach Mitau in Kurland unter den kurzdauernden Schutz Pauls I. geflüchtet. Der Prinz von Condé betrieb das Kriegswesen und der Graf von Artois lebte in London in Zerstreungen und Intriguen. Sobald er die Ankunft des Herzogs von Orleans erfuhr, nahm er sich vor ihn zu gewinnen. Es war dieß eine Eroberung, die er sich zum Verdienste anrechnen wollte, eine ebenso werthvolle als schwierige Eroberung, denn Ludwig Philipp hatte sich immer hartnäckig geweigert, unter die Fahne der Auswanderung zu treten. Wenn auch der Prinz wegen Gleichheit der Interessen geneigt war, der Sache des ältern Prinzen sich wieder anzuschließen, so wollte er doch seinem Schwure, nie gegen sein Vaterland zu kämpfen, treu bleiben. Die Contrerevolution schien eine besiegte Partei zu sein und Frankreich hatte einen so furchtbaren Gebieter, daß die Royalisten und Orleanisten ihre Nebenbuhlerschaft vergessen und wohl daran denken konnten, ihre Bemühungen zu einem gemeinsamen Zwecke zu vereinigen: dem Triumphe der legitimen Monarchie. Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans sahen einander zuerst in den Salons und bald hatten sie bei dem ersten Zusammenkunft, bei welcher die Regeln der Etikette gewissenhaft beobachtet wurden. Menschliche Kleinigkeiten, kindliche Titel=

keiten bei so großem Unglücke! „Der König“, sagte der Graf von Artois, „wird Sie, Cousin, mit Vergnügen empfangen, aber ich halte es für ebenso schicklich als nothwendig, daß Sie ihm schreiben.“ Der Herzog von Orleans willigte in diesen Schritt und schrieb einen Brief, dessen Ausdrücke den Grafen von Artois nicht befriedigten, der albernere Weise sagte: „Sie hätten gegen den König von Ihren Verirrungen sprechen sollen.“ — „Verirrungen?“ antwortete der Herzog; „deren habe ich mich wohl schuldig machen können, haben Sie sich aber nicht auch dergleichen vorzuwerfen? Ich hätte also sagen sollen unsere Verirrungen und das würde gegen andere nicht höflich und gegen mich selbst nicht ebel gewesen sein.“ Der Brief wurde nicht geändert.

Ludwig XVIII. hütete sich wohl, ebenso empfindlich sich zu zeigen wie sein Bruder, im Gegentheil, er bemühte sich in seiner Antwort die Gefinnungen des Herzogs von Orleans nicht zu verletzen. Diese Wiederannäherung wurde bald bekannt, die Erzählung des Vorganges aber, wie gewöhnlich, nicht treu gegeben. „Die Zusammenkunft“, sagte eine englische Zeitung, „sah am 13. Febr. Nachmittags 4 Uhr statt; der Herzog von Orleans war zu Monsieur durch den Grafen von Montjoie geführt worden, welcher die drei Prinzen in der Zeit ihrer Answanderung nicht verlassen hat. Vor Monsieur sagte der Herzog von Orleans, er habe, als er sich nach England begeben, keine andere Absicht gehabt, als in der sichersten Weise Se. Maj. Ludwig XVIII. und Monsieur seine Ehrfurcht, seine Treue und Ergebenheit zu bezeigen, sein Unrecht, daß er sich im

Anfange der Revolution habe zu Schulden kommen lassen, mit der Bitte, ihm dasselbe zu verzeihen, zu ihren Füßen niederzulegen, sie zu bitten, daß sie in ihrer Güte jene Fehlstritte weniger für Aeußerungen seines persönlichen Willens, als für die Wirkung seiner Unerfahrenheit und des Einflusses ansähen, welches das schlechte Beispiel und die schlechten Grundsätze von Personen auf ihn gehabt, mit denen er in seiner Kindheit und Jugend gelebt; endlich ihnen die Versicherung zu geben, daß er bereit sei sein Blut zu vergießen, um sein Unrecht wieder gut zu machen und dem Könige zu dienen, zu dessen treuesten Unterthanen er sich zähle." Ludwig XVIII., der sich so flug gegen seinen Vetter benommen hatte, machte sich kein Gewissen daraus, in seinen vertraulichen Briefen den Sinn dieser Ausöhnung falsch darzustellen. So schrieb er bei den ersten Schritten, welche die verwittwete Herzogin bei ihm that, an den Herzog von Harcourt unter dem 27. Juni 1799: „Ich beeile mich Ihnen, Herr Herzog, meine Freude darüber mitzutheilen, daß ich meine Gnade und Huld für den Herzog von Orleans, meinen Vetter, äußern konnte. Seine achtbare Mutter, jene tugendhafte Prinzessin, ist in ihrem Unglücke zu groß gewesen, als daß sie von meiner Seite hätte eine neue Betrübniß erfahren dürfen, welche Verzweiflung und Tod in ihr Herz getragen haben würde. Sie war die Vermittlerin zwischen ihrem Könige und ihrem Sohne. Ich nahm mit tiefer Empfindung die Thränen der Mutter wie die Geständnisse und die Unterwerfung des jungen Prinzen auf, den sein Mangel an Erfahrung den verbrecherischen Einflüsterungen eines übermäßig verbrecheri-

schen Prinzen zugänglich gemacht hatte. — Diese Entschliebung ist mit Zustimmung meines geheimen Rathes erfolgt und ich habe die Genugthuung Ihnen anzuzeigen, daß die Mitglieder desselben einmüthige Worte der Milde und der Verzeihung sprachen.

„Ludwig.“

Die Milde Ludwig XVIII. war anticipirt, denn die Prinzen von Orleans hatten noch durch keinen Schritt die Bitten einer Mutter bestätigt, welche bekanntlich in ihren Ansichten wesentlich von denselben abwich. Was die Herzogin Fehlritte nannte, war die nothwendige Folge einer nach den Ideen des Fortschrittes hin geleiteten Erziehung. Politische Täuschungen waren keine Fehler und es konnte da keine Reue stattfinden, wo nicht einmal ein Bedauern sich eingefunden hatte. Der Herzog von Orleans erklärte allerdings, „daß er sich von nun an nicht mehr von dem ältern Zweige der Familie, weder im Glücke noch im Unglücke, trennen würde und daß er die Ordnung und den Gehorsam für die heiligsten Pflichten ansähe“, aber darin lag weder Nachsicht und Milde eines Königs ohne Thron, der so oft zuerst eine seinen Plänen nothwendige Versöhnung herbeizuführen versucht hatte, noch kriechende Unterwerfung von Seiten eines Prinzen, der in seiner Vergangenheit sich nichts vorzuwerfen hatte. Der folgende Brief, welcher am 5. März 1800 an Gouverneur Morris geschrieben wurde, läßt über die Wahrheit in diesem Punkte keinen Zweifel übrig:

„Ich bin beinahe drei Wochen hier und bedauere, daß ich nicht früher schreiben konnte. Ich benutze jetzt die erste Gelegenheit, welche sich darbietet. Schon einmal habe ich Ihnen von

Falmouth aus geschrieben und ich hoffe, daß Sie meinen Brief erhielten.

„Alles ist ganz gut gegangen und wir haben bei dem Publicum eine freundlichere Aufnahme gefunden, als wir hoffen konnten. Wir erhielten eine Privataudienz bei dem Könige und der Königin. Sie wahrte sehr lange und Ihre Majestäten überhäuften uns mit Wohlwollen.

„Sehr oft sehen wir Monsieur, den Grafen von Artois, der außerordentlich gütig gegen uns war. Er übernahm es, an den König (Ludwig XVIII.) einen Brief zu befördern, in welchem wir ihn ersuchen, die Huldigung unserer Treue anzunehmen. Ich wiederhole, daß Alles nach unsern Wünschen gegangen ist. In den Zeitungen lasen wir viele Märchen über diesen Gegenstand; ich hege aber das Vertrauen, daß Sie ihnen keinen Glauben schenken und daß Sie mich hinreichend kennen, um überzeugt zu sein, ohne daß ich es zu versichern brauche, daß ich in meinem Verhalten von der mir ziemenden Offenheit und Würde nicht abgewichen bin. Ich brauche mich also bei der Sache nicht länger aufzuhalten.“

Wenn der Herzog bei den neuen Wegen, auf welchen ein glücklicher Soldat Frankreich hindrängte, es für nöthig gehalten hatte, mit den ältern Linien gegen das Umsichgreifen einer furchtbaren Macht sich zu verbinden, so beschränkte er sich doch auf diese Aeußerung von Grundsätzen und weigerte sich stets, trotz den wiederholten Anforderungen des Grafen von Artois, in den Reihen der Ausgewanderten zu kämpfen, — eine Verweigerung, deren Motiv den Sieger von Jemmapes

ehrte, aber von eben solcher großen Unterwerfung unter die Wünsche des Souverains zeugte.

Dieses würdevolle Benehmen stößte England hohe Achtung ein, wo die Whigs noch immer mit Anhänglichkeit an den Vater Ludwig Philipps dachten. Das regelmäßige Leben des Prinzen stach so sehr von dem ausschweifenden Wandel des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry ab; es lag in seinem durch das Unglück und die Erfahrung gebildeten Charakter ein so feierlicher und dabei zugleich so milder Ernst, daß man sich gerührt und von Achtung ergriffen fühlte vor so jugendlichem und ebem Unglücke. Um den Verfolgungen des Grafen von Artois zu entgehen und um einen seiner liebsten Wünsche zu befriedigen, erbat sich der Herzog von Orleans von dem Cabinet von St. James die Mittel, sich mit seinen Brüdern zu der Herzogin von Orleans zu begeben, die er in Barcelona vermuthete, die aber in Saragossa, in der Nähe jener Stadt, sich aufhielt.

Der Krieg zwischen Spanien und England war ein Hinderniß für diesen Plan; gleichwohl erlangten sie es, nach der Insel Minorca gebracht zu werden, wo sie erfuhren, daß die Armee des Prinzen Condé sich mit der englischen vereinigen sollte. Man benutzte diesen Umstand, um sie zu vermögen, den Ausgewanderten sich anzuschließen, aber sie blieben unerschütterlich. Unterdeß legte eine neapolitanische Corvette in Mahon an und die Prinzen ließen sich auf die Rhede von Barcelona bringen; da aber der Befehl von Aranjuez noch Gültigkeit hatte, so widersetzte sich der Generalcaptain von Catalonien ihrer Landung und sie sahen sich genöthigt nach England zurückzukehren.

Ganz ohne Resultat war indeß ihre Reise nicht, denn sie konnten, ehe sie Barcelona verließen, mit ihrer Mutter Briefe wechseln und sie auffordern, die Prinzessin Abelaïde zu sich zu berufen, welche diesen Wunsch längst schon gegen ihre Brüder geäußert hatte.

Bei all dem Ruhmesglanze von Marengo sah Bonaparte seine Macht jeden Tag sich befestigen und da er keine Grenzen in seinem Ehrgeize mehr kannte, so dachte er damals schon an den Kaiserpurpur. Die Consulwürde auf Lebenszeit bahnte ihm den Weg zum Throne. Rußland, welches sich gegen die Republik erklärt hatte, verließ plötzlich die Sache der Bourbons. Ludwig XVIII. mußte sich auf einen Befehl des Kaisers Paul vom 21. Jan. 1801 mit seinem kleinen Hofe von Mitau entfernen. In Memel entließ er seine Leibwache und um auf dem preussischen Gebiete geduldet zu werden, mußte er seinen Königstitel mit dem Namen eines Grafen von Lille vertauschen.

Der Abschluß des Friedens von Amiens schob die Hoffnungen der Royalisten in die weite Ferne hinaus. Die Armee Condés wurde aufgelöst. Eine große Anzahl Emigrirter benutzten die Amnestie, um nach Frankreich zurückzukehren und andere zerstreuten sich in Deutschland. Einige Schriftsteller haben behauptet, Bonaparte hätte 1803 die Bourbons aufgefordert, ihrer Rechte auf die Krone Frankreichs zu entsagen, der Gefangene von St. Helena widersprach dieser Angabe und erklärte die Gründe, welche ihn bestimmen mußten, in folgender Art: „zur Zeit unseres guten Einverständnisses mit Preußen und als es sich bemühet uns angenehm zu sein, ließ es an=

fragen, ob es uns auch angenehm sein würde, wenn es die französischen Prinzen auf seinem Gebiete dulde und man verneinte es. Dann fragte es weiter, ob es uns sehr zuwider sein würde, ihm die Mittel zu bieten, den Prinzen jährlich eine Unterstützung zu gewähren; auch dies verneinte man, vorausgesetzt, es verbürge sich, daß sie ruhig blieben und sich aller Intriguen enthielten. Da diese Sache unter ihnen verhandelt wurde, so weiß Gott, was der Eifer irgend eines Agenten oder selbst die Ansichten des Berliner Cabinets, welche nicht die unsrigen waren, vorgeschlagen haben mögen!“ Daraus geht hervor, daß Ludwig XVIII. ohne Vorwissen des ersten Consuls angegangen worden ist, dem Throne zu entsagen. Ein aufrichtig von den Bourbonn gethaner Schritt dieser Art versprach allerdings glückliche Folgen, weil er die Republik von den Verschwörungen der königlichen Familie befreit und jedenfalls den politischen Ereignissen einen andern Gang gegeben haben würde. Zuerst würde er die feindselige Stimmung der Mächte geändert haben, welche der Rechte Ludwigs XVIII. sich annahmen und der ehrgeizige Bonaparte würde, einmal gekrönt, im Interesse seiner Dynastie ein System des Friedens den fortwährenden unglücklichen Kriegen vorgezogen haben, deren Ausgang ihm früher oder später verderblich werden mußte. Aber Ludwig XVIII. wies jede Zumuthung dieser Art zurück und benachrichtigte seine Familie, welche folgende Protestation unterzeichnete:

„Wir unterzeichnete Prinzen, Brüder, Nefse und Better Se. Maj. Ludwigs XVIII., Königs von Frankreich und Navarra, erklären, durchdrungen von denselben Gesinnungen, welche unser

König und Herr in seiner edeln Antwort auf den Antrag, dem Throne Frankreichs zu entsagen und von allen Prinzen seines Hauses eine Entsagung ihrer unverjährbaren Rechte der Nachfolge zu verlangen, daß unsere Pflicht und unsere Ehre uns nie erlauben können, über unsere Rechte zu verfügen und daß wir uns mit ganzer Seele der Antwort unseres Königs anschließen, daß wir nach seinem erlauchtem Beispiele uns niemals zu dem kleinsten Schritte verstehen werden, welcher das Haus Bourbon herabwürdigen könnte, und daß, wenn der ungerechte Gebrauch einer Uebermacht (was Gott verhüten möge!) einen andern als unsern rechtmäßigen König auf den Thron Frankreichs setzen sollte, wir mit ebenso großem Vertrauen als Treue der Stimme der Ehre folgen werden, welche uns vorschreibt, bis zum letzten Hauche an Gott, die Franzosen und unsern Degen zu appelliren.“

Die Royalisten konnten sich von nun an über die Absichten des ersten Consuls nicht mehr täuschen, welcher sich auch nicht die Mühe gab, das Ziel seines Ehrgeizes zu verbergen. Da verschworen sie sich von neuem und suchten die Unzufriedenheit einiger Chefs der Armee zu ihrem Vortheile zu benutzen. Bonaparte aber, dem von Fouché angezeigt worden war, er möge vor den Agenten Englands und der Vendee auf der Hut sein, ließ 1804 Bichegru, Moreau und Georges Caboudal auf einfachen Verdacht hin verhaften, der sich in Gewißheit verwandelte; ihr Prozeß wurde thätig betrieben, Bichegru wurde im Gefängniß erwürgt gefunden, Moreau ging zwei Jahre in die Verbannung und Georges Caboudal trug seinen Kopf auf das Blutgerüst.

Es waren dies nicht die einzigen Opfer der ungeschickten Versuche des Grafen von Artois. Der Herzog von Enghien, den Fouché als Haupt des Complottes bezeichnete hatte, wurde auf badenschem Gebiete aufgehoben, nach Vincennes gebracht und sofort vor ein Kriegsgericht gestellt. Josephine und Mad. Lätitia verwendeten sich für ihn; Bonaparte widerstand anfangs und als er, von ihren Bitten überwältiget, das Todesurtheil verlangte, war es zu spät; der letzte Sproßling des Condé war in der Nacht im Schloßgraben erschossen worden.

Das Consulat auf Lebenszeit hatte der Republik den Todesstoß gegeben. Bonaparte, welcher eine Volksherrschaft haßte, gründete eine unbeschränkte Monarchie, indem er durch einen Senatsbeschluß vom 28. Floréal des Jahres XII. das Kaiserthum herstellte. Der Papst kam persönlich, um ihn in der Notre-Dame zu salben und ihm die Krone Karls des Großen auf das Haupt zu setzen. Von da an führte der außerordentliche Mann, indem er mit seinem allmächtigen Hauche auch die letzten Spuren der Revolution entfernte, deren Sohn er war, gewaltfamer als je die Gesellschaft auf die Bahn der Ordnung und des Fortschrittes zurück. Er hob den Revolutionskalender auf, errichtete die Altäre wieder, beschäftigte sich mit den Bedürfnissen der Hauptstadt, die ihm ihre schönsten Bauwerke, ihre Hallen, Märkte und allgemein nützlichen Anstalten verdankt, legte die ersten Keime zu einem neuen Adel, indem er den Orden der Ehrenlegion stiftete, ermuthigte die Künste, gab Frankreich in der Zeit zwischen seinen Siegen ein unsterbliches Gesetzbuch und empfing den Namen: Napoleon der Große.

Aber der moderne Cäsar dachte auch an die Fortpflanzung seiner Dynastie. Er wollte, von den Strahlen seines Ruhmes geblendet, die Rückkehr des Hauses Bourbon für immer unmöglich machen, indem er eine neue Verschmelzungs- und Vergessenheitspolitik annahm und dies war eine der Ursachen seines Falles. Sein erster Fehlgrieff bestand darin, daß er die Gleichheit durch die Aristocratie ersetzten, die veralteten Feudaltitel wieder hervorsuchen, kurz sich mit einem neuen Adel umgeben wollte, da doch die Revolution eben gegen einen mehrere Jahrhunderte alten Adel gerichtet gewesen war. Sein zweiter Fehler und sicherlich der unverzeihlichste war der, daß er seine Macht mißbrauchte, um die Königreiche Neapel, Spanien und Holland zu stürzen und ihnen, wie Westphalen, Könige seiner Art zu geben. Diese grenzenlose Rücksichtslosigkeit erschreckte Europa, welches dem Strome seines Ehrgeizes einen Damm entgegensetzen mußte. Wie dem aber auch sein möge, als großer Feldherr und großer Gesetzgeber fesselte Napoleon Frankreich unter dem Siegesjubel von Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, Wagram &c.. Sein zauberischer Name ging von Mund zu Munde, die Kinder schon wurden gelehrt ihn zu preisen und alle Tempel ertönten von seinem Ruhme. Als König von Italien, Vermittler der schweizerischen Eidgenossenschaft und Protector des Rheinbundes zog er triumphirend in allen Hauptstädten des Festlandes ein, sah die Könige, den Adel und die Geistlichkeit zu seinen Füßen liegen, verstieß Josephinen und rief eine Tochter der römischen Kaiser in sein Bett. Es fehlte dem großen Helden der Kaiser-Expede an keinem Ruhme, nicht

einmal an dem des Unglücks; warum also sollte er nicht an die Zukunft seiner Dynastie glauben, als die Geburt eines sehr ersehnten Sohnes sein Glück krönte? Aber die Flügel des Ablers ermüdeten in seinem ungestümen Fluge und der Gewittersturm warf ihn zerschmettert auf einen Felsen im Meere.

Die Protestation der Familie Bourbon hatte, wie man gesehen, den Kaiser nicht aufgehalten, der als Götze des Volkes seine Usurpation über den Wundern seiner Regierung vergessen ließ. Ludwig XVIII. und dessen Bruder lebten seit langer Zeit in sehr gespannten Verhältnissen. Bei der Thronbesteigung Napoleons entschlossen sie sich, sich zu vereinigen, um eine Erklärung von Grundsätzen zu entwerfen, welche die Basis einer künftigen Restauration sein könnte. Sie gedachten zu diesem Zwecke einen Ort zu wählen, wo Alle zu einer Art Familiencongregß erscheinen sollten. Aber welchen? Preußen hatte, als es dem Prätendenten in Warschau den Aufenthalt gestattete, erklärt, „daß dieses Asyl einen beschränkten Sinn habe, um sein verbanntes Haupt zu schirmen und daß Warschau in keinem Falle als Hauptort eines Planes der Familie Bourbon gegen die in Frankreich bestehende und von Preußen anerkannte Regierung dienen dürfe.“ Oesterreich folgte dem Beispiele Preußens und Rußland vermied es sich auszusprechen. Ludwig XVIII. wendete sich also an Gustav Adolph, der ihn auch sofort die Stadt Calmar anbot. Der König und der Graf von Artois trafen einander da am 5. Octbr. 1804.

Nach zahlreichen Berathungen kam man über eine Erklärung an die Franzosen überein, in welcher man die seit 1789

erfolgten Veränderungen anerkannte. Der König versprach darin die Gleichheit und Freiheit den Personen und die Erhaltung des Eigenthums wie der Ehrenstellen und Rangstufen. Es war eine allgemeine Amnestie, ein erstes System von Concessionen. Waren aber diese ersten aufrichtig gemeint? Konnten die Bourbons die Vergangenheit vergessen? Die Zukunft bewies das Gegentheil. Es entstand die Coalition von 1805 und die Royalisten versuchten Restaurationsideen hineinzubringen. Der Herzog von Orleans, den man durch eine öffentliche Demonstration compromittiren wollte, stand damals auf dem Punkte, in eine Intrigue hineingezogen zu werden, welche die Ereignisse scheitern ließen. Ein Agent, Fauche-Borrel mit Namen, besaß das vollständigste Vertrauen Ludwigs XVIII. und der souverainen Freunde der Familie Bourbon. Er war in die Verschwörung Pichegrus verwickelt gewesen, blieb drei Jahre im Gefängnisse und verdankte seine Freilassung nur der Vermittlung des Königs von Preußen, dessen Unterthan er war. Sobald er frei geworden, diente er von neuem der Sache Ludwigs XVIII. Der König von Schweden hatte einen Bundesvertrag mit England in Beckeskoj (3. Octbr. 1805) unterzeichnet und diesem Monarchen theilte Fauche-Borrel zuerst seine Pläne mit. Er überredete ihn, daß nur er Frankreich retten könnte, indem er die Rechte Ludwigs XVIII. proclamire, versprach ihm die Unterstützung bedeutender Personen und rühmte sich sogar, ihm den Herzog von Berry und den Herzog von Orleans zuzuführen, „den man nicht vergessen dürfe“, setzte er hinzu, „damit nicht die Partei, welche sich in Frankreich

für den letztern erklären wolle, ein Hinderniß bei der Rückführung des rechtmäßigen Souverains sei.“ Der König von Schweden bewilligte dem Fauche-Borrel sogleich eine Audienz und sagte zu ihm: „ich werde sehr gern Ihre Vermittelung benutzen, Sr. k. Hoheit meinen Wunsch auszudrücken, die Herzöge von Berry und Orleans in meinem Heere ankommen zu sehen, denen ich ein wirkliches Commando unter meiner Fahne übertragen werde, was die Verleumdungen und schändlichen Reden derer zum Schweigen bringen wird, welche behaupten, der Herzog von Orleans wolle sich die Krone anmaßen. Man wird die beiden Vetter in meinem Heere vereint an der Wiederherstellung der Ordnung arbeiten sehen.“ Fauche-Borrel kam demgemäß im Anfange des Jahres 1806 nach London und begab sich zu dem Grafen von Artois, welcher den Absichten des Königs von Schweden natürlich beistimmte. „Mein lieber Fauche“, sagte er, „gehen Sie sogleich zu meinem Sohne dem Herzoge von Berry und zu dem Herzoge von Orleans; theilen Sie ihnen selbst die Anträge des Königs mit; ich bin überzeugt, daß sie Beide bereitwillig die Wünsche Sr. Maj. erfüllen werden.“ Der Herzog von Berry ging sogleich darauf ein und setzte hinzu: „ich bin bereit abzureisen und zwar gleichzeitig mit meinem Vetter von Orleans.“ Fauche-Borrel begab sich mehrmals zu dem letztern ohne ihn zu treffen und sah sich gendthiget, schriftlich um eine Unterredung zu bitten. Nachdem der Prinz dem royalistischen Emissair aufmerksam zugehört hatte, antwortete er, ein solcher Antrag erfordere die reiflichste Ueberlegung und jetzt könne er sich für nichts Bestimmtes ent-

scheiden, wenn er auch dem Könige von Schweden für den Beweis von Vertrauen herzlich danke. Der Herzog von Orleans zögerte noch, den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Weiteres Nachdenken bestärkte ihn darin und er schlug es aus, nach Schweden zu gehen. Und daran handelte er wohl, wie er später von einem englischen Minister erfuhr, der ihm sagte: „Sie haben wohl gethan nicht abzureisen, denn unsere Regierung würde es Ihnen nicht erlaubt haben.“ Unterdeß machten das Unglück auf dem Festlande und die Besetzung Hannovers den Plänen des Königs von Schweden und den Intriguen Fouché-Borrel's ein Ende.

Die Ausdauer des Prinzen, sich in der Zurückgezogenheit und rein von aller Compromittirung zu halten, war hier um so lobenswerther, als abgesehen von seinem persönlichen Haffe gegen Napoleon, welcher die Härte der Verbannung der verwittweten Herzogin von Orleans durch die Einziehung des Jahresgehaltes dieser Prinzessin gesteigert hatte, der Schmerz auf ihn wirkte, welchen er über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien empfand. Der Tod dieses jungen Prinzen, dessen Verantwortlichkeit seitdem auf Talleyrand gelastet hat, wurde im ersten Augenblicke mit Leidenschaft beurtheilt und mußte natürlich ein empfindlicher Schlag für die königliche Familie sein. „Es ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler“, hatte Fouché bei dieser Gelegenheit gesagt. Nein, es war kein Verbrechen und die Bourbons thaten Unrecht, dem Kaiser die Repressalien vorzuwerfen, da er sie so oftmals bei Verschwörungen und Attentaten gegen sein Leben ergriffen hatte. Aber ein

Fehler war es offenbar, weil es klüger gewesen sein würde, die unfsinnigen Versuche der Ausgewanderten mit Nachsicht zu beantworten. Großmuth würde dem Ermählten des Volkes von Nutzen gewesen und dem Ansehen der Royalisten geschadet haben, während in- und außerhalb Frankreich die öffentliche Meinung einmüthig eine Handlung der Strenge tadelte, deren Gehässigkeit auf die Umgebung des Kaisers fällt. Als Verwandter des Opfers schöpfte der Herzog von Orleans aus diesem traurigen Ereignisse noch größern Haß gegen den Kaiser und als die Begräbnisrede auf den Herzog von Enghien in London gehalten wurde, schrieb er an den Bischof von Landaff einen Brief, in welchem sich sein Haß in seiner ganzen Stärke ausdrückte:

„Mylord, ich hatte die Ueberzeugung, daß Ihre erhabene Seele gerechten Unwillen über den schrecklichen Mord meines unglücklichen Veters empfinden würde. Seine Mutter war meine Tante und er selbst, nach meinen Brüdern, mein nächster Verwandter. Wir waren Gespielen in unserer ersten Kinderzeit und hiernach können Sie ermessen, daß dieses Ereigniß ein schwerer Schlag für mich sein mußte. Sein Schicksal ist eine Andeutung für uns Alle und zeigt uns, daß der corstische Usurpator nicht ruhig sein wird, bis er unsere ganze Familie aus der Liste der Lebendigen gestrichen hat. Dies läßt mich noch stärker als bisher, ob es gleich kaum möglich ist, die Wohlthat des edelsinnigen Schutzes fühlen, den uns Ihr großherziges Volk gewährt. Ich habe mein Vaterland so frühzeitig verlassen, daß ich kaum noch die Gewohnheiten eines Franzosen

besten und ich kann mit Wahrheit behaupten, daß mich nicht nur meine Dankbarkeit, sondern auch meine Neigung an England fesselt. Mit aufrichtigem Herzen sage ich deshalb: möge ich nie das gastfreundliche Land verlassen!

„Aber nicht bloß wegen meiner persönlichen Gesinnungen nehme ich einen so innigen Antheil an dem Wohle und an dem Glücke Englands, sondern auch als Mensch. Die Sicherheit Europa's, ja der Welt, das Glück und die Unabhängigkeit des Menschengeschlechts beruhen auf der Erhaltung und Unabhängigkeit Englands und dies ist der edele Grund des Hasses Bonapartes und der Seinigen gegen Sie. Möge die Vorsehung die ungerechten Pläne vereiteln und dieses Land in seiner glücklichen und gedeihlichen Lage erhalten. Das ist der Wunsch meines Herzens und mein inbrünstiges Gebet.

„Sie werden auch, Mylord, meine Ansichten über den Zwiespalt unter den Christen oder mit andern Worten unter den Menschen kennen, welche einem Glauben folgen. Ich meine, jeder muß den Grundsätzen treu bleiben, in welchen er erzogen worden ist und ich glaube auch, daß in der Zeit, in welcher wir leben, solche abweichende Ansichten keine Ursache der Uneinigkeit sein dürfen; es kommt ja nicht darauf an, Christ in der oder jener Weise, sondern überhaupt, Christ oder es nicht zu sein.

„Meiner bescheidenen Meinung nach handelt es sich nur darum in einer Zeit, wo die Lebensheile der Religion und Moral in so entsetzlicher Weise angegriffen sind und die traurige Erfahrung der letzten Jahre zeigt, mit welcher Schnelligkeit

die Irreligion und Unmoralität ihren verderblichen Einfluß auf die Menschen verbreiten.

„Ich zweifle nicht, Mylord, wie ich Ihre schöne Seele kenne, daß Ihre Meinung über alle diese Punkte so sein würde, wie ich sie gefunden habe; aber erlauben Sie mir hinzuzusetzen, daß ich Ihnen über den Besitz von Ansichten Glück wünsche, die eines englischen Prälaten und eines wahren Christen so würdig sind.

„Glauben Sie an die Achtung und Hochschätzung, womit ich bin &c.

„Twickenham, den 28. Juli 1804.

„L. B. v. Orleans.

„N. S. Der Fall der französischen Monarchie, die Verhaftungen, die Gütereinziehungen, die Verbannungen, die Mordthaten und Schlächtereien, welche diesen Fall begleitet haben und die schmachvolle Tyrannei, welche folgte, sind Ereignisse, welche die Berücksichtigung der Fürsten und ihrer Unterthanen verdienen; sie lehren die Fürsten, mit Mäßigung die Willkürgewalt zu brauchen und selbst zu bedenken, ob der Despotismus den aufgeklärten Völkern, die jetzt Europa bewohnen, in irgend etwas nützen kann, sie lehren sie, sich wohl zu hüten, ihre Unterthanen mit Abgaben zu belasten, um nutzlose Kriege oder den Luxus und die Verschwendung ihrer Höfe zu erhalten. Diese Ereignisse lehren aber auch die Völker, ich will nicht sagen dem äußersten Drucke ihrer Fürsten sich zu

unterwerfen, sondern mit Geduld kleine Uebel zu ertragen, um nicht bei der Befreiung von jenen durch größere heimgesucht zu werden. Zu rechter Zeit eingeführte Reformen können ohne Gefahr sein, aber der Widerstand gegen Reformen endiget meist in Revolutionen.“

Welche Bedeutung haben diese Worte jetzt! Welcher innige Zusammenhang besteht zwischen den Ansichten des Herzogs von Orleans und der Politik Ludwig Philipps! Mit welcher staunenswerthen Ausdauer hat dieser Fürst Grundsätze gepflegt und befestiget, welche er sechsundzwanzig Jahre später in Anwendung brachte und — allen Beschuldigungen zum Troste, in allen Hindernissen und Gefahren vertheidigte! Aber es ist hier nicht der Ort zu Reflectionen, zu denen jener so interessante Brief Veranlassung giebt. Er ist ein leuchtendes Licht, dessen Strahlen wir auf jedes der Ereignisse lenken werden, welche jenes so wechselvolle Leben erfüllen, in dem der Ehrgeiz, weit entfernt auf seiner Bahn jemals abzuweichen, nur einen Ausgangspunkt und nur ein Ziel hatte.

Der Herzog von Orleans und seine Brüder hatten sich nach ihrer Rückkehr nach England in Twickenham niedergelassen, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Middlesex am linken Ufer der Themse. Twickenham ist ebenso berühmt durch seine reizende Lage als durch die ausgezeichneten Männer, welche daselbst wohnten. Pope starb da 1744. Die Prinzen hatten ihre Wohnung in einem von hundertjährigen Eichen beschatteten modernen Schloß genommen.

Der Ritter von Broval, einer ihrer ersten Lehrer, kam zu ihnen in dieses Asyl und stand ihnen mit allen Erfahrungen bei. Der Herzog von Orleans führte ein sehr eingezogenes Leben. Das Studium der Staatswirthschaft, der Verwaltung und der englischen Geseze beschäftigte einen Theil seiner Mußestunden. Die übrige Zeit verwendete er darauf, die öffentlichen Denkmäler und die industriellen Anstalten Englands und Schottlands zu besuchen und in seiner friedlichen Zurückgezogenheit die zu empfangen, welche der Reiz seiner Tugenden und seines Unglücks anzog.

Der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais ihrer Seite pfl egten die Künste und beide liefen fortwährend über Berg und Thal, um die malerischsten Landschaften aufzusuchen; der eine füllte seine Mappe mit Skizzen, der andere botanisirte; beide vergaßen die Vergangenheit und waren weder über die Gegenwart noch über die Zukunft besorgt. Leider sollte bald die Trauer diese sanfte Ruhe stören.

Die lange Gefangenschaft hatte die Gesundheit des Herzogs von Montpensier untergraben; es befiel ihn eine Brustkrankheit und er starb 1807 kaum 32 Jahre alt in Salt Hill bei Windsor. Er wurde in Windsor beerdigt und Ludwig Philipp ließ ihn 1829 bei seine Reise in England ein seinem Range entsprechendes Grabmal errichten*).

*) Das Grabmal trägt folgende Inschrift, welche der Herzog von Orleans und der General Dumouriez 1809 verfaßten:

Noch ein neuer Schmerz sollte den Herzog von Orleans treffen, denn der Graf von Beaujolais folgte dem, mit welchem er in dem Kerker zu Marseille den Keim derselben Krankheit gefunden hatte, in das Grab nach. Die Londoner Aerzte rathen ihm ein gesünderes Klima und einen reinern Himmel zu suchen; die politische Lage Europa's ließ nur zwischen Malta und

Princeps illustrissimus et serenissimus
 Antonius Philippus, dux de Montpensier,
 Regibus oriundus,
 Ducis Aurelianensis filius natusecundus,
 A tenera juventute
 In armis strenuus,
 In vinculis indomitus,
 In adversis rebus non fractus,
 In secundis non elatus,
 Artium liberalium cultor assiduus,
 Urbanus, jucundus, omnibus comis;
 Fratribus, propinquis, amicis, patriae
 Nunquam non deflendus
 Utcunque fortunae vicissitudines
 Expertus,
 Liberali tamen Anglorum hospitalitate
 Exceptus,
 Hoc demum in regum asylo
 Requiescit.
 Nat. III. Iulii M. Dcc. LXXV.
 Ob. XIII. Maii M. Dccc. VII. aetat. XXX.
 In memoriam fratris dilectissimi
 Ludovicus Philippus, dux Aurelianensis
 Hoc marmor posuit.

Madeira wählen. Der Graf wollte sich nicht von Twickenham entfernen. „Ich weiß“, sagte er zu seinem Bruder, „daß mein Leben endigen wird wie das Montpensier's; warum soll ich in so weiter Ferne ein Grab suchen und den Trost verlieren, in dem Asyl zu sterben, wo wir endlich Ruhe gefunden haben? Wir wollen in diesem gastlichen Lande bleiben; hier werde ich wenigstens in Deinen Armen sterben und neben geliebter Asche ruhen können.“ Obwohl schmerzlich bewegt, bemühte sich der Herzog von Orleans doch ihn zu bestimmen, dem Rathe der Aerzte zu folgen. „Du folgst mir also?“ antwortete er; „denn es wird mir unmöglich, mich noch einmal von Dir zu trennen; mit Dir gehe ich, wohin man will.“ Die beiden Brüder schifften sich nach Malta ein, dessen Klima dem Kranken anfangs zuzusagen schien. Aber die Hitze wurde so groß, daß ein englischer Arzt rieth, ihn auf den Aetna zu bringen. Der Herzog von Orleans schrieb an den König von Sicilien, Ferdinand IV., um ihn um die Erlaubniß zu bitten. Die Antwort kam zu spät. Der Graf von Beaujolais starb am 30. Mai 1808 im achtundzwanzigsten Jahre. Man bestattete ihn in Malta in der St. Johanniskirche mit den größten Ehren. Im J. 1843 weiheten der französische Consul in Malta, die Offiziere der englischen Marine und der Baron Taylor das prachtvolle Grabmal, das Ludwig Philipp an die Stelle des bescheidenen Grabsteines aus der Zeit der Verbannung hat errichten lassen.

Elftes Kapitel.

Politische Lage. — Ludwig XVIII. begiebt ſich mit ſeiner Familie nach England. — Der Herzog von Orleans beſucht den Hof von Sicilien. — Marie Karoline verſpricht ihm die Hand ihrer Tochter. — Der ſpaniſche Krieg. — Der Herzog von Orleans will die Sache der Bourbonen in Spanien vertheidigen. Reflectionen darüber. — England widerſetzt ſich ſeinen Plänen. — Wiedervereinigung der Prinzefſin Abeläde mit dem Prinzen. — Sie reiſen nach Malta. — Ankunft der verwittweten Herzogin von Orleans in Palermo. — Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzefſin Marie Amalie. — Der Herzog von Orleans thut Schritte, um ein Commando in Spanien zu erhalten. — Brief des Regentſchaftsrathes an den Prinzen und Antwort des letztern. — Der Herzog kommt in Catalonien an und begiebt ſich dann nach Cadix. — Der Regentſchaftsrath weiſet ſeine Dienſte zurück. — Die Cortes wollen ihn nicht empfangen. — Er kehrt nach Palermo zurück. — Brief Wellingtons an Dumouriez; Antwort des letztern. — Geburt Ferdinands Philippi, Herzogs von Chartres. — Revolution in Sicilien. — Der Rath des Herzogs von Orleans wird verſchmähet. — Er zieht ſich auf ſein Landhaus Bagaritta zurück. — Abdanfung Ferdinands IV., Flucht und Tod Maria Karolina's. — Geburt des Königs von Rom. — Feldzug in Rußland, — im Jahre 1813 — im Jahre 1814. — Abdanfung des Kaiſers.

Napoleon ſtand am Gipfel ſeiner Macht und Größe; alle Könige ſchloffen ſich, ſtumm vor Bewunderung und Schrecken, ſeinem Triumphzuge an und Niemand hätte damals die ſchreckliche Kataſtrophe vorherſehen können, welche das glänzendſte Glück beſchließen ſollte. Auch glaubte die königliche Familie, welche von dem alten Adel faſt ganz verlaſſen war, nicht mehr an die Möglichkeit einer Reſtauration und man dachte nicht

mehr im mindesten daran, sie wieder auf den Thron zu setzen. Oesterreich hatte eine sehr offenkundige Abneigung gegen die Bourbons, welche sich der Ausdehnung seiner Herrschaft in Italien und Deutschland stets widersetzt und dasselbe früher aus Spanien verdrängt hatten. Es war also auf die Freundschaftsbetheuerungen des Wiener Cabinets nicht zu rechnen, wenn es sich auch die Mühe gab, dergleichen zu geben. England konnte eine solche Veränderung für Frankreich auch nicht wünschen. Die Begeisterung hatte einer verständigen Politik weichen müssen, welche ihm untersagte, die Vereinigung Frankreichs und Spaniens zu gestatten. Preußen seiner Seite schonte Frankreich, da es ein Interesse dabei hatte, die österreichischen Armeen vom Rheine fern und die kleinen deutschen Fürstenthümer aufrecht zu halten, deren Schwäche ihre Ergebenheit sicherte. Es war ihm daher sehr gleichgiltig, ob Ludwig XVIII. oder Napoleon auf dem Throne saß, viel aber lag ihm daran, daß Frankreich gegen Spanien, England und Italien gefährdet sei, denn jemehr Gefahren es ausgesetzt war, um so dringender mußte es ein Bündniß mit Preußen suchen. Rußland endlich konnte wegen seiner Entfernung und colossalen Macht, wenn es sich auch wenig um die innere Politik Frankreichs kümmerte, unmöglich eine kräftige und regelmäßige Regierung an der Spitze einer der größten Staaten Europa's ungern sehen. Alle diese Gründe waren also vollkommen geeignet, dem Hause Bourbon die Hoffnung zu benehmen, je wieder den Thron seiner Ahnen zu besteigen. Ludwig XVIII. aber verlor nichtsdessenweniger weder seinen Muth noch seine Philosophie und wiederholte immer in

seinem vorausahnenden Scharfblicke, Napoleon würde an dem Mißbrauche des Despotismus und der Eroberung untergehen.

Als Ludwig XVIII. seine Erklärung von Calmar aus erlassen hatte, war er am 24. Octbr. 1804 von dieser Stadt abgereiset, um sich in seine ehemalige Wohnung bei Mitau zurückzugeben. Der König von Preußen, den das letzte Manifest des Grafen von Lille mißfiel, hatte ihm angezeigt, daß er nicht nach Warschau zurückkehren könne und zwar unter dem Vorwande, „daß er seit der letzten Unterredung in Calmar eine politische Rolle in Europa übernommen habe, welche die Verhältnisse Preußens zu der französischen Regierung compromittirte; das Asyl sei immer nur eine gewöhnliche gastliche Aufnahme gewesen und der Aufenthalt eines Prätendenten, der an eine Restauration denke, habe nicht mehr denselben Charakter.“ Da wendete sich der Graf von Lille an den Kaiser Alexander, der ihm erlaubte in Mitau zu bleiben, bis er nach Kiew gehen könnte. Die Familie Bourbon, die in Frankreich selbst fast ganz verlassen war, wurde also auch von den großen Mächten, die sich ihretwegen in ihrer Politik nicht compromittiren wollten, als eine Last und Verlegenheit angesehen. Der Vertrag von Tilsit (25. Juni 1807) nöthigte den Grafen von Lille von neuem, das russische Gebiet zu verlassen und in anderer Gegend eine Zuflucht zu suchen. Der erlauchte Verbannte schiffte sich mit seiner Familie auf der Fregatte Traha ein, welche Gustav Adolph ihm zur Verfügung stellte. Er hatte England zum Aufenthalte gewählt, aber das Cabinet von St. James wollte ihn nur unter der Bedingung aufnehmen, daß er

seiner gegenwärtigen Stellung gemäß lebe. Der Graf von Lille bezog Gosfield Hall, ein Schloß des Herzogs von Buckingham und blieb da bis 1810, wo er sich nach Hartwell, einem kleinen Schlosse sechszehn Stunden von London, begab.

Nach dem Tode des Grafen von Beaujolais hatte sich der Herzog von Orleans nach Messina begeben, wo er die Auforderung erhielt, nach Palermo zu kommen, wohin sich der von Neapel vertriebene König Ferdinand IV. geflüchtet hatte. Der Prinz nahm bereitwillig die Einladung an und wurde sehr freundlich aufgenommen. Die Königin Marie Karoline hatte die Gelegenheit, ihn nach Sicilien zu locken, in einer politischen Absicht benutzt; sie wollte ihn sogar durch die innigsten Familienbande an ihre Sache fesseln, indem sie ihm die Hand ihrer Tochter, der Prinzessin Marie Amalie versprach. Spanien kämpfte damals mit den französischen Heeren. Seit die letzten Eroberungen Napoleons ihm das Bündniß Preußens und Rußlands gewonnen hatten, erschöpfte sich England in unerhörten Anstrengungen, um die traurigen Folgen der Continentsperre zu beschwören. Vergebens hatte es versucht, die Pforte, Schweden, Dänemark in sein Interesse zu ziehen. Nur das kleine Königreich Portugal, das sich durch seine Entfernung von dem Kriegsschauplatz und seine Lage hinter den spanischen Provinzen für hinreichend geschützt hielt, ließ hartnäckig den englischen Schiffen seine Häfen offen. Der erzürnte Kaiser befahl Junot, die Halbinsel mit einer Armee von 24,000 M. zu überziehen und zeigte zugleich dem Könige Johann VI. an, daß er die Engländer aus dem Lago und den Handelsstädten ver-

Küste zu vertreiben hätte. Der unglückliche König gehorchte. Aber darauf beschränkten sich die Pläne Napoleons nicht. Er hatte den Untergang des Hauses Braganza beschlossen und er glaubte sogar, Sunot könne durch einen Gilmarich sich des Prinzen-Regenten und der regierenden Familie als Geißeln seines Willens bemächtigen. England, das davon Kunde erhielt, benachrichtigte den Hof von Lissabon, der sich auf die englische Flotte flüchtete und seine Schätze, seine Diamanten mit sich nahm, um sie der Habgucht der Franzosen zu entziehen. Sunot rückte am 30. Novbr. 1807 in Lissabon ein, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen und sprach die Abjagung des Hauses Braganza aus.

Als Napoleon einmal den Fuß auf die Halbinsel gesetzt hatte, verschmähet er die Eroberung Portugals für die Spaniens. Der Hof von Madrid entschloß sich zu fliehen, wie der von Lissabon, aber in Aranjuez, wohin er sich vorläufig begeben hatte, wurde Karl IV. gezwungen, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen (19. März 1808). Der Prinz von Asturien, den man noch denselben Abend als König von Spanien und beider Indien unter dem Namen Ferdinand VII. ausrief, wurde von dem Jubel des Volkes begrüßt, das sich glücklich pries, nicht mehr unter der Regierung Don Manuel Godoys, des Günstlings des schwachen Karl IV. und Geliebten der Königin Maria Louise zu stehen.

Auf die Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez eilte Murat, welcher Catalonien, Navarra und die Ufer des Ebro besetzt hielt, nach Madrid, wo die französische Armee am

23. März einzog. Kaum war der Großherzog von Berg angekommen, als alle Parteien sich um ihn bemühten. Karl IV. hatte schon am Tage nach seiner Abdankung einen seiner Vertrauten an Herrn von Beauharnais, den Gesandten Frankreichs in Madrid, abgeschickt und der letztere bewog, um nach dem Willen des Kaisers die Uneinigkeiten im Schooße der spanischen Bourbons zu unterhalten, den alten König, eine Protestation gegen eine durch einen Aufstand ihm abgeforderte Handlung zu erlassen.

Karl IV. nahm auch den Schutz Murats in Anspruch, indem er ihm besonders den Friedensfürsten empfahl, dem man den Prozeß zu machen drohete. Ferdinand VII. seiner Seite versuchte einige Schritte, um die Unterstützung Napoleons zu erhalten und zeigte ihm seine Thronbesteigung an. Aber der Vorfall in Uranjuez durchkreuzte die Berechnungen des Kaisers, der an nichts als an den völligen Sturz des Hauses Bourbon dachte, denn dieser Zweck war bei einem jungen Fürsten schwerer zu erreichen, welcher dem Volke wie das Symbol der spanischen Unabhängigkeit erschien, als bei einem alten und schwachen Könige und einem von der ganzen Nation verabscheuten Günstlinge.

In dieser Lage zog er, indem er sich das Recht anmaßete in die spanische Frage sich einzumischen und als Richter zwischen Karl IV. und Ferdinand VII. aufzutreten, die beiden Fürsten nach Bayonne und nöthigte den Prinzen von Asturien, die Krone seinem Vater zurückzugeben, der sie im voraus durch einen Vertrag vom 5. Mai 1808 Napoleon abgetreten hatte.

Als der Kaiser über das mit Gewalt den Händen Ferdinands entriffene Scepter verfügen konnte, gab er es seinem Bruder Joseph, dem Murät auf dem Throne Neapels folgte. Dies war das Signal zu einem erbitterten Kampfe zwischen Spanien und Frankreich. Ferdinand IV., der die Rechte seiner Familie aufrecht erhalten wollte, sandte den Prinzen Leopold, seinen zweiten Sohn, nach Spanien, damit er seine ersten Waffenthaten unter den Fahnen der spanischen Armee verrichte und der Herzog von Orleans entschloß sich ihn zu begleiten.

Hier wich Ludwig Philipp zum erstenmale von der Zurückhaltung ab, welche bis dahin die Richtschnur seines Lebens gewesen war. Allerdings war der spanische Krieg in seinem Wesen ungerecht und der Kaiser beging einen politischen Fehler, als er seine Familie an die Stelle der Nachkommen Ludwigs XIV. auf den Thron Karls V. setzte. Auch erhob sich die ganze Halbinsel, um einen solchen Angriff zurückzuweisen und ihre bedrohte Unabhängigkeit zu vertheidigen. Daß in solchen kritischen Umständen ein sicilianischer Prinz sich an die Spitze einer Regentschaft in Spanien während der Gefangenschaft der königlichen Familie stellen wollte, ist ganz einfach. Dies war auch vielleicht der Wunsch des Sohnes Ferdinands IV., der in den Franzosen nur natürliche Feinde sah; er landete indeß nach einigen Schriftstellern in Gibraltar, um Rechte anzusprechen, die er auf die Krone Spaniens zu haben glaubte und die Junta von Castilien weigerte sich mit Recht Forderungen, die ihr unzeitig, wenn nicht gar übertrieben erschienen, ein williges Ohr zu leihen. Der Herzog von Orleans dagegen

befand sich in einer ganz verschiedenen Lage. Auf der einen Seite mußte er es vermeiden, den Ausgewanderten Ursache zu Mißtrauen zu geben, da sie so oft vergebens an seinen Degen appellirt hatten und dann hatte er zu fürchten, daß man vermuthete, er wolle zu seinen Gunsten den Usurpationsversuch erneuern, dessen sein Ahn Philipp von Orleans unter Ludwig XIV. beschuldigt worden war. Dieser Argwohn regte sich auch so sehr in der Seele Ferdinands VII., daß zweiundzwanzig Jahre später seine Weigerung, den König der Franzosen anzuerkennen, seinen ehemaligen Groll noch verrieth. War auf der andern Seite der Schritt Ludwig Philipps nur das Resultat eines edeln Unwillens, der reinsten Aufopferung und einer ganz uneigennütigen Theilnahme? Dann widersprach er den Gesinnungen seines ganzen Lebens, denn er, der geschworen hatte, nie gegen sein Vaterland zu kämpfen, konnte nicht vergessen, daß, wenn er auch eine gerechte Sache vertheidigte, hinter Napoleon Frankreich stand, das seinem Herzen so theuere Vaterland.

England, das eine Regentschaft in Spanien constituiren wollte, war übrigens nicht gemeint, dieselbe einem sicilianischen Prinzen oder dem Herzoge von Orleans anzuvertrauen, weil es seiner Politik widersprach, auf der Halbinsel einen Einfluß neben dem seinigen aufkommen zu lassen. Ludwig XVIII., der selbst mit den Spaniern unterhandelte, um zum zeitweiligen Regenten ernannt zu werden, wurde von den Plänen seines Veters benachrichtigt und bot alles auf, um sie zu durchkreuzen.

„Ich wußte“, sagt er in seinen Memoiren, „daß der Prinz seit der Gefangenschaft der königlichen Familie sich vorangestellt

hatte und die Abgesandten der provisorischen Junta bearbeitete, um sich von ihr verwenden zu lassen, was mir nicht angenehm war.“

Der englische Gesandte am sicilianischen Hofe hatte die Ueberfahrt des Prinzen Leopold und Ludwig Philipps auf einem Kriegsschiffe seiner Nation erleichtern zu müssen geglaubt, aber Lord Collingwood, Commandant von Gibraltar, erhielt sehr bald die Weisung, sie nicht nach Spanien zu lassen und während Leopold in Gibraltar zurückgehalten wurde, sah sich der Herzog von Orleans auf dem Schiffe, das ihn von Palermo gebracht hatte, nach England befördert. (Septbr. 1808.)

In London beklagte sich der Herzog bei den Ministern über das Verfahren Lord Collingwood's, er erfuhr aber nicht ohne Verdruß, daß es ganz mit den Befehlen der englischen Regierung übereinstimme. Da hat er vergebens, sich zu seiner Mutter begeben zu dürfen, welche seit der Beschießung von Figueras nach Port Mahon geflüchtet war; er verlangte weiter nichts, als direct nach Mahon gebracht zu werden, ohne die Küste Spaniens berühren zu dürfen. In Portsmouth traf der Herzog, eben als er sich einschiffen wollte, die Prinzessin Abelaide, die von Malta und Gibraltar kam, wo sie ihn zu finden gehofft hatte. „Gott sei gedankt“, rief der Prinz aus, „er giebt mir einen meiner guten Engel wieder.“ Die Freude der Geschwister, als sie einander nach fünfzehnjähriger Trennung wiedersehen, läßt sich leichter denken als beschreiben. In der Besorgniß, von neuem geschieden zu werden und einzeln umherwandern zu müssen, was durch den neuerlichen Verlust

zweier ihnen theuern Wesen noch schmerzlicher geworden, schwuren sie einen feierlichen Eid, nie sich wieder zu trennen und sie haben diesen Eid mit gewissenhafter Treue in allem Unglück und in allen Gefahren gehalten.

Im Januar 1809 reiseten sie mit dem Ritter von Broval und der Gräfin von Montjoie nach Malta ab. Als sie jenseits der Straße von Gibraltar die spanische Küste erblickten, klopfte ihr Herz ungestüm und ihre Augen wurden feucht, denn sie dachten an ihre Mutter; aber der Capitain hatte Befehl, erst in Malta anzulegen und er blieb unerbittlich. Das Schiff glitt rasch über die Wellen hin und trug die erlauchten Reisenden fern von dem Ufer hinweg, nach dem alle ihre Wünsche strebten. Ein glücklicher Zufall machte es ihnen aber doch möglich, einen Brief an die Herzogin von Orleans zu bringen. Man bemerkte von weitem eine kleine Brigg, welche nach Spanien hinfuhr. Der Ritter von Broval erbot sich, Nachrichten von dem Herzoge von Orleans und der Prinzessin Abelaide ihrer Mutter zu überbringen. Auf gegebene Signale hielt die Brigg an und erwartete den Ritter, welcher seines Auftrags sich entledigte, während der Prinz und die Prinzessin ihre Fahrt fortsetzten und in Malta ankamen, wo sie andächtig vor dem Grabe ihres Bruders, des Grafen von Beaujolais, niederknieten.

Sie befanden sich seit einigen Tagen in Malta, als der Herzog sich genöthigt sah, allein nach Palermo zu reisen, wo man seine Abwesenheit benutzt hatte, um die gute Stimmung des Hofes für ihn zu ändern. Marie Caroline, die Schwester Marie Antoinettes, welche alle Arten von Verleumdungen

über den Sohn dessen anhörte, der für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, weigerte sich jetzt, ihm die Hand ihrer Tochter zu geben. Ferdinand seiner Seite wollte zum Schwiegersohne keinen verbannten Prinzen ohne Vermögen und Hoffnung. Diese veränderte Stimmung war ein Werk der Ausgewanderten, welche den König und die Königin auf den Zweck aufmerksam gemacht hatten, den der Herzog von Orleans wohl im Auge gehabt haben könnte, als er sich in die spanischen Angelegenheiten zu mischen versucht. Ludwig Philipp sah, woher der Streich kam, verstand ihn geschickt zu pariren, fand in seiner Liebe Gründe, die allen Widerstand besiegten und rief zuletzt das Zeugniß seiner Mutter an. „Wenn Sie diesen Engel holen“, rief Ferdinand aus, „ist es uns unmöglich, Ihnen etwas abzuschlagen.“ Die Prinzessin Amalie vereinigte ihre Bitten mit denen des Herzogs von Orleans und die Verbindung wurde beschloffen. Aber man mußte vor der Zukunft auf der Hut sein und der Prinz hatte keine Ruhe mehr bis die Vermählung geschloffen, obwohl er wünschte, daß sie in Gegenwart derjenigen erfolge, deren Tugenden für ihn eine schützende Strahlenkrone geworden. Er schrieb an seine Mutter, um sie um eine Zusammenkunft zu Cagliari in Sardinien zu ersuchen und erwartete sie dort vergeblich, denn neue Hindernisse hielten sie in Mahon zurück. Unterdeß und während seines Aufenthaltes in Cagliari erhielt er die Nachricht von seiner Schwester, daß das Cabinet von St. James sich seiner Reise nach Spanien nicht mehr widersehe. Er segelte sogleich nach Palermo ab und wäre beinahe in die Hände eines Bar-

baresten-Corsaren gefallen. Kaum befand er sich an dem Hofe Siciliens, als auch die Prinzessin Adelaide mit der Frau von Montjoie ankam. Nachdem er seine Schwester dem Könige und der Königin, so wie seiner Braut vorgestellt hatte, segelte er mit ihr nach Mahon, wo sie am 7. Septbr. 1809 landeten. Die Herzogin von Orleans hatte aber das Land der Verbannung bereits verlassen, um zu ihren Kindern zu eilen. Diese kehrten also um und der 15. Octbr. sah im Palaste Santa Cruz, eine Meile von Palermo, die Wiedervereinigung der drei erlauchten Verbannten. Am andern Tage empfangen Ferdinand und Marie Caroline die unglückliche Prinzessin in der rührendsten freundlichsten Weise. Man bewies ihr Achtung und Bewunderung und die Königin erinnerte sie an die prophetischen Worte, welche sie ihr 1776 bei ihrer Reise in Neapel gesagt hatte: „wenn mir der Himmel eine Tochter giebt, so wünsche ich, daß sie die Gemahlin Ihres Herzogs von Valois werde“, ein königlicher Wunsch, den die Freude des Augenblicks in einer Zeit hervorrief, als Verbindungen mit der Familie Orleans gesucht waren und dessen Verwirklichung nun weder das Unglück noch die Verleumdung verhindern konnten. Er wurde ohne Glanz im Familienkreise vollzogen. Der Heirathscontract wurde am 15. Novbr. unterzeichnet und am 25. empfing das junge Paar den ehelichen Segen in der Kapelle des königlichen Palastes.

Trotz der Hindernisse, die er bereits gefunden, hatte es der Herzog keinen Augenblick aufgegeben, in Spanien eine Rolle zu spielen. Dumouriez berichtete ihm alle Ereignisse des Kriegs daselbst, an dessen Ende er den Sturz Napoleons sah. Die

Briefe des Siegers von Argonne beweisen, daß er in dem Herzoge von Orleans noch immer den Traum einer liberalen Monarchie auf den Grundlagen der Constitution von 1791 hegte. Ging der Prinz in diese Idee des alten Generals vollständig ein? Es scheint dies aus allen Bemühungen hervorzugehen, durch welche er ein Commando auf der Halbinsel zu erlangen suchte. Im Anfange des J. 1809 war die Junta in Sevilla angekommen und es erschien da der Ritter von Broval, der bei der Fahrt von Portsmouth nach Malta bekanntlich auf eine Brigg gegangen war, welche nach Spanien segelte, um der Herzogin von Orleans einen Brief zu überbringen. Broval hatte auch den Auftrag, sich um die Aufnahme Ludwig Philipp's in den Dienst Spaniens zu bemühen und er richtete zu diesem Zwecke mehrere Schreiben an einige Mitglieder der Junta, namentlich an die Herren Garay, Balbis und Jovellanos. Gewisse politische Rücksichten hinderten aber die Letztern, der Junta Mittheilung darüber zu machen. Der Beauftragte verdoppelte seine Thätigkeit und seinen Eifer und man beschäftigte sich in der Section der Staatsangelegenheiten auch damit, aber die Sache fand keine Erledigung. Im nächsten Juli erneuerte der Herzog von Orleans selbst schriftlich den Antrag und sein Abgesandter, der die Unterhandlung mit größerem Eifer als je betrieb, kam, um jeden Einwurf zu beseitigen, auf den Gedanken, einen Brief Ludwigs XVIII., so wie einen Lord Portlands vorzuzeigen, aus denen hervorzugehen schien, daß man das Vorhaben des Herzogs recht gern sehen würde.

In derselben Zeit erfuhr man, daß die an Catalonien

grenzenden Provinzen Frankreichs Unzufriedenheit äußerten und leicht zum Aufstande gegen den Kaiser gebracht werden könnten, wenn in der Nähe ein Prinz aus dem Hause Bourbon an der Spitze einiger spanischen Truppen erschiene. Diese Nachricht richtete die Aufmerksamkeit der Junta auf das Gesuch Ludwig Philipps und nach reiflicher Erwägung beauftragte man Mariano Garnerero, den Secretair des Conseils, nach Catalonien zu gehen, um die Stimmung der Einwohner zu erforschen, zu ermitteln, welchen Eindruck die Anwesenheit des Herzogs von Orleans in dieser Provinz wie auf die Bewohner der französischen Grenze machen würde und darnach gewisse Maßregeln mit dem Obersten Luis Bons und dem General der Armee Cataloniens zu ergreifen. Die Nachforschungen Garnerero's gelangen. Es ging aus denselben hervor, daß der Herzog von Orleans, der in der Schule des Dumouriez gebildet worden und allein von allen Bourbons einen militairischen Ruf hatte, in den französischen Provinzen und namentlich in Catalonien begeistert empfangen werden würde, wo die Tugenden seiner Mutter wie der Ruhm seines Ahns, des Regenten, tiefe Spuren zurückgelassen hatten. Der Ritter von Broval war unterdeß zu Ludwig Philipp nach Sicilien zurückgekehrt und auf der andern Seite hatte die Centraljunta einem aus ihrer Mitte gewählten vollziehenden Ausschusse die Regierung übertragen. Dieser Ausschuss, dessen Mitglieder in das Geheimniß nicht eingeweiht waren, hatte die Papiere in Bezug auf die Sendung Garnerero's zu prüfen. Alles wurde gebilliget und man beschloß einstimmig, den Herzog von Orleans

einzuladen, das Commando über ein Truppencorps in dem an Frankreich grenzenden Theile Cataloniens zu übernehmen. Zu diesem Zwecke und für den Fall, daß der Plan gelang, mußte man dem Generalcapitain, welcher in dieser Provinz befehligte, die nöthigen Befehle ertheilen. Carnerero wurde wiederum beauftragt, dem Prinzen den Wunsch der Regierung mitzutheilen und da zu fürchten war, daß die Franzosen der Ausführung dieses Planes sich widersetzen würden, beschloß man die Sache vor der Ankunft des Herzogs nicht bekannt werden zu lassen.

Unterdessen unterbrachen die Schlacht von Dcana und deren beklagenswerthe Folgen den Gang dieser Unterhandlung und die Originaldocumente derselben gingen in der allgemeinen Verwirrung verloren. Man rettete nur einige Abschriften, durch die man auf die Spur alles dessen kam, was geschehen war. Die Regentschaft kam auch auf die Sache zurück und wollte in der Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit der Gegenwart des Herzogs von Orleans auf spanischem Gebiete die von dem vollziehenden Ausschusse der Centraljunta begonnene Angelegenheit zu Ende führen. Am 4. März 1810 schrieb sie an den Prinzen:

„Durchlachtigster Herr, die spanische Nation erhebt einen Schrei des Unwillens gegen den ungerechten Angriff von Bayonne und schwört einmüthig ihre Unabhängigkeit zu wahren oder für ihren rechtmäßigen König, Don Ferdinand VII., zu sterben. Weder die Unfälle unserer Armeen, noch die Siege des Tyrannen haben ihre Ausdauer zu erschüttern vermocht. Die Liebe zum Vaterlande, zur Religion und zum Monarchen

glüht in allen Herzen und wird da immer glühen, denn das Gefühl der Ehre und Treue wird nie von diesem Heldenlande weichen. Ew. Hoheit haben den Wunsch geäußert, in dem spanischen Heere zu kämpfen und die Sache Ihrer erlauchten Familie zu vertheidigen. Unvorhergesehene Umstände standen bis diesen Augenblick diesem edelsinnigen Wunsche entgegen; jetzt aber, da alle Hindernisse glücklich beseitigt sind, bietet der oberste Regentschaftsrath Ew. Hoheit das Commando einer Armee in Catalonien an. Die Begeisterung der tapfern Bewohner dieser Provinz wird auf den höchsten Gipfel sich erheben, wenn sie einen Prinzen, einen Verwandten unseres guten Königs, die Strapazen des Krieges theilen und mit Hilfe der Vorsehung sie zum Siege und zu einem unsterblichen Ruhme werden führen sehen. Catalonien hat die Siege noch nicht vergessen, welche die erlauchten Vorfahren Ew. Hoheit errangen und Ihnen steht es also zu, so viele Lorbeeren zu frischem Glanze aufleben zu lassen. Das Beginnen ist schrecklich, der Kampf schwer, der Feind hartnäckig; auf der andern Seite ist aber auch der Haß der Spanier gegen den Usurpator groß und ihre Liebe zu ihrem rechtmäßigen Herrscher so glühend wie ihr Eifer für die Unabhängigkeit thatkräftig. Die Catalonier werden mit Ew. Hoheit ausdauernd kämpfen und man wird sehen, daß nie ein Fürst eine schönere und gerechtere Sache mit entschlossenen Soldaten vertheidigte. Mögen Ew. Hoheit Ihre Stimme auf den Pyrenäen an der Spitze unserer Armeen erheben, dem unterdrückten Frankreich die Freiheit verheißen, den Thron Ihrer Ahnen befreien, die Ordnung in Europa wiederherstellen und den Sieg

der Tugend über die Tyrannei und Unmoralität proclamiren. Ew. Hoheit werden dann die Pflichten Ihrer Geburt erfüllt haben; die Fürsten sind die geborenen Vertheidiger der Nationen und wir schätzen uns glücklich, diese Gelegenheit gefunden zu haben, Ew. Hoheit unsere Anhänglichkeit an Ihre Person und unsere Bewunderung für Ihre trefflichen Eigenschaften ausdrücken zu können.

„Möge Gott Ew. Hoheit eine lange Reihe glücklicher Jahre hindurch erhalten.

„Königl. Insel Leon.

„Xaver de Castanos, Präsident, — F. de Saavedra,
A. de Escagnos, Mig. de Cardizabal,
D. Uribe.“

Don Mariano Cornerero, welcher dieses Schreiben dem Prinzen überbringen sollte, hatte den Auftrag, so geheimnißvoll als möglich zu reisen und vor der Annahme des Herzogs von Orleans von dem eigentlichen Zwecke seiner Sendung nichts verlauten zu lassen. Nur im letztern Falle sollte er dem spanischen Gesandten in Palermo, dem Könige von Neapel und der verwittweten Herzogin von Orleans Briefe übergeben. Aus übergroßer Vorsicht schiffte sich Cornerero in Gadir ein, wo ihn eine Fregatte erwartete, die ihn nach Palermo bringen und den Herzog von Orleans nach Catalonien tragen sollte. Der Oberst Don Luis Pons und Don Enrique D'Donnel, General der Armee in Catalonien, ihrer Seits empfangen ähnliche Instructionen mit der ausdrücklichen Weisung, die Sache bis zur Ankunft Ludwig Philipps geheim zu halten.

Der Herzog von Orleans befand sich in seinem Hause Bagaritta, als Don Mariano ihm den Beschluß der spanischen Regentschaft mittheilte. Der Prinz, welcher die Hoffnung auf den Erfolg seiner Schritte aufzugeben anfang, hatte das Commando über das Heer Ferdinands IV., seines Schwiegervaters, angenommen und beschäftigte sich damals mit den Mitteln, Sicilien gegen die Versuche Murats zu schützen. Aber er zögerte nicht alles zu verlassen, um nach Spanien zu gehen und antwortete dem Regentschaftsrathe ohne Verzug:

„Meine Herren, der Schrei, welchen die spanische Nation über den ungerechten Angriff von Bayonne ausgestoßen hat und ihr Schwur, ihre Unabhängigkeit und ihre Treue für ihren rechtmäßigen König, Don Ferdinand VII., zu wahren, fand stets ein Echo in meinem Herzen und mein erster Wunsch war seit jener Zeit, die Ehre zu erlangen, welche die Junta mir heute erweist, indem sie mir erlaubt, mit ihren Heeren zu kämpfen. Ich habe am 5. d. M. den Brief vom 4. März erhalten, in welchem Sie mich zum Commando einer Armee in Catalonien berufen. Mit der Bewilligung des Königs beider Sicilien, meines Schwiegervaters, lege ich den Befehl über die Armee nieder, welche mir Se. Maj. unter dem Erbprinzen seinem Sohne anzuvertrauen geruhete; ich reiße mich nach sechs kurzen Monaten von Banden des Glückes los und nehme mit der größten Bereitwilligkeit und dem höchsten Danke Ihre ehrenvolle Einladung an. Ich erfülle dadurch nicht nur, was meine Ehre und meine Neigung gebieten, sondern gehorche auch dem Wunsche der sicilianischen Majestäten und des Prinzen,

meines Schwagers, welche bei dem Erfolge Spaniens gegen den Tyrannen so sehr betheiligt sind, der dem erlauchten Hause, aus dem entsprossen zu sein ich die Ehre habe, alle Rechte rauben wollte. Es ist ohne Zweifel Zeit, daß der Ruhm der Bourbons aufhöre für die Völker, die ihre Ahnen so oft zum Siege führten, eine bloße Erinnerung zu sein. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn sich die Vorsehung meines Armes bedienen will, um unsere Zeitgenossen und die Nachwelt zu überzeugen, daß das beispiellose Unglück, dessen Opfer wir sind, das Blut nicht verschlechterte, das in unsern Adern fließt; wenn meine schwachen Bemühungen dazu beitragen können, die von dem Usurpator gestürzten Throne wieder aufzurichten und zu erhalten, so wie die Unabhängigkeit und die Rechte der Völker zu wahren, welche er seit so langer Zeit mit Füßen tritt; glücklich selbst werde ich mich preisen, auch wenn ich in diesem edeln Kampfe unterliegen sollte, weil ich in jedem Falle, wie Ew. Excellenz es wohl ausdrücken, die Genugthuung errungen haben werde, meine Pflicht gethan zu haben. Ich fühle tief alle Obliegenheiten, welche mir die Ehre auferlegt, die Sie mir erzeigen, indem Sie mich berufen, Spanier zu befehligen und ihnen behilflich zu sein, die ihnen gebotenen Geschicke zu erfüllen. Möchte ich in der edeln Laufbahn, die Sie mir eröffnen, damit beginnen, daß ich Catalonien für Ferdinand VII. rette, wie es der Herzog von Orleans, mein Ahn, für Philipp IV. rettete. Ich verheimliche mir die Schwierigkeiten nicht, welche ich zu bekämpfen haben werde, aber ich setze das größte Vertrauen auf den Beistand des Himmels, auf die Unterstützung Ew. Excellenz und auf

den spanischen Charakter, der mit Recht durch seine Thatkraft, seinen Edelmuth und seine Ausdauer so berühmt ist. Hoffen wir, daß durch die Vereinigung Aller, durch die Thätigkeit, Disciplin und Ausdauer die Vorsehung Ihre große und edelherzige Nation bestimmen möge, die zahllosen Uebel wieder gut zu machen, welche die Schwachheit und Uneinigkeit der Regierungen auf das schuldige Europa gebracht haben. Spanien wird seinen König, seine Altäre und seinen Thron wieder erlangen und wenn es Gott gefällt, werde ich die Ehre haben, die siegreichen Spanier zu begleiten, wenn ihre Nachbarn sie bei sich aufnehmen. Die Aufnahme, mit der sie mich beehren, wird mein Ruhm sein und ich strebe nach keinem andern als dem, welcher allen gehört und vorzugsweise der Ew. Exc. sein wird.

„Möge Gott Ew. Exc. eine große Reihe glücklicher Jahre gewähren!

„Palermo, den 7. Mai 1810.

„Ludwig Philipp, Herzog von Orleans.“

Der Herzog von Orleans reisete am 22. Mai auf der Freygatte „Benganza“ ab und landete an seinem Bestimmungsorte Tarragona. Die Niederlage der Armee vor Lerida, der Verlust des Places und der schnelle Rückzug des Generals D’Donnel hatten Catalonien in einen schrecklichen Zustand der Krisis und Entmuthigung gestürzt. Der Prinz erließ bei seiner Ankunft eine Proclamation gegen Napoleon, um Desertion in den französischen Truppen zu veranlassen, aber sie blieb ohne Erfolg, wenn auch seine Anwesenheit eine gewisse Sensation im Lande

bewirkte. An die Stelle der Niedergeschlagenheit traten wieder Energie und Hoffnung und man forderte ihn laut auf, sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Solche Demonstrationen waren wohl ganz geeignet, den Stolz eines nach Ruhm und Popularität geizenden Mannes zu herauschen; aber der Herzog von Orleans wünschte sich keine gefährliche Popularität und keinen bestreitharen Ruhm. Er blieb vor der durch das Fieber der Verzweiflung übertriebenen Begeisterung ruhig, kehrte zu jener vorsichtigen Rolle zurück, die ihn aus allen Verlegenheiten so wohl heraushalf und lehnte die Verantwortlichkeit für die Anmaßung des Commando ab. Mit Gründen streiten, hieß in einer so kritischen Lage das Wohl der Massen gefährden; durch das Handeln aber konnte den Besiegten der Sieg wieder zugewendet werden und nach dem Erfolge erlangte er wohl auch Verzeihung für seine Kühnheit. Der Herzog von Orleans wagte es nicht, zu handeln. Obwohl er die Aufforderung an seinen Degen veranlaßt hatte, so wünschte er doch den Schein zu wahren, als gebe er nur dem Wunsche Spaniens nach und erhalte regelmäßig von der Regentschaft das Commando, das er erstrebt hatte. Er glaubte sogar seinen Aufenthalt in Catalonien nicht verlängern zu können, ohne alle Streitkräfte der französischen Armee nach dieser Provinz zu ziehen. Er schiffte sich deshalb nach Cadix ein, wo er am 20. Juni ankam, besuchte die Mitglieder der Regentschaft, um sich zu ihrer Verfügung zu stellen und kehrte Abends auf das Schiff zurück.

Nach einem einmonatlichen vergeblichen Harren erschien der Prinz unerwartet am 28. Juli im Regentschaftsrathe und

beklagte sich über die zweideutige Stellung, in der man ihn lasse. Man schickte sich darauf an, seinen Klagen gerecht zu werden und noch in derselben Sitzung über die verschiedenen Punkte der Denkschrift zu berathen, die sie enthielt, als der Prinz verlangte, man möge ihm schriftlich Antwort geben. Der Regenthschaftsrath erfüllte seinen Wunsch und erklärte 1) daß der Herzog eigentlich nicht aufgefordert, sondern daß ihm Erlaubniß gegeben worden sei, Dienst zu nehmen, weil er theils selbst, theils durch seinen Agenten Nicolaus von Broval mehrmals Anträge gestellt, man möge ihm erlauben, in der spanischen Armee zu dienen, um in derselben die Rechte des erlauchten Hauses Bourbon zu vertheidigen, auch die Genehmigung Ludwigs XVIII. und des Königs von England beigebracht habe, man also seinen Wünschen mit aller seinem hohen Range gebührenden Rücksicht nachgekommen und diese Erfüllung seiner Wünsche ihm in so zarten Ausdrücken gewährt worden sei, daß sie mehr wie eine Einladung als eine Genehmigung erscheine; 2) daß man dem Herzoge das Commando einer Armee in Catalonien angeboten habe, als die spanischen Waffen in diesem Fürstenthume glücklich gewesen wären und man sich von seiner Anwesenheit glückliche Resultate habe versprechen können; daß dagegen seine Ankunft in Tarragona leider in einer kritischen Zeit erfolgt sei, wo das Schicksal der Waffen sich geändert habe und eine Menge Hindernisse zusammengekommen sei, welche es unmöglich machten, ihm das Versprochene zu halten, Hindernisse, die vielleicht beseitigt worden, wenn der Herzog noch eine Zeit lang in Tarragona geblieben und nicht so eilig nach

Cadix gekommen wäre; — 3) daß die Regierung ernstlich sich damit beschäftigt habe und noch beschäftige, das ihm angebotene Commando oder ein ähnliches für ihn zu erhalten, daß aber die Umstände bisher ihren Wünschen nicht entsprochen hätten.“

Die Cortes, welchen die Angelegenheit des Herzogs von Orleans vorgelegt wurde, prüften dieselbe in ihrer Sitzung vom 2. Aug. Auf der einen Seite war man nicht abgeneigt, ihm das Commando über eine Armee zu übertragen, auf der andern aber fürchtete man den Zorn Englands, das sich diesem Plane widersetze. Der Gesandte Wellesley hatte bereits vertraulich mitgetheilt, daß er, wenn der Herzog ein Commando erhielte oder irgendwie in die militairischen oder politischen Angelegenheiten des Landes sich einmische, Befehl habe, gegen eine solche Maßregel zu protestiren und die englischen Truppen aus dem Lande zu entfernen. Dadurch wurde bestimmt die Billigung aufgehoben, welche das Cabinet von St. James und Ludwig XVIII. früher über die Schritte Ludwig Philipps geäußert hatten. Man hatte sich also, während man hoffte, daß sie nicht gelingen würden, vorbehalten, ihnen entgegenzutreten, wenn die Regentschaft gegen alle Erwartung sich durch das Anerbieten des Herzogs von Orleans bestechen ließe. Es ist überflüssig, noch den Beweis führen zu wollen, daß die englische Politik in diesem Falle nur der Empfindlichkeit des ältern Zweiges der Bourbons folgte, denn wer konnte ein größeres Interesse als Ludwig XVIII. haben, überall den wohl zu fürchtenden Einfluß des geachteten Gliedes der Familie zu bekämpfen?

Obwohl nun Ludwig Philipp von den Besorgnissen und dem Beschlusse der Cortes Kenntniß erhielt, wollte er doch einen letzten Versuch wagen. Er begab sich deshalb am 30. Septbr. auf die Insel Leon und bat um die Erlaubniß, in den Saal der Cortes treten und vor den Schranken sprechen zu dürfen. Man schlug es ab ihn zu empfangen und er kehrte unmittelbar, ohne die Regentschaft zu benachrichtigen, nach Cadix zurück. Fast in derselben Zeit erhielt der Gouverneur der Stadt die Weisung, ihn in artiger Weise zu veranlassen, seine Abreise zu beschleunigen. „Die Regentschaft“, sagt Lorenzo, „handelte wohl unbedacht oder vielmehr unredlich, als sie dem Herzoge Anerbietungen machte und später, um sie nicht zu erfüllen, den Vorwand brauchte, er selbst habe um ein Commando nachgesucht, — eine jeder Regierung, die edel und redlich handeln will, unwürdige Ausrede.“ Unserer Ansicht nach handelte man mehr aus Unbedachtsamkeit als Unredlichkeit. Der Gedanke ist gewiß peinlich, daß der Herzog das Spielwerk einer Intrigue war, wenn er sie auch zuerst anregte, und daß er nutzlos wegen einer Sache compromittirt wurde, die er vertheidigen wollte, — wir sagen compromittirt, weil es den Anschein gewinnen mußte, als ob die Sache der Bourbons Spaniens jener der Bourbons Frankreichs, denen mit den Waffen in der Hand zu dienen er sich immer aus Nationalgefühl geweigert hatte, in seinen Augen untergeordnet gewesen. Und warum soll die Aufrichtigkeit der Absichten der Regentschaft gegen Ludwig Philipp verdächtigt werden? Warum will man sie wegen einer Kleinmüthigkeit tadeln, welche bei einer schwachen

und schwankenden Regierung ganz natürlich war, die zwischen den Gefahren einer Revolution im Lande und den Drohungen eines mißtrauischen Verbündeten stand? Warum will man nicht auch auf die günstigen Umstände, unter denen die Centraljunta diese politische Intrigue angeknüpft hatte und auf die Krisis Rücksicht nehmen, in welcher sich die Regentschaft zur Zeit der Ankunft des Prinzen in Catalonien befand? Nicht die Menschen beherrschen die Ereignisse, sondern die Ereignisse reißen die Menschen mit sich fort. Die spanische Regierung, welche gewiß nicht zuerst daran gedacht hätte, sich an den Herzog von Orleans zu wenden, mußte bedauern, zu weit gegangen zu sein und ihr Unrecht bestand nur darin, daß sie ihren Fehler nicht offen eingestand. Sie wagte es nicht, die Verantwortlichkeit für ihr Verhalten England aufzubürden und wurde trotz ihrem guten Rechte der Sache nach schuldig, indem sie sich in roher Art von der Anwesenheit Ludwig Philipps befreite. Der Herzog von Orleans, der sich entfernen mußte, begab sich am 5. Octbr. auf die Fregatte „Esmeralda“, um nach Sicilien zu segeln und die Nachricht von seiner Abreise, die sogleich den Cortes mitgetheilt wurde, erregte da die laute Freude, welche man nach einer Gefahr, oder wenn das Herz von einem Gewissensbisse befreit ist, empfindet.

Dumouriez, welcher bei der ganzen Sache eine so thätige Rolle gespielt hatte und zwar zu einem bereits bekannten Zwecke, fühlte tiefen Verdruß, als er sah, daß Spanien den Herzog von Orleans zurückwies. In der Ueberzeugung, daß dieser Prinz allein dem Kriege einen Sinn geben und selbst der englischen

Politik große Dienste leisten könnte, wenn er mit der dreifarbigem Cocarde und der Nationalfahne auf den Pyrenäen erschiene, schrieb der alte unversöhnliche Feind Napoleons an Wellington, um sich bitter darüber zu beklagen, daß eine ungeschickte Intrigue alle seine Pläne vereitelt habe. Der englische General antwortete mit folgenden Worten:

„Ich habe vor einigen Tagen Ihren Brief vom 27. Decbr. erhalten. Ich schreibe Ihnen einige Worte über das, was Sie mir von dem Herzoge von Orleans sagen. Dieser Prinz, den ich nur dem Rufe nach kenne und für den ich die höchste Achtung hege, ist in Spanien mit Unglück aufgetreten. Von der Regentschaft berufen, glaube ich, oder wenigstens aufgemuntert, nach Spanien zu kommen, um eine Armee zu commandiren, welche die spanische Regierung in ihren Träumen an der französischen Grenze und hauptsächlich aus Franzosen bilden wollte, landete er in Tarragona; man sagte mir, er sei nicht gut empfangen worden; er schiffte sich wieder ein und ging nach Cadix. Er hatte Personen bei sich, die seines Vertrauens völlig unwürdig und sehr wenig verschwiegen waren und schon am Tage, an welchem er angekommen war, von dem Vortheile zu reden anfingen, welchen die spanische Nation haben würde, wenn der Herzog von Orleans Regent wäre. Endlich versammeln sich die Cortes und sie lassen dem Herzoge sogleich sagen, er möge sich binnen vierundzwanzig Stunden entfernen und als dann der Herzog allein, glaube ich, auf die Insel ging, um den Cortes seine Achtung zu bezeigen, ließen sie ihm sagen, er möge sich sofort entfernen, befahlen auch dem General Castanos,

Anstalten zu treffen, um sie zu schützen. Sie glauben, der General Castanos begünstige die Pläne des Prinzen, ich sage Ihnen aber, daß er sich die Vorbereitungen zum Verdienst anrechnete, die er an diesem Tage getroffen hatte, um die Cortes zu schützen und ihren Befehlen Nachdruck zu geben. Ich weiß sehr wohl, daß man Ihnen gesagt hat, der Herzog glaube, alles was geschehen, sei durch die Intriguen der Engländer veranlaßt worden, aber ich erkläre, daß, wenn ich den Herzog von Orleans in Spanien hätte unglücklich werden lassen wollen, ich ihn nur auf dem Wege weiter gehen zu lassen brauchte, den er unglücklicher Weise betreten hatte."

Dumouriez, der zäh an seinen Ansichten hing und durch seinen Haß gegen den Kaiser verblindet wurde, sah nicht ein, daß das Nationalgefühl, welches seinen Jüdling bis dahin immer verhindert hatte, seinen Degen gegen Frankreich zu ziehen, in der Zukunft die schönste Perle jener Krone werden müsse, welche er auf dem Haupte desselben glänzen zu sehen wünschte. Ohne also den guten Gründen Wellingtons sich zu fügen, drang er in denselben, daß man Ludwig Philipp in thätiger und für die Bourbons nützlicher Weise verwende. „Mylord“, schrieb er ihm, „ich danke Ihnen für den Brief, welcher das beantwortet, über was ich Sie wegen des Herzogs von Orleans fragte. Sie können überzeugt sein, daß er durch die Regentschaft eingeladen worden ist, daß seine Abreise ein Gegenstand der Unterhandlung des spanischen Ministers in Palermo mit dem Könige und dem Herzoge gewesen und die Venganza abgeschickt worden ist, um ihn direct nach Spanien

zu bringen. Ich habe alle schriftlichen Beweise dieser Thatsache gesehen und was seine gute Aufnahme in Catalonien betrifft, so sende ich Ihnen das Diario de Tarragona, welches ausführlich darüber spricht. Bei seiner Ankunft in Cadix erst änderte sich Alles; die Cortes waren gegen ihn eingenommen und die Regentschaft ergriff ebenso lächerliche als unredliche Maßregeln gegen den Prinzen. Ich glaube, es wäre ein wirklicher Vortheil für den Erfolg dieses Krieges und für Sie selbst gewesen, wenn dieser Prinz in Catalonien geblieben wäre, wie es die ganze Provinz wünschte; ich bin davon so fest überzeugt und glaube selbst, daß es für unsere weitem Operationen noch jetzt von Nutzen sein könnte, daß ich wünsche, Sie würden von dem Ministerium ermächtigt, dem Prinzen zu erlauben, sobald als möglich als Freiwilliger sich zu Lord William Bentinck, seinem vertrauten Freunde, zu begeben, damit Sie ihn in der Nähe hätten, um an der Grenze von Bearn ein Corps zu bilden, mit dem er sobald als möglich in die Heimath des großen Heinrich IV., seines Ahnherrn, einrücken könnte. Die Anwesenheit des Herzogs von Orleans in dieser Provinz würde mit der Unterstützung des englisch-sicilianischen Armeecorps und der Catalonier eine große Sensation in den südlichen Provinzen Frankreichs machen und den allgemeinen Aufstand zu Gunsten der Bourbons begünstigen, deren Erfolg allein einen dauerhaften Frieden herbeiführen kann. Der Herzog von Orleans ist in Ihren Händen ein Werkzeug, dessen Verwendung durch Ihr Genie Ihnen unberechenbare Vortheile geben wird.“

Unterdeß erwartete ein glückliches Ereigniß den Herzog von

Orleans in Palermo und ließ ihn seinen Unwillen vergessen. Am 2. Septbr. hatte die Herzogin von Orleans einen Sohn geboren, den man Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich Joseph von Orleans, Herzog von Chartres nannte. Ferdinand IV. und die verwittwete Herzogin von Orleans waren die Taufpächter dieses Kindes, dessen Geburt damals die Leiden der Verbannung milderte und dessen Tod zweiunddreißig Jahre später die Zukunft einer Dynastie erschüttern konnte. Ludwig Philipp nahm mit unbeschreiblicher Freude das erste Pfand einer durch die Liebe geknüpften Verbindung auf. Er benachrichtigte alle Mitglieder seiner Familie davon und bat Ludwig XVIII., der zweite Pächter des Herzogs v. Chartres zu sein *).

Der Herzog fand nach seiner Rückkehr Sicilien im Zustande der Revolution. Murat nahm wie Ferdinand IV. den Titel eines Königs beider Sicilien an, was bei den beiden Nebenbuhlern die Absicht verrieth, mit den Waffen in der Hand zu versuchen, welchem der Sieg verbleibe. Ferdinand und Marie Caroline waren indeß über die Mittel zur Wiedereroberung ihres Reiches durchaus nicht einig. Ferdinand rechnete auf die Unterstützung Englands, das ihm eine jährliche Beisteuer von

*) Am 17. Januar 1811 schrieb Ludwig XVIII.: „ich habe einen Brief von dem Herzoge von Orleans vom 1. Novbr. aus Palermo erhalten. Er meldet mir die Geburt seines Sohnes und entschuldiget sich, mich nicht zum Pächter des Kindes gebeten zu haben, mit den Worten, der König von Neapel habe Pächterstelle vertreten wollen. Er bittet mich jedoch, zweiter Pächter in Verbindung mit der Königin zu sein, an die er ebenso schreibt.“

400,000 Pf. St. bewilligte, in Sicilien eine Armee von 20,000 Mann unterhielt und die Insel durch die starke Flotte schützte, welche es im Mittelmeere hatte. Murat besaß keine Marine, die Engländer aber hielten es für gerathen, bei der Defensivbe zu bleiben. Die Königin schloß aus dieser Vorsicht nichts Gutes. In der Ueberzeugung, daß das Cabinet von St. James ein Interesse dabei habe, Sicilien unter seiner Botmäßigkeit zu erhalten und aus diesem Grunde der Wiedererhebung ihres Gemahls auf den Thron Neapels sich widersetze, bemüdete sie sich, dem Einflusse der Engländer ein Gegengewicht entgegenzusetzen und suchte die Mitwirkung derselben entbehrlich zu machen. Sie hätte aber, um diesen Zweck zu erreichen, zuerst die Zuneigung der Sicilianer erlangen müssen, welche, geschworene Feinde der Neapolitaner und schon unzufrieden darüber, daß sie sich von den Regierungsämtern ausgeschlossen sahen, laut gegen die Pläne der Königin murrten, so daß der Hof von Palermo von einer schrecklichen Katastrophe bedroht war. Man begreift, daß die Lage des Herzogs unter diesen traurigen Umständen eine sehr schlimme war; er stand zwischen seiner Theilnahme an den Interessen des Landes, das ihn gastlich aufgenommen hatte und seinen Pflichten gegen seine neue Familie und versuchte deshalb in ehrerbietigen und gemessenen Worten die Königin Marie Caroline, die wirklich allein herrschte unter dem Namen eines charakterlosen Gemahls, zu vernünftigen Ansichten zu bewegen. Er rieth ihr gemeinschaftliche Sache mit England zu machen, die Sicilianer zur Macht zu berufen und vor Allen die alten Freiheiten der Nation zu achten. Die Königin ver-

schmähet die weisen Bemerkungen ihres Schwiegersohnes und der Prinz, der die Hoffnung aufgab, seinem Systeme Geltung zu verschaffen, zog sich in sein Landhaus Bagaritta zurück. Es geschah, was er vorausgesehen hatte; der Despotismus des Hofes erbitterte das Parlament; es brachen auf mehreren Punkten Aufstände aus und bald erhob sich ganz Sicilien. England schritt ein; Ferdinand legte die Krone zu Gunsten des Erbprinzen nieder und Marie Caroline suchte eine Zuflucht in Oesterreich, in dem Schlosse Hohenburg bei Wien, wo sie am 7. Septbr. 1814 starb.

Während die Halbinsel der Schauplatz eines wilden Krieges war, in welchem die französischen Soldaten unter dem Dolche der Guerillas fielen, sah Napoleon, welcher Josephine verstoßen hatte, um sich mit Marie Louise zu vermählen, seine heißesten Wünsche durch die Geburt des Königs von Rom gekrönt (20. März 1811). Seine Dynastie schien nun fest begründet zu sein und Frankreich, das mit ganz Europa im Kriege begriffen war, genoss endlich in der Ruhe die Frucht seiner Siege. Aber es war die Ruhe vor dem Gewittersturme, denn Europa, das endlich das Joch des kaiserlichen Despotismus abschütteln wollte, dachte an die Mittel, einen Abgrund vor den Füßen Napoleons zu graben. Die Aufrechterhaltung des Continentsystems war natürlicherweise der Vorwand zur Erneuerung der Feindseligkeiten. Rußland verletzte zuerst die Verträge, indem es den Engländern seine Häfen öffnete und Schweden folgte dem Beispiele bald. Damit verbanden sich dann Anforderungen, welche Napoleon zurückwies und die

Abreise des russischen Gesandten war das Signal zum Kriege. Dieser Feldzug, dessen Ursache so populair als gerecht war, begann nochmals unter den Auspizien des Sieges. In einigen Monaten rückten 600,000 M. mit 1200 Geschützen gegen das unermessliche Czarenreich. Nichts vermochte ihren raschen Triumphzug aufzuhalten. Smolensk und die Moskwa waren blutige Niederlagen der Russen und bald fiel sogar Moskau in die Hände der Franzosen. Aber der Freude folgte plötzlich die Trostlosigkeit. Die verzehrenden Flammen breiteten ihre Feuerflügel über die heilige Stadt aus und ließen dem Sieger nur schauerliche Ruinen. Nach dem Brande kamen die Kälte und der Tod mit allen Schrecken und vergebens bot Napoleon denen, welche er geschlagen und tief in ihr Reich zurückgedrängt hatte, den Frieden. Er mußte seinen Träumen von europäischer Eroberung entsagen und von den Elementen besiegt, an den Rückzug denken. Da begann für ihn eine Reihe von Unfällen, denen nur 60,000 M. zu entgehen vermochten. Der Bericht über dieses riesige Unglück verbreitete Entsetzen in der Hauptstadt, wo der kühne Versuch des General Mallet beinahe die Macht des Kaisers gestürzt hätte (13. Octbr. 1812). Kaum war Napoleon wieder in Paris eingetroffen, als er, jetzt von Preußen bedroht, dem Sturme die Stirn bot, und an der Spitze von 300,000 M. schlug er die Russen und Preußen bei Lüzen, Bautzen und Würschen. Oesterreich und Schweden schlossen sich dem besiegten Rußland und Preußen an, aber sie büßten schwer bei Dresden, wo sie Moreau und 40,000 M. auf dem Schlachtfelde ließen (27. Aug. 1813). Vor Leipzig

sammelte Napoleon seine Truppen von neuem, um die Armee-corporps Ney's, Reggios, Macdonalds und Lauristons zu rächen, als die Sachsen und Würtemberger von seinen Fahnen sich trennten.

Nach einem solchen Abfalle war nur noch in dem Rückzuge Heil zu erwarten. Auch er war von schrecklichen Unfällen begleitet. Zahllose Heere zogen gegen Frankreich. Die Russen drangen durch die Schweiz ein, die Preußen mit den schwedischen, sächsischen und bairischen Truppen bewachten die Rheinlinie, die Oesterreicher überzogen von Tyrol aus Italien, und Spanien, das endlich von den Franzosen befreit war, schloß sich den Engländern und Portugiesen unter Wellington an, die bereit standen, über die Pyrenäen zu gehen. Alle diese drohenden Heere, welche von der Coalition vereinigt worden waren, um den kaiserlichen Riesen zu stürzen, zählten eine Million 95,000 Soldaten. Napoleon konnte ihnen nur ungleiche Streitkräfte entgegenstellen; sein Genie, das so oft die Schwäche der Truppen ersetzt hatte, fehlte ihm auch bei dem unsterblichen Feldzuge von 1814 nicht, aber er hatte nicht mehr das unbedingte Selbstvertrauen, das zum Gelingen so nothwendig ist. Der Zweifel hatte den Weg in seine Seele gefunden, sobald er die Unzufriedenheit seiner Generale ahnete und überdies wurde er mehr durch den Verrath als durch die Waffen besiegt. Frankreich, das er so mächtig und ruhmreich gemacht hatte, hätte aus Nationalstolz wenn nicht aus Dankbarkeit den letzten Tropfen seines Blutes vergießen sollen, aber selbst Frankreich verließ seinen Helden am Tage der Gefahr. Es wollte Frieden,

den Frieden um den Preis seiner Eroberungen und nichts hielt es in seinen Opfern zurück. Napoleon hatte es groß und geehrt gemacht; das undankbare Frankreich zog die Schande vor, die ihm die heilige Allianz bot. Champ-Aubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Baux-Champs, Rangis, Montereau, Craonne fügten neue glänzende Perlen in die Krone des großen Feldherrn.

Alexander und die Engländer wünschten in der Bestürzung einen Augenblick zu unterhandeln, aber es schien dem Geschicke zu gefallen, alle bewundernswürdigen Berechnungen des Kaisers zu vernichten und Blücher und Schwarzenberg kamen in Eilmärschen unter den Mauern von Paris an, wo der Marschall Mortier befehligte. Auf die Kunde davon eilte Napoleon zur Hilfe herbei und sandte dem Marschall den Befehl, die Belagerung bis zu seiner Rückkehr auszuhalten. Die Pariser griffen zu den Waffen; die Invaliden, die Zöglinge der polytechnischen Schule und der Schule zu Alfort, 10,000 M. Nationalgarde und 20,000 M. reguläre Truppen hielten den Feind einen Tag im Schach. Vergebens! der Verrath zerstörte das Werk des Muthes; am 31. März öffnete Paris den Verbündeten seine Thore; die Kaiserin und die Mehrheit des Ministeriums flüchteten hinter die Loire. Die weiße Cocarde hatte sich auf den Straßen gezeigt und man rief bereits: es lebe Ludwig XVIII., es lebe der König von Frankreich! Als der Kaiser, der mit 50,000 M. anrückte, die Capitulation von Paris erfuhr, zog er sich traurig und düster nach Fontainebleau zurück.

Am 3. April sprach ein Decret des Senats die Absetzung seiner Dynastie aus; gebrochen durch so viele Seelenleiden, durch so viele aufeinanderfolgende Schläge, unterzeichnete er seine Abdankungsacte und reisete nach der Insel Elba ab, deren Souverainetät ihm die heilige Allianz durch den Vertrag von Fontainebleau, nebst einer Leibwache von 400 M. und einem Budget von 2 Mill. Fres. sicherte.

zwölftes Kapitel.

Erste Restauration. — Einzug Ludwig XVIII. in Paris. — Die constitutionelle Charta. — Vertrag von Paris. — Der Herzog von Orleans und der Fürst Koslowski. — Der Herzog von Orleans verläßt Palermo; Ankunft in Paris; Besuch im Palais Royal. — Wiedersehen des Prinzen und Ludwig XVIII. — Worte Lafayettes über den Herzog von Orleans. — Der Prinz kehrt nach Sicilien zurück, um seine Familie zu holen und bezieht das Palais Royal. — Geburt des Herzogs von Nemours. — Kälte des Königs gegen den Herzog von Orleans. — Retrograde Tendenzen der Regierung. — Zustand der Parteien. — Congress zu Wien. — Napoleon landet; Entsetzen des Hofes. — Hingebung des Herzogs von Orleans; er will in Lyon das Commando eines Armee-corps übernehmen. — Triumphrückkehr des Kaisers. — Der Herzog von Orleans und der General Simmer. — Abreise der Herzogin von Orleans und ihrer Kinder nach England. — Der Herzog von Orleans besucht die Festungen an der Nordgrenze. — Schöne Worte des Prinzen; seine Proclamation vom 20. März; Ausspruch Napoleons darüber. — Der Kaiser in den Tuileries. — Der König geht über die Grenze. — Brief des Herzogs von Orleans an den Marschall Mortier. — Der Prinz und die Prinzessin Adelaide reisen nach England ab. — Die hundert Tage. — Letzter Widerstand der Royalisten. — Rüstungen der heiligen Allianz. — Friedliche Absichten Napoleons. — Zusatzacte. — Feierlichkeit auf dem Marfelde. — Verrath; Siege; Waterloo. — Napoleon im Palaste Elysée. — Feigheit des gesetzgebenden Körpers. — Undankbarkeit Lafayettes. — Napoleon dankt ab zu Gunsten seines Sohnes. — Verrath Fouqués. — Worte Lafayettes gegen die ältern Bourbons. — Napoleon verläßt Malmaison und begiebt sich nach Rochefort; er besteigt den „Vellephoron“. — Schmachvolles Benehmen Englands gegen ihn. — Capitulation von Paris. — Einzug der Verbündeten. — Schluß der Kammern. — Rückkehr Ludwig XVIII.

Die Capitulation schützte Paris vor den Schrecken des Krieges, aber Frankreich wußte nicht, welche Regierungsform

ihm vorbehalten sei. Es boten sich verschiedene Combinationen dar. Man schwankte zwischen der Regentschaft der Kaiserin und den Bourbonn; sogar den Namen des Herzogs von Orleans sprach man aus. Die Regentschaft wurde verworfen. „Den Herzog von Orleans kannte man noch nicht genug und es gehörten einige Jahre dazu, daß die Bürgerschaft ihn würdigen lernte und sich daran gewöhnte, ihn als ihr natürliches Haupt zu begrüßen“ (Louis Blanc). Der ältere Prinz der Bourbonn fand also die größte Zahl Anhänger. Die Royalisten benutzten die Ungewißheit, um sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen. Der Graf von Artois war bereits in Frankreich angekommen und hatte sich bis Nancy begeben; der Herzog von Angouleme war in Bordeaux mit einer Begeisterung empfangen worden, die sich gar nicht erklären ließ. Derselbe Senat, der seinen Götzen gestürzt hatte, bildete endlich eine provisorische Regierung, welche aus Talleyrand, Beurnonville, Faucourt, Dalberg und Montesquiou bestand und berief Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich auf den Thron, indem er ihm eine flüchtig entworfene Constitution vorlegte. Ludwig XVIII. prüfte diese Constitution in seiner Einsamkeit zu Hartwell und war fast versucht sie anzunehmen, wurde aber durch die Vorurtheile und Einwürfe des Herrn von Blacas davon abgebracht. Der König verließ in Begleitung seiner Familie am 18. April Hartwell, kam am 20. in London an und begab sich nach Dover, von wo ihm eine königliche Yacht nach Calais brachte. In St. Duen erließ er am 2. Mai eine Grundsatz-erklärung, die geschickt abgefaßt war, um seine Ankunft in

Paris vorzubereiten und bald gab er eine constitutionelle Charte seiner Art. Die Verbündeten ihrer Seite rühmten zwar fortwährend ihre Großmuth, knüpften ihren Abzug aber an harte Bedingungen und der Vertrag von Paris (30. Mai) beschränkte Frankreich auf die Grenzen von 1792 und gab ihm zum Troste seine Colonien zurück, Guiana, Senegal, Martinique, Guadeloupe, Bourbon, Pondichery.

Während alle diese großen Ereignisse in Frankreich geschahen, befand sich der Herzog von Orleans in Sicilien, wo man am 22. April die Abdankung des Kaisers und die Restauration der Bourbons noch nicht kannte. Einzig beschäftigt, durch Sparsamkeit die Apanage zu vermehren, die er durch die Vermählung mit der Tochter Ferdinands IV. erhalten hatte, hielt er sich von den politischen Intriguen fern und suchte keine andern Freuden als die des Familienlebens. Das Studium war wie früher seine liebste Zerstreuung. Gleichheit der Neigung und Ideen hatte ihn dem Fürsten Koslowski genähert, den er um das Jahr 1812 in Cagliari kennen lernte. Nichts glich dem Reize dieser Freundschaft, deren Banden jeder Tag enger zog und in den Stunden vertrauter Plauderei, die sie mit einander am Meeresufer verbrachten, vergaß der erlauchte Verbannte gar oftmals die Pein des Exils. Seine politischen Ansichten, seine Meinungen über die Tagesereignisse, seine geistreichen Bemerkungen über die Literatur und besonders seine Auseinandersetzungen über die Meisterwerke Shakespeares setzten den Fürsten Koslowski, einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, in Stauen.

Verwunderung und Verlegenheit“, wiederholte er später oftmals; „in allen Gegenständen, in Wissenschaft, Geschichte, Staatswirthschaft, hält er mir Stand und schlägt mich; am meisten aber bewundere ich an ihm seine muthige Ergebung im Unglück und seine tiefe Kenntniß der Menschen. Er sieht sie so wie sie sind und doch beurtheilt er sie ohne Bitterkeit. In der Verbannung wendet er immer die Augen mit Sehnsucht nach seinem Vaterlande und immer hat er sich geweigert, denen sich anzuschließen, welche es mit den Waffen in der Hand wieder erobern wollten. Von ihm konnte man nicht sagen: er habe nichts gelernt und nichts vergessen; er gehört als Mensch und Fürst ganz seiner Zeit an.“ Im März 1814 landete ein Officier, der von Chatillon-sur-Seine kam, in Palermo, wo man lange ohne Nachrichten geblieben war. Man bestürmte ihn mit Fragen und er erzählte, daß die Verbündeten mit dem Kaiser Frieden geschlossen hätten. Der bestürzte Hof von Palermo verzweifelte, die schönste Hälfte seines Reiches wiederzuerlangen, als die Ankunft eines englischen Schiffes die ganze Stadt in Aufruhr brachte. Der Herzog von Orleans eilte in den Palaß des Gesandten. Der letztere sah ihn, trat ihm entgegen und sagte mit strahlendem Gesichte: „ich wünsche Ihnen Glück; Napoleon ist gestürzt und die Bourbons haben den Thron ihrer Väter wieder eingenommen.“ Da der Prinz noch zweifelte, reichte der Gesandte ihm den Moniteur und jede Ungewißheit schwand alsbald. Er wollte zuerst diese Nachricht dem Könige überbringen, der in seiner Freude ausrief: „Alle meine Kanonen sollen einen so schönen Tag bezeichnen und wir wollen kriegend

heute dem Himmel danken.“ Am andern Tage begab sich der Commandant des englischen Schiffes zu dem Herzoge von Orleans und sagte zu ihm: „der Admiral Sir William Bentinck sendet mich zu Ew. Hoheit. Er ist in Genua, dessen er sich bemächtigt hat, aber wenn Sie die Absicht haben, nach Frankreich zurückzukehren, soll ich mich zu ihrer Verfügung stellen.“ Der Prinz zogerte keinen Augenblick dieses Anerbieten anzunehmen. Nur mit einem Bedienten verließ er am 14. April Palermo, landete in Marseille, reisete ohne Aufsehen durch Frankreich und stieg in Paris in einem Hôtel-Garni ab. Da er dem Wunsche nicht widerstehen konnte, die Wohnung seiner Väter wiederzusehen, so ging er, ohne erst auszuruhen, aus, durch die Straße Richelieu hindurch und gelangte durch die Passage Beaujolais in die Galerie des Palais Royal. Nachdem er in derselben umhergewandert und den Garten nach allen Richtungen hin durchschritten hatte, gelangte er durch den Säulenhof bis zum Thore der großen Treppe in der Vorhalle. Das Thor stand offen und er wollte hineintreten; der Thürsteher aber, der noch die kaiserliche Livree trug, wollte ihn nicht hinaufgehen lassen. Mit einem Male sank der Fremde, von der Rührung überwältiget und mit Thränen in den Augen auf seine Knie und küßte die Stufen. Der Thürsteher, der ihn anfangs für verrückt hielt, errieth endlich die Wahrheit und beeilte sich, seinen Fehler wieder gut zu machen.

Der Herzog von Orleans begab sich in sicilianischer Uniform in die Tuilerien. Ludwig XVIII. nahm ihn wohlwollend auf. „Vor fünfundzwanzig Jahren“, sagte er zu ihm, „waren Sie

Generallieutenant; Sie sind es noch.“ — „Sire“, entgegnete der Herzog, „so werde ich in Zukunft in dieser Uniform vor Ew. Maj. erscheinen.“ Der König ernannte den Prinzen überdieß zum Generalobersten der Husaren (15. Mai), gab ihm alle Güter seiner Apanage zurück und erteilte ihm unter der bestehenden Ceremonie das St. Ludwigskreuz. Der Herzog leistete kniend vor dem Könige, der mit dem bloßen Degen vor ihm stand, den Ordenseid, welchen der Kriegsminister vorlas. Dann wollte ihn Se. Maj. nach dem Herkommen umarmen, aber in dem Augenblicke, als er den Prinzen aufheben wollte, neigte sich dieser von neuem und küßte dem König ehrerbietig die Hand. So viele Gunstbezeugungen bewiesen allerdings weniger für die Freundschaft Ludwigs XVIII. gegen seinen Vetter, als für seinen Wunsch, alle Gebräuche und Sitten der alten Monarchie wieder aufleben zu lassen. Die Anwesenheit Ludwig Philipp's am Hofe erregte Neugierde. Trotz seiner Ausöhnung mit dem ältern Zweige grollten ihm die alten Royalisten, während die liberalen Ansichten seiner Jugend ihm geheime Zuneigung erwarben. „Die Art, in welcher der Herzog von Orleans bei meinem Sohne, den er in den Vereinigten Staaten gesehen hatte, sich nach mir erkundigte“, sagt der General Lafayette in seinen Erinnerungen von 1814 — 15, „machte es mir zur Pflicht, zu ihm zu gehen. Er äußerte seinen Beifall über diesen Schritt und deutete damit wahrscheinlich auf meinen ehemaligen Streit mit seiner Familie; er sprach von der Zeit der Verbannung, von der Gleichheit unserer Meinungen, von seiner Achtung für mich und zwar in Ausdrücken, die

so hoch über den Vorurtheilen seiner Familie standen, daß ich in ihm den einzigen Bourbon erkennen mußte, der mit einer freien Constitution verträglich ist.“ Diese Ansichten über den Prinzen theilten einige Männer, welche durch die Rückkehr des ältern Zweiges betrübt worden waren. Sein Name, einer der schönsten in Frankreich, hatte einen angenehmen Klang, wenn er auch nicht gerade populair war. Dies reichte hin, Ludwig Philipp zu großer Vorsicht in der Wahl seiner Umgebung zu veranlassen, wenn er am Hofe kein Mißtrauen erregen wollte.

Im folgenden Juli schiffte sich der Prinz auf der „Stadt Marseille“ mit seinen Adjutanten, dem Baron Uthalin und dem Grafen v. Sainte Audegonde, ein, um seine Familie zu holen, die er im Anfange des Septembers in dem Palaste seiner Väter einführte. Dieser Einzug wurde durch die Geburt Ludwig Karl Philipp Kafael's von Orleans, Herzogs von Nemours (25. Octbr.) geweiht. Es war dies eine Diversiön für die kleinen Neckereien und Plackereien, deren Gegenstand der Herzog von Orleans bereits im Schlosse war, wo ihn bei seiner Rückkehr Kälte und Mißtrauen empfangen. Ludwig XVIII. bemühte sich, den Prinzen in der Ferne zu halten, entweder aus persönlichem Grolle oder weil er auf den Rath seiner Umgebungen hörte. Der Frau-Herzogin von Orleans gebührte z. B. als königl. Hoheit und Tochter eines Königs das große Entrée; für ihren Gemahl aber öffnete man nur eine Flügelthür. Uebrigens blieb Ludwig Philipp, welcher die Restauration jeden Tag entschiedener dem Rückschritte huldigen sah, klüglicherweise von den politischen Intriguen fern. Für den

Grafen von Artois und dessen Höflinge, welche das Königthum von neuem an den Rand des Abgrundes rissen, waren die Lehren des Unglücks völlig nutzlos gewesen. Die Privilegien erschienen wieder. Die Geistlichkeit, welche ihre Zehnten und ihre verkauften Güter zurückforderte, setzte die Hauptstadt durch das veraltete Schauspiel der Frohnleichnamsp processionen, der erneuerten Ceremonien des Gelübdes Ludwigs XIII. und der Vorbereitungen zum Sühnopfer zur Ehre Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes in Erstaunen. Jeden Augenblick verletzte der Hochmuth des alten Adels den Adel des Kaiserreichs und rief da Haß hervor, wo er sich eine Stütze hätte sichern sollen. Die Reaction machte sich sogar in den beiden Kammern fühlbar, wo man die Männer der Revolution beleidigte. In den meisten Departements ließ man ungestraft Bonapartisten und Jacobiner ermorden. Das Preßgesetz war das erste Attentat gegen die Charte. Kurz die Session, welche die Unpopularität des Ministeriums und die moralische Ueberlegenheit der Opposition über die ministerielle Majorität recht hervorhob, hatte kein anderes Resultat, als daß sie gerechte Besorgnisse im Lande verbreitete. Zu allen diesen Fehlern der Restauration kamen Schwierigkeiten, die ganz natürlich durch den Groll verletzter Eigenliebe und durch die Bemühungen derjenigen hervorgerufen wurden, welche die Rückkehr zum Despotismus und zum alten Regime fürchteten. Drei Parteien kämpften gegen die Bestrebungen der Regierung. Die eine bestand aus den alten Republikanern, an deren Spitze man Carnot, Barras, Gregoire und Lambrechts sah. Die zweite umfaßte die Constitutionellen,

von denen einige den Herzog von Orleans wünschten. Die dritte endlich und dieß war die mächtigste und gefährlichste, conspirirte in Paris zu Gunsten Napoleons in den Salons der Königin Hortense. Die Kaiserlichen stützten sich auf die Anhänglichkeit der Armee, welche sich nach ihren Ablern und ihren drei Farben sehnte. Fouché gehörte in Geheimen zu diesen drei Parteien, verpflichtete sich zwar gegen Niemanden, war aber bereit, dem Glücklichsten zu dienen. So war die Stimmung der Gemüther, als die Demüthigungen des Wiener Congresses die Ursachen der Unzufriedenheit vermehrten und die allgemeine Aufregung steigerten. Alle Könige fanden sich bei diesem Congresse ein, um ihren Antheil von der Hinterlassenschaft des großen Reiches Napoleons zu fordern. Frankreich, dessen Grenzen der Pariser Vertrag bestimmt hatte, erschien daselbst ohne alle Forderung, aber um seinen Einfluß im Interesse des europäischen Gleichgewichtes geltend zu machen. Sein Hauptzweck war die Rechte des Königs von Sachsen und die des Hauses Bourbon auf den Thron Neapels zu vertheidigen, den Murat inne hatte. Der Vertreter Spaniens, Herr von Labrador, sollte Frankreich in Bezug auf Neapel unterstützen, so daß der König beider Sicilien, von diesen beiden verbündeten Mächten unterstützt, wohl auf die Zurückgabe seines Erbes rechnen konnte. Es kam bei diesen beiden Fragen wirklich darauf an, dem Prinzip der Legitimität, kraft dessen Ludwig XVIII. wieder auf den Thron seiner Ahnen gesetzt worden war, den Sieg zu verschaffen. Der König nahm besondern Antheil an dem Könige von Sachsen; der Graf von Artois,

die Herzogin von Angoulême, der Herzog von Orleans und seine Familie boten ihren ganzen Einfluß auf, die Beendigung der Angelegenheit Neapels zu beschleunigen. Der Eifer, den man für die Sache äußerte, ging so weit, daß man Ursache hatte, den nahen Bruch des kaum geschlossenen Friedens zu fürchten. So standen die Sachen und alles deutete auf eine Revolution hin, als die Nachricht sich plötzlich verbreitete, Napoleon sei mit einigen hundert Mann in dem Golf Juan gelandet. In den Tuileries herrschte Entsetzen; der König, den man vergebens zu beruhigen suchte, theilte die Sicherheit des Herrn von Blacas nicht. Er berief die Kammern, befahl auf Bonaparte zu fahnden und rief die Nationalgarde auf. Die Tage vom 5. und 6. März wurden darauf verwendet, außerordentliche Maßregeln vorzuschlagen. Die Militairdivisionen erhielten Befehle durch den Telegraphen und das Armeecorps, welches wegen der Conferenzen des Wiener Congresses in Lyon zusammengezogen war, wurde rasch gegen Grenoble dirigirt. Am Abend des 5. um elf Uhr begab sich der Herzog von Orleans auf die Aufforderung des Königs in die Tuileries. „Sire“, sagte er, „ich bin bereit, Ihr Glück und Unglück zu theilen; ich gehöre zu Ihrer Familie, bin aber Ihr Unterthan; verfügen Ew. Maj. über mich, wie es Ihnen zur Ehre und zum Frieden Frankreichs gefällt.“ Ludwig XVIII. trug ihm auf, den Grafen von Artois nach Lyon zu begleiten, um mit ihm und dem Marschall Macdonald den Befehl über das dortige Armeecorps zu übernehmen. Ludwig Philipp wollte dem Könige bemerklich machen, daß es vielleicht von Nutzen sei, wenn

ein Prinz von Gebüt bei ihm bleibe, aber er erhielt den Befehl, sich zu Monsieur zu begeben, der ihm vorausgeeilt war und reisete am 7. März ab. Napoleon war nach Grenoble gekommen, hatte die Garnison mit dem Regimente Labedoyère an sich gezogen und rückte in Eilmärschen gegen Lyon. Nichts vermochte den Flug des Adlers aufzuhalten und das ganze Volk strömte unter begeistertem Jubel der dreifarbigten Fahne entgegen. Macdonald meldete dem Herzoge von Orleans die Ankunft des Kaisers. „Ew. Hoheit“, setzte er hinzu, „es ist kein Augenblick zu verlieren; Monsieur muß benachrichtigt und zur Abreise veranlaßt werden.“ Beide begaben sich zu dem Grafen von Artois, drangen in das Zimmer desselben und der Marschall rief, indem er die Bettvorhänge auseinanderzog: „Stehen Sie auf, Bonaparte kommt.“ Der Prinz ließ es sich nicht zweimal sagen und bereitete sich zur Abreise. Ludwig Philipp, der selbst nach Paris zurückkehren mußte, begegnete unterwegs dem 72. Infanterie-Regimente, das der General Simmer (später Deputirter) befehligte. „Schätzen Sie sich glücklich, königl. Hoheit“, sagte der General zu ihm, „denn wir verwechseln Sie nicht mit den Trägern der weißen Cocarde, die von dem Glücke Frankreichs nichts verstehen.“ Nach seiner Rückkunft sandte der Herzog insgeheim seine Gemahlin und seine Kinder nach England, denn der König wollte sich der Abreise derselben widersetzen. Die Prinzessin Abelaide beschloß bei ihrem Bruder zu bleiben. In den Tuilleries war alles verändert und Ludwig XVIII., der sich die Wichtigkeit der Ereignisse nicht verheimlichte, erkannte endlich die Fehler seiner

Regierung. Der Herzog von Orleans, den man damals nicht mehr so kalt behandelte, begleitete ihn in seinem Wagen zur königl. Sitzung vom 16. März. Der König trug an diesem Tage zum ersten Male den Stern der Ehrenlegion. „Sehen Sie dies?“ fragte er den Prinzen. — „Ich hätte es lieber früher gesehen“, antwortete der Letztere; „aber besser spät als niemals.“

Der Herzog wohnte auch einem geheimen Rathe bei, in welchem entschieden werden sollte, nach welcher Seite hin Ludwig XVIII. seinen Rückzug zu nehmen habe und er meinte, der König dürfe sich nicht nach der Loire wenden. Da ihn der Oberbefehl in den Departements des Norden übertragen worden war, reiste er nach Peronne ab, wo der Marschall Mortier seine Dienstschreiben in den Tagesbefehl setzte und ihn den Truppen vorstellte. Von da besuchte er Cambrai, Douai, Lille, wo er mit Begeisterung empfangen wurde und sandte allen Commandanten die Instruction, „bei dem dringenden Rufe des Vaterlandes jede Meinung aufzugeben, die Schrecken des Bürgerkrieges zu vermeiden, sich um den König und die constitutionelle Charte zu sammeln und vor allem unter keiner Bedingung die fremden Truppen in die Festungen einzulassen.“ In einer Proclamation vom 20. März endlich erklärte er, „daß er, welche innern Spaltungen auch das Vaterland zerreißen möchten, mit ihm so viel er vermöge zur Vertheidigung der Festungen gegen die Fremden wirken wolle, wenn sie versuchten, sich derselben zu bemächtigen oder auf irgend eine Weise hinein zu gelangen.“ Als Napoleon diesen Tagesbefehl las, soll er gesagt

haben: „ich traute dem Herzoge von Orleans keine solchen Gesinnungen zu. Dieser hat wenigstens nie die Waffen gegen sein Vaterland geführt.“

Ludwig Philipp, den der Telegraph von der Ankunft Napoleons in Paris benachrichtigte, setzte nichtsdestoweniger seine Operationen fort, begab sich am 21. nach Valenciennes und kehrte nach Lille zurück, um da am 22. Mittags den König auf dem Wege zum neuen Exil zu empfangen. An diesem Tage kam ein Brief des Erbprinzen von Oranien, welcher den Bourbons die Unterstützung der verbündeten Armee antrug, dem Herzoge von Orleans zu, der ihn Ludwig XVIII. übergab und antwortete: „der König ist hier, ich befehle nicht mehr.“ Der Kaiser seiner Seits war bereits seit zwei Tagen in der Hauptstadt und es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Auf den Rath des Herzogs von Treviso wagte der König nicht in Lille zu bleiben und ging am 23. um drei Uhr, nachdem er von dem Marschall und dem Herzoge von Orleans Abschied genommen hatte, über die Grenze, ohne dem letztern Instructionen zu hinterlassen. „Thun Sie was Sie wollen“, hatte er zu ihm gesagt. Der Prinz hatte also weiter nichts zu thun, als sein Commando in die Hände des Marschall Mortier niederzulegen. Er schrieb ihm:

„Lille, den 23. März 1815.

„Ich gebe Ihnen, werther Marschall, mein Commando gänzlich zurück, das mit Ihnen in den Nord-Departements zu führen ich mich glücklich schätze. Ich bin ein zu guter Franzose, um die Interessen Frankreichs aufzuopfern, weil neues

Unglück mich zwingt, dasselbe zu verlassen. Ich reise ab, um mich in der Zurückgezogenheit und Vergessenheit zu begraben. Da der König nicht mehr in Frankreich ist, kann ich Ihnen keine Befehle in seinem Namen übergeben und es bleibt mir nur übrig, Sie von der Beobachtung aller der Befehle zu entbinden, die ich Ihnen überbracht habe und Ihnen zu empfehlen alles zu thun, was Ihnen Ihr vortreffliches Urtheil und Ihre so reine Vaterlandsliebe zum Besten der Interessen Frankreichs und der Pflichten, die Sie zu erfüllen haben, eingeben werden.

„Leben Sie wohl, mein lieber Marschall; mein Herz blutet, indem ich diese Worte schreibe. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, wohin mich auch das Schicksal führen möge und rechnen sie immer auf die meinige. Nie werde ich vergessen, was ich in der nur zu kurzen Zeit, die wir mit einander verbrachten, von Ihnen gesehen habe. Ich bewundere Ihre Rechtlichkeit und Ihren schönen Charakter ebenso als ich Sie achte und liebe und von ganzem Herzen, lieber Marschall, wünsche ich Ihnen alles Glück, dessen Sie würdig sind und das ich noch für Sie hoffe.“

„L. B. v. Orleans.“

Dieser Brief kam in die Hände des Kaisers, der, selbst gegen seine Feinde immer gerecht, sagte, indem er sich zu dem Herzog von Bassano wandte: „Sehen Sie da, was der Herzog von Orleans an Mortier schreibt; dieser Brief gereicht ihm zur Ehre. Dieser hat immer ein französisches Herz gehabt.“ Ludwig Philipp trennte sich von seinen Offizieren, drückte dem General Athalin, seinem Adjutanten, die Hand und sagte: „nehmen Sie die Nationalcocarde wieder; ich rechne es mir

zur Ehre, sie auch getragen zu haben und möchte sie noch tragen können.“ Dann reisete er mit seiner Schwester zu seiner Familie nach Twickenham ab.

Fleury und Chaboulon überbrachten die Worte Ludwig Philipps dem Kaiser, dem sie aufzufallen schienen und der nach einigen Augenblicken fragte, ob er nicht einen Brief von der Herzogin von Orleans habe. Herr von Chaboulon übergab ihm denselben, der Kaiser las ihn und setzte hinzu: „seine Mutter soll mit aller Rücksicht, die sie verdient, behandelt werden.“ Und er befahl, daß die Herzogin, deren Güter wieder mit Beschlag belegt worden waren, jährlich als Entschädigung 300,000 Francs aus der Staatskasse erhalte.

Die Royalisten setzten indeß der Wiederaufrichtung der Kaiserregierung einigen Widerstand entgegen. Die Armeen Preußens und Englands standen noch in Belgien; der Bürgerkrieg entzündete sich von neuem im Süden und in der Vendée; aber die Herzogin von Angoulême scheiterte in Bordeaux und segelte nach Spanien, während der Herzog von Angoulême capituliren mußte, seine Freiheit nur dem Edelmuthen Napoleons verdankte und sich am 18. April in Gette einschiffte. Die Nationalfarben erschienen allmählig wieder in Marseille, in Toulon, in Avignon und bald war der ganze Süden beruhigt. Nichtsdestoweniger war die Lage der Regierung auch kritisch, denn die heilige Allianz, welche durch den Vertrag vom 25. März gebunden war, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron zu setzen, machte große Vorbereitungen zum Kriege, obgleich Napoleon, um der öffentlichen Meinung zu genügen, bei allen

Gelegenheiten wiederholte, er wolle den Frieden und die Aufrechterhaltung des Pariser Vertrages. Er hatte bereits, um seine guten Absichten zu zeigen, die Republikaner Carnot und Fouché in das Ministerium berufen; aber der Verräther Fouché, der voraussah, daß Napoleon unter den Anstrengungen der Coalition unterliegen würde, hielt sich für jedes Ereigniß bereit und diente insgeheim allen Parteien. Die Verlegenheiten mehrten sich also am Throne, als die Zusagacte, die liberaler und populärer war als die Charte, von den Patrioten gleichwohl nicht gut aufgenommen wurde, welche die Mehrheit in der Deputirtenkammer hatten und von da an war der Sturz des Kaisers beschlossen. Am 26. Mai musterte er 15 — 20,000 Arbeiter aus den Vorstädten St. Marceau und St. Antoine; am 1. Juni wohnte er der Feierlichkeit auf dem Maisfelde auf dem Marsfelde bei, welches die Föderation von 1790 gesehen hatte. Am 7. Juni eröffnete er persönlich die Session, dann überließ er die Gewalt den Händen Fouchés und Carnots, welche den größten Einfluß auf die Kammern hatten und reisete in der Nacht vom 11. zum 12. von Paris ab, um mit 120,000 M. Blücher und Wellington entgegen zu ziehen. In sechs Tagen waren die Geschicke des Reiches entschieden. Man weiß, gegen welche Kräfte das Genie Napoleons zu kämpfen hatte. Man weiß auch, daß der Verrath dem großen Feldherrn bei Waterloo (18. Juni) den Sieg entriß. „Unbegreiflicher Tag! Zusammentreffen unerhörter Fatalitäten!“ sagte später Napoleon auf St. Helena. „Grouchy, Ney, d'Erton! Gab es Verrath? War es nur Unglück? Armes Frankreich! Und doch wurde alles gethan,

was von der Geschicklichkeit abhing. Seltsamer Feldzug, wo ich in weniger als einer Woche meinen Händen drei Mal den sichern Sieg Frankreichs entchlüpfen sah! Ohne den Abfall eines Verräthers vernichtete ich meine Feinde beim Beginne des Feldzuges; ich zerdrückte sie in Ligny, wenn der linke Flügel seine Schuldigkeit that; bei Waterloo würde ich sie noch vernichtet haben, wenn mein rechter Flügel seine Schuldigkeit gethan hätte. Seltsame Niederlage, bei welcher trotz der schrecklichsten Katastrophe der Ruhm des Besiegten nichts verloren und der des Siegers nichts gewonnen hat. Das Andenken des einen wird seine Vernichtung überleben, die Erinnerung an den andern vielleicht in seinem Triumphe untergehen."

Das Unglück von Waterloo versetzte ganz Frankreich in Trauer, aber es lag in dieser allgemeinen Bestürzung weniger Theilnahme für den Besiegten als Schrecken über den Sieger. Man war schon zu sehr an den Gedanken gewöhnt, Napoleons sich zu entledigen, als daß man sich mit etwas anderm als mit dem Schicksale beschäftigt hätte, das Frankreich unter einer Coalition von 800,000 M. bevorstand. Die Kammer und die Regierung waren unter dem verderblichen Einflusse Fouchés entschlossen, die Abdankung Napoleons zu veranlassen oder seine Entsetzung zu erklären, als er im Palast Elysée am 21. um vier Uhr Früh ankam, nachdem er seinen geschicktesten Generalen empfohlen hatte, die Truppen zu sammeln und die Niederlage womöglich in einen Rückzug zu verwandeln. Lafayette, der nicht bemerkt, daß er das Werkzeug der Pläne Fouchés ist, spricht in der Deputirtenkammer im Namen des Vaterlandes

und reißet seine Collegen zum Abfalle fort. Um sieben Uhr beruft Napoleon seinen Ministerrath und verlangt auf einige Zeit die Dictatur. Lafayette aber, der einen unverföhnlichen Haß gegen den edeln Mann fühlte, welcher ihn aus dem Gefängnisse zu Olmütz befreiet hatte, bekämpft in der Kammer den Antrag Bonapartes und besteht auf seiner sofortigen Abdankung. Nur das Volk blieb seinem unglücklichen Kaiser treu. Napoleon ergab sich endlich in das Opfer, das man von ihm verlangte und legte die Krone zu Gunsten seines Sohnes, Napoleon II., nieder. Auch das war eine Illusion, welche die Wirklichkeit zerstörte. Man ernannte eine Regierungscommission, die aus Carnot, Fouché, Grenier, Quinette und Caulaincourt bestand und die sich um Napoleon II. gar nicht kümmerte. Sie hatte vorzugsweise den Auftrag, mit den verbündeten Heeren zu unterhandeln, den Verkehr mit den beiden Kammern zu unterhalten, die Vertheidigung zu organisiren und Napoleon zu entfernen. Fouché hatte sich jedoch noch eine besondere Rolle vorgezeichnet und er spielte sie mit seltener Gewandtheit. Lafayette, der zu seinem Leidwesen nicht in die vollziehende Commission gewählt war, nahm den Auftrag an, den verbündeten Fürsten Vorschläge zu überbringen und reisete mit seinen Collegen, den Herren von Argenson, Sebastiani, von Pontecoulant und Laforest, ab. Die von Bignon entworfenen und von dem Herzoge von Dtranto durchgesehenen Instructionen waren würdevoll und Fouché überredete die Bevollmächtigten, die Regentschaft nur dann zu unterstützen, wenn dadurch die Unterstützung Oesterreichs nebst bessern Bedingungen überhaupt

erlangt werden könnten. „Der Fürst selbst ist nicht von Bedeutung“, sagte er, „wenn wir eine gute Constitution haben. Schlagen Sie den Herzog von Orleans, den König von Sachsen und Napoleon II. vor. Die Hauptsache ist die Untheilbarkeit des Gebiets.“

In Hagenau, wo die Fürsten sich befanden, begannen die Bevollmächtigten die Unterhandlung und baten zuerst um einen Waffenstillstand, den Lord Stewart unter dem Vorwande nicht bewilligen zu können behauptete, weil die in Paris bestehende factische Regierung zu viel Kraft dadurch erlangen würde. Es war dies eine Gelegenheit, über die rechtliche Regierung zu sprechen und Lafayette namentlich sprach sich darüber mit den Worten aus: „es ist von großer Wichtigkeit, daß man sich überzeuge, Frankreich würde alles genehmigen, nur nicht die ältere Linie der Bourbons; mit diesen ist kein System möglich; sie haben keine Sympathien in der Nation und nach sechs Monaten würde man von neuem anfangen.“ Während dieser Conferenzen manövirte Fouché, welcher die Anwesenheit Napoleons fürchtete, so gut, daß er ihn vermochte, sich zu entfernen. Der Exkaiser verließ Malmaison am 29. Juni und begab sich nach Rochefort, um sich nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Aber später kam er auf den unglücklichen Gedanken, sich an Bord des „Bellephoron“ zu begeben, wo ihn gegen das Völkerrecht die Schergen Wellingtons gefangen hielten, um ihn auf den Felsen St. Helena zu werfen.

Paris befand sich seit dem 28. Juni in Belagerungszustande und die provisorische Commission hatte die Dienste

Napoleons zurückgewiesen, der als General, als Soldat dienen wollte. Am 3. Juli vermochte der Marschall Davoust nicht ohne Mühe Wellington und Blücher eine Capitulation anzunehmen, welche die Räumung der Hauptstadt binnen drei Tagen, den Rückzug der Armee mit allem Gepäc hinter die Loire und die Aufrechterhaltung der Ruhe in der Hauptstadt durch die Nationalgarde und die Gendarmerie festsetzte. Am 6. hielten die Verbündeten ihren Einzug; die Regierungskommission lösete sich auf; die gesetzgebenden Kammern wurden in der Nacht in Abwesenheit der Mitglieder geschlossen und am 8. bestieg Ludwig XVIII. den Thron zum zweiten Male.

Dreizehntes Kapitel.

Zweite Restauration. — Blutige Reaction; Gewaltthätigkeiten der Verbündeten. — Kampf zwischen dem Ministerium Talleyrands und dem Pavillon Marfan. — Verbannungen. — Entlassung der Armee. — Forderungen der Verbündeten. — Entlassung Talleyrands und Fouchés. — Bildung des Ministeriums Richelieu. — Das Ultimatum der heiligen Allianz. — Intriguen des Pavillon Marfan. — Die „unsindbare“ Kammer; „weiße“ Schreckenszeit. — Gemäßigte Opposition des Herzogs v. Orleans in der Pairskammer. — Denkschriften des Prinzen an den Wiener Congress und Reflectionen darüber. — Kluges Verhalten des Herzogs dem ältern Zweige gegenüber. — Diplomatische Intriguen zu Gunsten des Herzogs von Orleans. — Worté des Kaisers Alexander über den Prinzen. — Unterrebung zwischen Ludwig XVIII. und dem Herzoge von Orleans. — Der Herzog wohnt der Eröffnung der Pairskammer bei und wird zum Mitgliede des dritten Bureau ernannt. — Redaction der Adresse. — Der Herzog von Orleans auf der Rednerbühne; Wirkung seiner Rede. — Zorn des Hofes. — Der König nimmt die Verordnung zurück, welche den Prinzen Sitz in der Pairskammer gab. — Der Herzog von Orleans ist den Angriffen der Royalisten ausgesetzt; seine Proclamation an die Franzosen. — Er zieht sich nach England zurück. — Verfolgungssystem; Rache der Restauration. — Verhaftung, Verurtheilung und Hinrichtung Labedoyères und des Marschall Ney. — Flucht Lavalettes. — Das Amnestiegesetz; Vorschlag des Herrn Labourdonnaye. — Vereinigung der Parteien gegen den Despotismus der Regierung. — Ausnahmegesetz. — Vermählung des Herzogs von Berry. — Hochmüthiger Charakter desselben; Anekdote. — Der Herzog von Orleans richtet sein Haus ein und reiseth ab, um seine Familie zu holen. — Der König verweigert dem Herzoge den Titel: „königl. Hoheit“. — Mißtrauen Ludwigs XVIII.; Anekdote; Rückkehr zum Absolutismus. — Wahlgesetz. — Ordonanz vom 5. Septbr. — Thätigkeit der Presse. — Verschwörungen in Grenoble; die Patrioten von 1816; die schwarze Stecknadel. — Hinrichtung der vier Sergeanten von Rochelle.

Nach der staunenswerthen Episode der hundert Tage kamen der Hof, die Emigrirten, die royalistische Partei nach Paris

zurück, ohne durch diese neue und schreckliche Lehre gebessert worden zu sein. Der Graf von Artois riß Ludwig XVIII. mehr als je zu unpopulären Maßregeln hin. Die gewaltthätigen Reactionen zeigten sich zuerst im Süden, namentlich in Marseille, in Nimes, wo man die weiße Fahne unter einem Aufstande aufpflanzte, und die Megeleien, welche die Rückkehr des ältern Zweiges der Bourbons bezeichneten, fanden zahllose Vertheidiger an einem Hofe, welcher die Vergangenheit ganz und gar vergessen hatte. Die ersten und glänzendsten Opfer dieser Volkswuth waren der Marschall Brune, der in Avignon ermordet wurde, der General Ramel in Toulouse, der General Lagarde in Nimes. In Marseille wurde ein ganzes Corps Mamelucken niedergemacht und Massena entging den Mörderdolchen nur durch ein Wunder. Die Regierung selbst, welche dem verderblichen Einflusse des Pavillon Marsan gehorchte, nahm an diesen Abscheulichkeiten, die sie gerechte Wiedervergeltungen nannte, bald Theil. Auf der einen Seite die Forderungen und der Geist des Umsichgreifens der Partei des Grafen von Artois, auf der andern die fremden Heere, deren Anwesenheit sich überall durch willkürliche Handlungen und unmenschliche Gewaltthätigkeiten kundgab, — das war die Lage des von Requisitionen und Anleihen gedrückten Frankreich.)

Ludwig XVIII., ein verständiger tactvoller Mann, hatte versprochen, der Charte alle Garantien zu geben, welche zur Sicherung der Vollziehung derselben nöthig sein könnten und die Aufrechterhaltung der repräsentativen Regierung proclamirt (28. Juni 1815). Man beschäftigte sich also damit, eine ord=

nende Autorität zu schaffen. Die Berufung einer neuen Kammer folgte der Auflösung jener von 1814. Das Ministerium Talleyrand, Fouché, Basquier, Jaucourt, Gouvion = St. = Cyr war weit entfernt, sich einem so leidenschaftlichen Reactionssysteme anzuschließen und die Mäßigung desselben reizte die royalistische Partei so sehr, daß die Bemühungen der Agenten der Regierung bei der Bildung der Wahlcollegien an offenem Widerstande scheiterten. Die Minister antworteten darauf durch die unmittelbare Zurücknahme der Vollmachten der außerordentlichen Commissare. Diese Maßregel steigerte den Zorn der Royalisten noch mehr und ihre Opposition wurde eine so feindselige, daß Talleyrand einen Augenblick daran dachte, den König um die Entfernung des Grafen von Artois zu ersuchen.

Fouché hatte unterdeß den Befehl erhalten, eine Proscriptionsliste der vorzüglichsten Urheber der Zwischenregierung zu entwerfen, um gleichzeitig den Haß der Verbündeten und des Pavillon Marsan zu befriedigen. Er schlug im Schlosse mehrere Listen vor und die endlich genehmigte enthielt 57 Namen; 38 davon sollten Paris verlassen und 19 vor competente Kriegsgerichte gestellt werden (24. Juli). Talleyrand, der ein Gegner ebenso gehässigen als unpolitischen Grolles war, predigte fortwährend Vergessenheit des Vergangenen und stellte eine erbliche Pairie wieder her, aus der er die meisten Männer entfernte, welche in den hundert Tagen der ersten Kammer angehört hatten. Bald darauf wurde auf die gebieterische Forderung der Verbündeten, welche sich in die Reorganisation mischen

wollten, die französische Armee aufgelöst. Aber das war noch nicht genug. Eine ungeheuere Contribution, von welcher hundert Millionen sofort bezahlt wurden und Anderes folgte. Endlich gaben die Allirten ihr Ultimatum ab und Talleyrand reichte, nachdem er es verworfen hatte, seine Entlassung ein. Seine Kollegen folgten dem Beispiele. Fouché hatte die seinige bereits gegeben. Er hatte eingesehen, daß sein Platz nicht haltbar sei, da er mehr als irgend ein anderer dem Könige, dem Grafen von Artois und der heiligen Allianz zuwider war, weil er zu den Königsmördern gehörte. Er ging als Gesandter nach Dresden und wurde später von der Verbannung betroffen, weil er mit für den Tod des Königs Ludwig XVI. gestimmt. Das Gesetz vom 6. Jan. 1816 nöthigte ihn, Dresden zu verlassen. Er begab sich nach Prag, dann nach Linz und von da nach Triest, wo er am 25. Decbr. 1820 starb.

Der Herzog von Richelieu erhielt den Auftrag, ein neues Cabinet unter seiner Präsidentschaft zu bilden. Decazes bekam das Polizeiministerium und Richelieu übernahm die Leitung der Regierung nur, weil er eine offene und directe Unterstützung Rußlands erwartete. Die heilige Allianz minderte auch wirklich die Strenge ihres Ultimatum, das endlich in folgender Weise festgestellt wurde:

1) Die Grenzen Frankreichs wie sie 1790 gewesen, von der Nordsee bis zum Mittelmeere.

2) Die Abtretung der Festungen Landau, Saarlouis, Philippeville und Marienburg mit den im Vertragentwurf vom 20. Septbr. angegebenen Rayons und Gebieten.

3) Die Abtragung der Festungswerke Hüningens.

4) Die Entfagung der Ansprüche auf das Fürstenthum Monaco für den Besitz von Avignon, der Graffschaft Venaisfin, der Graffschaft Montbelliard und jedes andern in den französischen Grenzen enclavirten Gebietes.

5) Eine Entschädigung von 700 Mill. Frchs.

6) Fünfjährige Besetzung von siebzehn Festungen und Unterhaltung von 150,000 M.

Außer den 700 Millionen, die in diesem Vertrage vom 20. Octbr. 1815 bestimmt waren, reclamirte jede Macht noch besondere Entschädigungen, deren Summe sich auf 1535 Mill. belief. Ludwig XVIII. unterwarf sich den Folgen einer durch fremde Bajonette bewirkten Restauration nicht ohne Unwillen, da er aber gegen das Verlangen der Sieger nichts vermochte, so wartete er mit Geduld auf den Tag, an welchem er, von seinen gefährlichen Bundesgenossen erlöst, seiner Regierung eine gemäßigtere und passendere Richtung geben und dadurch einige Popularität wieder erlangen könnte. Das Ministerium traf, ob es gleich unter dem Einflusse der Royalisten und des Hofes gebildet worden war, bald auf Feindseligkeiten im Pavillon Marsan wie in der Kammer, deren Mehrheit durch die royalistische Partei zusammengebracht war. Diese für den 29. Septbr. berufene Kammer wurde bis zum 7. Octbr. vertagt, als man von einem Ministerwechsel sprach.

Die Kammer von 1815, die unsindbare genannt, ahmte durch ihr Schreckenssystem, das weiße bezeichnet, die Wuth des Nationalconventes nach. Die, wir wiederholen es,

durch die Intriguen der royalistischen Comites gebildete Mehrheit folgte einem unverständigen Antriebe. Blinde Hingebung für die retrograden Ideen des Grafen von Artois war das Einzige gewesen, auf was man bei der Wahl der Deputirten gesehen hatte und ihr Eifer für Thron und Altar wurde in der That Fanatismus und Wahnsinn. Die Opposition, welche die Minorität ausmachte, zerfiel in zwei Parteien und zählte in ihren Reihen erfahrene Männer; an ihrer Spitze standen Royer-Collard, de Serres, Becquey, Basquier. Die erste Kammer war durch die Ernennung von 92 Pairs und die Ausmerzung vom 24. Juni fast ganz erneut. Der König hatte den Mitgliedern der königl. Familie und den Prinzen von Geblüt die Ermächtigung erteilt, Platz darin zu nehmen. Der Graf von Artois benutzte dies, um die Macht seiner Partei zu mehren. Der Herzog von Orleans nahm jene kluge Haltung, jene Rolle gemäßigter Opposition an, die allein für seinen Charakter und seine Interessen paßten. Während der hundert Tage entfernte sich dieser Prinz in London keinen Augenblick von der größten Zurückhaltung, namentlich in seinem Verkehr mit Lord Holland und den Mitgliedern der englischen Opposition. Er hatte Freundschaft mit dem Prinzen von Wales geschlossen, der Regent geworden war, beschränkte sich darauf, die Ereignisse zu beobachten und war fest entschlossen, neutral zu bleiben. An den Congress zu Wien richtete er zwei Denkschriften, in welchen er logisch die Ursachen des Sturzes der Bourbons im J. 1814 darlegte. Handelte er bei dieser Gelegenheit aus ehrgeiziger Absicht? Man darf es wohl glauben, weil er die

Anträge zurückwies, welche die Häupter der französischen Patrioten ihm in den letzten Tagen des Juli machten. Er gab vielleicht unbedacht dem Wunsche nach, laut seine Meinung auszusprechen, denn seine Freimüthigkeit konnte ihm verderblich werden; sicherlich würde er aber mit einem Nebengedanken nicht so unklug gewesen sein, sich öffentlich zu compromittiren. Seine Stellung zu dem ältern Zweige mußte immer eine schwierige sein trotz dem Anscheine einer Ausöhnung, welche das Interesse der beiden Familien geboten hatte. Auf beiden Seiten war es politisch, einen Schleier über die Vergangenheit zu breiten und gegenseitig Zugeständnisse zu machen. Der Herzog von Orleans ist diesen stillschweigenden Verpflichtungen auch nie untreu geworden, denn von ihnen hing der Erfolg seiner rechtmäßigen Hoffnungen ab. Bei der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Paris kündigten z. B. die englischen Journale an, in den hundert Tagen habe der Herzog sich geweigert, mit den Emigrirten auf dem Continente gegen Napoleon zu dienen; der Prinz zögerte nicht, eine Handlung des Patriotismus abzuleugnen, bei welcher er die Initiative nicht ergriffen, weil Ludwig XVIII. allen Prinzen seiner Familie verboten hatte, die Waffen gegen Frankreich zu kehren. Wenn indeß der Herzog von Orleans nicht eingesehen hätte, wie wenig es sich seinem Ruhme zieme, eine Krone aus den Händen der Ausländer anzunehmen, würde er, ohne daß man ihn der Usurpation hätte beschuldigen können, dem Wunsche nicht nur der Verbündeten, sondern selbst der Deputirtenkammer nach dem Unglücke von Waterloo haben nachgeben können. Fouché hatte wirklich an seinen Kollegen

beim Congresse zu Wien geschrieben, er möge bei den Diplomaten wegen der Candidatur des Herzogs von Orleans anklopfen. Der Fürst von Talleyrand theilte die Ansichten Fouchés über den jüngern Zweig und der Kaiser Alexander sprach offen in vollem Congreß: „läge es nicht im Interesse Europas, daß die Krone Frankreichs dem Herzoge von Orleans übertragen würde?“ Dieser Antrag war gleichsam ein Lichtstrahl, denn die politische Wichtigkeit der ältern Bourbons ließ sich nicht bestreiten und man fürchtete die Rückkehr zu dem alten Regime, da sie sämtliche Vorurtheile desselben behalten hatten. Der Congreß neigte sich bereits mehr zu dem Herzoge von Orleans, als Lord Clancarty sich lebhaft gegen diesen Plan erhob und die Gefahr hervorhob, dem Legitimitätsprinzipie einen so empfindlichen Stoß zu versetzen. Auch fand er um so mehr Gehör, als es sich weniger um das Glück einer Nation denn um eine Frage handelte, bei welcher die Könige die Betheiligten und die Richter waren. Herr von Talleyrand benachrichtigte als gewandter Diplomat Ludwig XVIII. von dieser kleinen diplomatischen Verschwörung, deren Gelingen nicht von ihm abgehängt hatte. Fouché that neue Schritte bei den Verbündeten und entdeckte sich dem Herzoge von Wellington. „Die persönlichen Eigenschaften des Herzogs von Orleans“, sagte er, „das Andenken an Jemmapes, die Möglichkeit einen Vertrag zu schließen, der allen Interessen genügt, der Name Bourbon, der nach außen förderlich wäre, ohne daß man ihn im Lande auszusprechen brauchte, alle diese Gründe und andere mehr gewährten in der letztern Wahl eine Aussicht auf Ruhe und Sicherheit selbst für

die, welche sich gerade kein Glück davon versprächen.“ Die Herren von Valence und Flaugergues schlossen sich dem Herzoge von Dranto an. „Das Prinzip, für dessen Aufrechterhaltung die Verbündeten sich bewaffnet haben“, antwortete Wellington, „würde auch durch die Erhebung des jüngern Zweiges auf den Thron leiden; der Herzog von Orleans wäre nur ein Usurpator aus guter Familie. Uebrigens hat sich dieser Prinz selbst darüber ausgesprochen: er würde die Krone nur annehmen, um sie dem erlauchten rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben.“ Fouché ließ sich noch immer nicht abschrecken er schrieb an den Herrn von Metternich einen Brief, in welchem er erklärte, man werde auf Napoleon zurückkommen müssen und dabei nicht verschwiege, der Herzog von Orleans scheine ihm der einzige Prinz zu sein, dem Frankreich in aller Ruhe seine Geschicke anvertrauen könnte. Bei einer andern Gelegenheit sagte Fleury von Chaboulon, der im Namen des Polizeiministers sprach, zu Herrn Werner, dem Agenten des Herrn von Metternich: „Es liegt den Verbündeten weniger daran, die Krone Ludwig XVIII. zurückzugeben, als sie Napoleon zu entziehen. Würde der Herzog von Orleans der Nation nicht genehm sein? Er hat sonst in der republikanischen Armee gebient; er war ein Freund der Revolution; sein Vater hat für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt.“ — „Der Herzog von Orleans“, antwortete Werner, „würde allerdings der Nation die meisten Bürgschaften geben, die sie wünscht, seine Thronbesteigung aber auch die Unruhen mehren, statt vernichten. Er würde die Anhänger Ludwigs XVIII., Napoleons und der Regentschaft

gegen sich haben.“ Das war vollkommen logisch und verständig. Der Herzog von Orleans, der so lange im Exil gelebt hatte, besaß die Sympathien der Nation noch nicht, welcher er vollkommen unbekannt war. Seine Partei war also nicht mächtig genug, um siegreich gegen Forderungen und Ansprüche zu kämpfen, die sich theils auf das Princip der Legitimität, theils auf den Glanz des Ruhmes und Genies gründeten. Alexander mußte wohl das Gewicht dieser Gründe gefühlt haben, da er die Candidatur des Herzogs von Orleans nicht länger unterstützte, obwohl er zu Lafayette sagte:

„Die Bourbons sind nicht gebessert und unverbesserlich. Nur einer, der Herzog von Orleans, hat liberale Ideen; von den Andern hoffen Sie nichts.“

Nach der Rückkunft aus England hatte Ludwig Philipp am 29. Juli 1815 mit Ludwig XVIII. eine lange Unterredung, in welcher er sich warm gegen jeden Gedanken an Usurpation nach den hundert Tagen vertheidigte. „Herr Vetter,“ antwortete ihm der König, „Sie stehen nach Berry dem Throne am nächsten und haben bessere Aussichten dem Rechte nach als durch Usurpation. Ich glaube aber an Ihren guten Geist und an Ihr gutes Herz; ich bin ruhig.“ Bald empfing der Herzog die Bestätigung seiner sehr bedeutenden Apanage, die während der hundert Tage mit Beschlag belegt worden war und im August reiste er wieder nach England ab. Da blieb er bis zum September, in welchem ihn ein Brief des Königs aufforderte, an der Eröffnung der beiden Kammern Theil zu nehmen. Er verließ sofort das Landhaus, das er in der Nähe

von London bewohnte, ohne erst seine Familie mitzunehmen, kam am 25. Sept. an und leistete in der Eröffnungsitzung feierlich den Eid der Treue gegen den König, des Gehorsams gegen die constitutionelle Charte und die Gesetze des Landes (7. Octbr.). Er wurde in das dritte Bureau der Pairskammer gewählt und man wird sehen, bei welcher Gelegenheit er den Grund zu seiner Popularität legte. Wie in der Deputirtenkammer herrschte die Leidenschaft in den Verhandlungen der Pairskammer vor, in welcher gehässige Fragen vorkommen sollten. Das Gesetz über die Verdächtigen, das auf den Antrag Decazes' angenommen wurde, war das Vorspiel zu einer Menge von Haß und Furcht dictirter Maßregeln. Die ehlen Pairs, welche sich dem Reactionsgeiste der Wahlkammer anzuschließen suchten, vergaßen alle Würde, alles menschliche Gefühl, um die Bestrafung der politischen Vergehen hervorzu-rufen und gingen sogar so weit, daß sie in den Adressentwurf die empörenden Worte aufnahmen: „ohne dem Throne die Wohlthaten der Gnade und Nachsicht entziehen zu wollen, werden wir ihm doch die Rechte der Justiz anzuempfehlen und demüthig von seiner Gerechtigkeitsliebe die nothwendige Vertheilung von Lohn und Strafe wie die Säuberung der Staatsbehörden zu erbitten wagen“. Der Vortrag dieses Sazes führte in der Sitzung am 13. Octbr. eine stürmische Verhandlung zwischen den Männern des Hofes und den Gemäßigten herbei. Die Herren von Barbé, Marbois, v. Tracy, Lanjuinais, der Herzog von Broglie wiesen ihn mit Unwillen zurück. Es wurden theilweise Amendements, die ihn modificiren soll=

ten, ohne Erfolg beantragt und der Hof schien den Sieg davon zu tragen, als der Herzog von Orleans auf die Rednerbühne eilte und mit einem unbeschreiblichen Tone ausrief: „Alles was ich gehört habe, bestäriget mich vollends in der Meinung, daß der Kammer ein entscheidenderer Beschluß anzurathen ist, als die Amendements, welche bisher vorgeschlagen worden sind. Ich trage deshalb auf die gänzliche Beseitigung dieses Satzes an. Ueberlassen wir es dem Könige in constitutioneller Weise die für die allgemeine Ordnung nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen und stellen wir keine Forderungen, aus welchen das Uebelwollen vielleicht Waffen nähme, die Ruhe des Staates zu stören. Unsere Stellung, vielleicht über diejenigen zu Gericht zu sitzen, gegen welche man mehr Recht als Gnade empfiehlt, legt uns in Bezug auf sie gänzlich Schweigen auf. Jedes frühere Aussprechen einer Meinung scheint mir ein wirkliches Vorgehen in der Ausübung unserer richterlichen Functionen zu sein, weil wir uns zugleich zu Anklägern machten“. Diese edle und kühne Sprache, welche Jedermann an das Schicksalitätsgefühl erinnerte, machte tiefen Eindruck. Der Herzog von Richelieu namentlich schenkte ihr seinen Beifall und der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Der Hof und namentlich die royalistischen Comités erzürnten sich über die Opposition des Herzogs von Orleans. Der König wurde besorgt wegen dieses Anfangs von Popularität und zog die Verordnung zurück, welche die Prinzen ermächtigte in der Pairskammer zu sitzen. Sie durften von

nun an nur mit persönlicher Erlaubniß, die für jede Sitzung gegeben wurde, da erscheinen. Diese Maßregel ließ keinen Zweifel an den despotischen Tendenzen der Regierung übrig; der Herzog von Orleans war indeß nur der Vorwand, denn Ludwig XVIII. fürchtete weniger die offene aber gemäßigte Opposition seines Vetzters in der Pairskammer als den geheimen Einfluß des Grafen von Artois gegen das Ministerium und die königliche Wirksamkeit, die er überall zu lähmen suchte. Gleichwohl gehörte nicht mehr dazu, um dem Herzoge von Orleans Verlegenheiten zu bereiten. Er stand zwischen ungerechten Beschuldigungen und einer beginnenden Popularität und war den Angriffen der Royalisten, so wie dem Argwohn ausgesetzt, er suche die Unzufriedenen um sich zu vereinigen. Am Hofe beschuldigte man ihn sogar laut, er conspirire gegen den Thron. Diese Anklage war eine so schwere, daß der Prinz es für nöthig hielt, von London aus, wohin er zurückgekehrt war, folgende Proclamation an die Franzosen zu erlassen, die 1816 in Paris veröffentlicht wurde:

„Franzosen, man zwingt mich das Schweigen zu brechen, das ich mir auferlegt hatte und da man meinen Namen in verbrecherische Wünsche und schändliche Andeutungen zu mischen wagt, gebietet mir meine Ehre vor ganz Europa eine feierliche Protestation, die mir meine Pflichten vorschreiben.

„Franzosen, man täuscht Euch, man führt Euch irr! Aber mögen sich besonders diejenigen unter Euch irren, die sich das Recht anmaßen sich einen Herrn zu wählen und in ihren Gedanken durch aufrührerische Hoffnungen einen Prin-

zen beleidigen, den treuesten Unterthanen des Königs von Frankreich Ludwig XVIII.

„Das unantastbare Legimitäts-Princip ist gegenwärtig die einzige Bürgschaft des Friedens in Frankreich und in Europa; die Revolutionen haben seine Stärke und Bedeutung nur noch mehr hervorgehoben und dieses Princip, das durch einen kriegerischen Bund, so wie durch einen friedlichen Congreß aller Souveraine geweiht ist, wird die unveränderliche Richtschnur der Regierungen und Thronfolge werden.

„Ja, Franzosen, ich würde stolz sein Euch zu regieren, aber nur wenn ich so unglücklich wäre, daß mein Platz auf dem Throne durch das Erlöschen einer erlauchten Familie bezeichnet wäre; nur dann würde ich auch Absichten zu erkennen geben, die vielleicht von denen abweichen, die man bei mir vermuthet und die man mir einflößen möchte.

„Franzosen, ich wende mich nur an einige Verirrte. Kehrt zu Euch selbst zurück, und nennt Euch getreue Unterthanen Ludwigs XVIII. und seiner natürlichen Erben, wie es Einer Eurer Prinzen und Mitbürger thut.

„Paris 1816.

(gez.) Ludwig Philipp, Herzog von Orleans.“

Der Herzog von Orleans hatte sich also im October 1815 nach England begeben, sowohl um sich dem Haffe seiner Feinde zu entziehen, als um die vorzeitigen Hoffnungen einiger Anhänger zu mäßigen, die bereits für die Zukunft die Augen auf ihn warfen. „Man verbreitete das Gerücht“, sagte ein Schriftsteller, „daß dieses Exil kein freiwilliges sei, daß er einem

Schreiben habe Folge leisten müssen, und daß der erste Prinz vom Geblüt durch eine erste lettre de cachet unschädlich gemacht worden. Wahrscheinlich aber hatte sich der Herzog von Orleans freiwillig nach England begeben, weil er aus eigenem Antriebe im Anfange des Jahres 1817 zurückkam. Gewiß ist wenigstens, daß er keine weitere derartige Gefälligkeit erzeigen wollte, wenn diese letzte Entfernung aus dem Lande eine solche gewesen war. Man versichert, der König Ludwig XVIII. habe ihn einige Zeit nachher zu einer neuen Reise veranlassen wollen; der Prinz weigerte sich aber und erklärte mit Bestimmtheit, daß er das Vaterland nicht verlassen würde und, wenn man andere Absichten habe, bereit sei vor dem Gerichte sich zu vertheidigen, daß er sich aber nur einem gesetzlichen Urtheilsprüche unterwerfen würde. Man hütete sich wohl, die Sache so weit zu treiben.“

Die Pairskammer setzte unterdeß ihr Schreckenssystem fort und genehmigte das Gesetz über das aufrührerische Geschrei und der Prevotalthöfe. Dieser Einrichtung schlossen sich die Kriegsgerichte an, welche für die Angeklagten nicht minder verderblich waren und, von dem Kriegsminister stets aus den eifrigsten Dienern zusammengesetzt, ihre blutigen Aufträge mit wahrem Fanatismus ausführten. Die königl. Gerichtshöfe, welche sich auf die Civilbefugnisse beschränkt sahen, hatten keine politische Bedeutung mehr neben diesen beiden Ausnahme-Gerichten. Die Verfolgung erreichte alle Gerichtsinstitutionen und erstreckte sich sogar auf die Beamten der Polizei. Die, welche im Verdacht standen, in den hundert Tagen nicht

gut gesinnt gewesen zu sein, mußten ihre Entlassung fordern; man strich Advokaten aus den Listen und nöthigte Notare ihre Geschäfte zu verkaufen. Der Hof schien Eile zu haben, an den Anhängern des Kaiserreichs und an den Generälen sich zu rächen, deren einziges, freilich unverzeihliches Verbrechen ihre treue Anhänglichkeit an den großen Mann war. Die Capitulation von Paris schien sie vor den Verfolgungen schützen zu müssen, aber man irrte sich, und das Blut berühmter Opfer genügte kaum den Haß der Royalisten zu stillen. Labedoyere, dem man alle Mittel zur Flucht geboten hatte, wurde verhaftet, von einem Kriegsgerichte verurtheilt und erschossen. Jedermann kennt die rührende und romanhafte Geschichte des Herrn von Lavalette, der ebenfalls gewarnt wurde, sich der Verfolgung zu entziehen. Er aber baute auf die Verträge und ließ sich in's Gefängniß werfen. Man stellte ihn vor Gericht, ließ ihn zum Tode verurtheilen und nur die Aufopferung seiner Frau rettete ihn. Die Freude über diese wunderbare Flucht, die durch eheliche Liebe bewirkt worden war, rührte nicht etwa die Royalisten, sie erbitterte dieselben noch mehr. In den Salons des Foubourg St. Germain, am Hofe, in der Deputirtenkammer erhob man ein Wuthgeschrei und klagte die Minister der Mitschuld an. Der Prozeß des Marschall Ney war die unpopulärste aller strengen Maßregeln der Restauration. Das ungerechte Urtheil des Pairshofes erinnert an die schrecklichen Uebergriffe des Convents. Die Frau Marschallin Ney that alle mögliche Schritte bei dem Herzog von Wellington und den fremden Gesandten, damit sie sich für

ihren Gemahl verwendeten. In einem rührenden Briefe ersuchte sie den Herzog von Orleans, der sich damals in Twickenham befand, den Regenten für das Schicksal des unglücklichen Marschalls zu bewegen. Der Prinz, der nur durch stummen Unwillen gegen den Prozeß des Helden von der Moskwa proteſtiren konnte, erfüllte sofort die Bitte der Mad. Mey. Er schrieb in den wärmsten Ausdrücken an den Prinzen-Regenten, aber seine edelsinnigen Bemühungen scheiterten. Die Restauration dürstete nach dem Blute, das so oft auf den Schlachtfeldern für das Vaterland geflossen war; 139 Stimmen sprachen sich für den Tod aus und nie folgte die Vollstreckung einem Urtheile schneller. Der Hof war nicht ruhig, so lange der Marschall lebte. Royalisten, Offiziere, sollen die Uniform der Veteranen angezogen haben, um sich zu Kerkermeistern und Henkern eines dem unverzöhnlichen Haßes geweihten Opfers zu machen. Um neun Uhr früh fiel der Tapfere der Tapfern von Kugeln durchbohrt hinter dem Garten der Luxembourg (7. Dec.).

Dieser Justizmord eines der berühmtesten Männer des Kaiserreichs wird eine ewige Schmach für die Restauration bleiben.

Dafür erhob Ludwig XVIII. den deutschen Fürsten von Hohenlohe zur Pairswürde und ernannte ihn zum Marschall von Frankreich wie Wellington, den er außerdem mit dem Bande des heil. Geistesordens schmückte. Das Amnestiegesetz sollte ein Gesetz der Proscription in Masse und eine verhüllte Confiscation sein. Das Ministerium, dem solche Ansichten widerstrebten, wollte einfach die Ordonanz vom 24. Juli bestätigen; die

Majorität der Deputirtenkammer aber, welche von diesen wohlwollenden Gefinnungen Nachricht erhielt, beauftragte Herrn von Labourdonnaye, die Initiative zu ergreifen. In der Sitzung vom 17. Novbr. las man wirklich den Gesetzentwurf vor, welcher denen, die mittelbar oder unmittelbar an der Verschwörung vom 20. März Theil genommen hatten, so wie für frühere Thatfachen gänzliche und vollständige Amnestie gewährte. Ausgenommen davon sollten sein:

1) neunzehn Generale, welche aus Emigrirten und Chouans zusammengesetzten Kriegsgerichten übergeben werden sollten; — 2) achtunddreißig Bürger, welche vor die zuständigen Gerichte gestellt und je nach der Beschaffenheit der Thaten zum Tode oder zur Deportation verurtheilt werden sollten; — 3) die Königsmörder, welche Aemter von dem Usurpator angenommen, in den beiden Kammern gesessen oder die Zusatzacte unterzeichnet hatten; — 4) Napoleon und seine Familie, die ungeseglich für immer verbannt und im voraus zum Tode verurtheilt wurden, wenn sie das französische Gebiet beträten; — 5) endlich alle diejenigen, gegen welche man sich vorbehielt, vor der Erlassung des Gesetzes Verfolgungen anzustellen.

Das Einkommen von den Gütern der in contumaciam Verurtheilten wurde mit Beschlag belegt, der Tilgungscasse zugewiesen und konnte ihren Familien erst nach Fristen wieder übergeben werden, die man für den muthmaßlichen Tod der Abwesenden ansetzte und nach Abzug der Verwaltungskosten. Dieser Gesetzentwurf umfaßte über elf hundert Personen, sämmtlich Würdenträger des Staates, Generale, Präfecten ic.! Der

Antrag des Herrn von Labourdonnaye wurde in Berathung gezogen und am Tage vor dem Tode Ney's legte der Herzog von Richelieu den Amnestieentwurf vor, welchen das Ministerium vorbereitet hatte. Er war gemäßiger als der erwähnte und wurde nach langen Verhandlungen endlich angenommen.

Der Pavillon Marfan setzte seine Rachebestrebungen in allen Classen der Gesellschaft fort. Selbst die Academie entging seinem Haße nicht; Merlin, Sieyès, Monge, Carnot, David der große Maler, Arnaud und Etienne wurden aus den Listen derselben gestrichen und nun vereinigten die Constitutionellen, die Republikaner und Bonapartisten, welche vorher durch ihre Grundsätze geschieden waren, ihre Anstrengungen, um der Regierung eine furchtbare Opposition entgegenzusetzen. Decazes, der Polizeiminister, übte, stark durch zwei Ausnahmegesetze, eine thätige Beauffichtigung der Presse aus, deren Leitung Villomain hatte. Daraus entstanden eine Menge willkürlicher Handlungen. Es genügte ein einfacher Bureaubefehl, Generäle, Gelehrte, Journalisten zu verhaften. Hausdurchsuchungen und Anklagen erfolgten unter den leichtesten Vorwänden als traurige Repressalien für einige ähnliche Maßregeln in den hundert Tagen. Der Kriegsminister Clarke stellte allein in seinem Departement zwölf Classen von Verdächtigen auf. Damals genehmigte man auch das Gesetz, welches eine öffentliche Trauer am 21. Jan., dem Todestage Ludwigs XVI., vorschrieb.

Die Feste bei der Vermählung des Herzogs von Berry unterbrachen diese traurigen Verfolgungen und machten der Trauer des Hofes ein Ende. Bald nachher wurden die Familiendiners

häufiger und alle Prinzen, ohne Unterschied ob königl. Hoheiten oder einfache Hoheiten, wurden dazu eingeladen. Die junge Prinzessin faßte eine innige Zuneigung zu ihrer Tante, der Herzogin von Orleans und diese Freundschaft schwächte die Abneigung, welche man gegen den Herzog von Orleans hegte und die derselbe durch sein Verhalten zu beseitigen suchte. Doch hatte dieser Prinz den Herzog von Berry nicht immer zu loben, dessen Stolz und harsches Wesen sich selbst gegen seines Gleichen kundgaben. Die Wunden der Eitelkeit sind die tiefsten und am schwersten zu heilen und in dieser Hinsicht würde Ludwig Philipp, wenn er über solche Kleinlichkeiten nicht erhaben gewesen wäre, Groll über eine leichtfertige Kränkung von Seiten des Sohnes des Grafen von Artois haben hegen können. Eines Tages — sie waren beide noch ziemlich jung — als der Herzog von Orleans, in jener Zeit bloß Herzog von Chartres, den Grafen von Provence und den Herzog von Berry besuchte, verdroß es den letztern, von ihm nur als „Herr“ behandelt zu werden. „Sie führen eine sehr vertrauliche Sprache, Herr Herzog von Chartres“, sagte er in hochmüthigem Tone zu ihm, „Sie könnten mich wohl „gnädiger Herr“ nennen.“ Der Herzog wurde durch diese plötzliche Anrede so überrascht, daß er ganz die Fassung verlor; zum Glück kam ihm der Graf von Provence zu Hilfe. „Warum“, fragte er den Herzog von Berry, „soll der Herzog von Chartres „gnädiger Herr“ sagen? Natürlich wäre es jedenfalls, wenn er ganz einfach „Vetter“ spräche.“ — Wir wiederholen es, das edele Herz des Herzogs von Orleans war fern von jedem Grolle und wie er die Zuborkommenheit

des ältern Zweiges erkannte, erwiederte er dieselbe durch die offenbarsten Aeußerungen seiner Gesinnungen für ihn. Seine ungeweine Leutseligkeit gewann ihm Jedermann. Ludwig XVIII. nur bewahrte die Erinnerung an die liberalen Ansichten seines Veters und wenn er seine Abneigung bisweilen verhüllte, so geschah es nur aus Ehrfurcht vor der verwittweten Herzogin von Orleans, die ihrer Tugenden wegen in hohem Anse stand und immer die wohlwollende Vermittlerin zwischen dem Könige und ihrem Sohne machte. Bei seiner ersten Zurückkunft zu Ende des Jahres 1816 wollte der Herzog von Orleans, der seine Familie noch in England gelassen hatte, vor seiner definitiven Einrichtung in Frankreich weder sein Hauswesen ordnen, noch die Ehrenämter vertheilen. Er setzte nur eine Commission zur Aufsicht über seine Besitzungen und Einnahmen ein. Der Chef derselben war der Präsident Henrion von Banesey, dem Borel von Bretizel und der Präsident Amy zugetheilt wurden. Der Prinz reisete wieder ab, um seine Familie zu holen und kam am 15. Febr. 1817 zurück. Er empfing nacheinander von dem Könige das Großkreuz der Ehrenlegion, so wie das Großkreuz des königl. militärischen St. Ludwigsordens, ohne aber den Titel „königl. Hoheit“ erlangen zu können, trotz der Wiederannäherung durch die Heirath des Herzogs von Berry; so tief war der Groll des Königs. Die Prinzessin Amalie hatte als Tochter eines Königs diesen Titel. Ludwig XVIII. wies fortwährend die Gesuche seines Veters unter dem Vorwande zurück, daß er wohl zu seinem Blute, aber nicht zu seiner Familie gehöre. „Er steht dem Throne schon nahe genug“, sagte er; „ich werde

mich wohl hüten, ihn noch näher zu bringen.“ Der König besaß allerdings zu viel Scharfblick, als daß er die Popularität des Herzogs von Orleans nicht hätte fürchten sollen und er verheimlichte es auch seinen Vertrauten nicht. Als er eines Tages mit dem Herzog La Châtre über die Rechte der Zweige Spaniens und Orleans auf den französischen Thron sprach, wurde er so eifrig, daß er zu beweisen suchte, die Sache sei gar nicht gleichgiltig. Nach dem Herzog von La Châtre entzog die Entfagung Philipps V. seinen Nachkommen ein feierlich aufgegebenes Erbe und übrigens, setzte er hinzu, kann nach dem Staatsgrundgesetze, das so oft gegen Bonaparte angerufen worden ist, in Frankreich nur ein Franzose herrschen und der König von Spanien ist doch gewiß vollkommen ein Spanier. — Der König ließ sich auch durch diesen Grund noch nicht überzeugen und behauptete, die Nachkommen Philipps wären und blieben Franzosen. „Eine Dame, welche dieser Unterredung beiwohnte“, erzählt ein Schriftsteller, „hätte einer hochgestellten Person sehr schaden können, wenn sie in diesem Augenblicke an die Worte erinnert hätte, die sie von ihm gehört hatte. Ein Marschall von Frankreich hatte in ihrer Gegenwart gesagt, wenn über die Sache noch während seiner Dienstzeit zu entscheiden sein sollte, würde er sich nicht lange bestinnen, sondern nach dem Tode des letzten Königs das große Fenster am Balcon des Marschallsaales aufmachen und den Prinzen von Orleans zum Könige ausrufen.“ Bei einer andern Gelegenheit sprach Ludwig XVIII. seine Abneigung gegen seinen Vetter noch bestimmter aus. „Ich glaube gern“, sagte er, „daß die Neue des

Herzogs von Orleans eine aufrichtige ist; aber seine politischen Grundsätze sind nie die unsrigen, unsere Leute sind nie die seinigen gewesen, kurz es bestehen unter uns Antipathien, die mir immer nicht eben Lust gemacht haben, ihn meiner Person vertraulich näher zu bringen und ihm große Interessen anzuvertrauen.“

In der Erörterung des Budgets ließ sich bereits ein Wechsel des Ministeriums vermuthen, wie sie die Unmöglichkeit darlegte, mit der Wahlkammer ein wirkliches politisches und Verwaltungssystem durchzuführen. Die Mehrheit bot einen unbegreiflichen Eifer auf, die Ideen der Regierung zu bekämpfen. La Chèze-Mural und andere trugen darauf an, das Erstgeburtsrecht wieder einzuführen und die Scheidung wieder aufzuheben; man sprach davon, die großen geistlichen Güter wieder zurückzugeben und den Priestern die Erziehung zu übertragen, kurz die Kammer von 1815 beabsichtigte nichts weiter, als die Kräfte der Regierung in den Händen der Local-Aristocratie zu concentriren und den Einfluß der Geistlichkeit zu erhöhen. Es war, wie man sieht, die Rückkehr zu dem vollständigsten Absolutismus. Unterdeß bewirkten Villèle und Corbière die Annahme des Wahlgesetzes. Zwar ließ der König das Gesetz von der Pairskammer verwerfen, aber die Deputirtenkammer blieb bei ihren Forderungen stehen. Bei dem Schlusse der Session (4. Mai 1816) hatte sie bestimmt, daß man zu keiner Wahl schreite, so lange sie nicht aufgelöst sei. Decazes vermochte Ludwig XVIII., die Ausforderung anzunehmen und am 5. Sept. erschien die Ordonanz, welche die Wahlkammer auflösete.

Die Opposition wuchs in Verhältnissen, welche dem Hofe beunruhigend erschienen. Der Liberalismus, der noch ohne bestimmte Leitung war, führte indeß einen schlecht geordneten, deshalb auch nicht eben gefährlichen Kampf gegen die Ultras. Die Presse war die einzige Waffe, über welche er verfügen konnte und ihre Ausfälle dienten als Vorwand zu neuen Verfolgungen. Baboeuf, der Sohn des berühmten Gracchus, wurde nebst mehreren Mitarbeitern des „Nain tricolore“ zur Deportation verurtheilt. In der Nacht vom 4. zum 5. April 1816 brachte ein ehemaliger Professor, Namens Dibier, fünf- bis sechstausend Bauern in dem Gebirge der Dauphine zusammen und rückte mit ihnen unter dem Rufe „es lebe der Kaiser!“ gegen Grenoble. Dieser streng unterdrückte Aufstand beunruhigte doch den Hof, welcher die eigentlichen Leiter nicht entdeckte, denn in einem der Berichte des General Donabieu hieß es, „eine geheimnißvolle Person, deren Namen man noch nicht habe ermitteln können und welcher die ganze Schaar große Achtung bezeige, schein die Seele der Bewegung zu sein.“ Am nächsten 27. Juli wurden ein Gerber, ein Schreiblehrer und ein Eiseleur, Pleignier, Carbonneau und Tolleron, auf dem Grèveplaz in Paris hingerichtet, weil sie versucht hatten, die Tuilerien mittelst achtzehn bis zwanzig Pulverfässer in die Luft zu sprengen. Man nannte dies die Verschwörung der Patrioten von 1816. Später kam der Aufstand in der Umgegend von Lyon, wobei zweihundertundfünfzig Bauern Opfer gehässiger Aufregungen der royalistischen Polizei waren, denn die Behörden ließen das Complot geschehen, von dem sie unterrichtet

waren. Später kamen nacheinander die Verschwörungen von der schwarzen Nadel, die des Obersten Caron in Colmar und die, welche Berton, Caffé und andern in Boiters, so wie den vier heldenmüthigen Sergeanten von La Rochelle, Bories, Raoul, Goubens und Pommier, das Leben kosteten, die zusammen in Paris hingerichtet wurden.

Vierzehntes Kapitel.

Folgen der Ordonanz vom 5. Septbr. — Rücksichtsvolles Benehmen des Herzogs von Orleans. — Pensionnaire des Palais Royal; Casimir Delavigne, Alexander Dumas. — Der Herzog von Orleans begünstigt die Literatur und die Künste; Anekdote. — Worte des Kaisers Alexander. — Politische Lage; Concordat vom 21. Juni 1817; vortreffliche Maßregeln des Ministeriums Richelieu. — Ministerielle Mobilisationen. — Fortschritte der liberalen Meinung. — Session von 1817. — Geist der Journale jener Zeit. — Prozeß des Herzogs von Orleans. — Wahlen von 1818. — Abbanlung des Herzogs von Richelieu. — Politisches Glück des Herrn Decazes. — Innere Politik. — Ermordung des Herzogs von Berry. — Rücktritt des Herrn Decazes. — Symptome des Aufstuhrs; Aufläufe. — Verschwörung vom 19. August. — Geburt des Herzogs v. Borbeaux. — Merkwürdiges dem Herzoge von Orleans zugeschriebenes Actenstück. — Brief des Prinzen an den Herzog von Bourbon. — Revolutionaire Propaganda. — Lob Napoleons. — Aufhebung der Nationalgarde durch Ordonanz. — Session von 1821; Triumph der Ultras. — Sturz des Ministeriums Pasquier. — Retrograde Bestrebungen des neuen Ministeriums. — Der Carbonarismus. — Revolution in Spanien; französische Intervention. — Eröffnungen, welche die Opposition dem Herzoge von Orleans macht. — Sympathien des Bürgerstandes für den Prinzen. — Wahlen von 1824. — Siebenjährigkeit der Parlamente; Aufregung der Gemüther. — Muthige Prophezeihung des Herrn von Salvandy. — Ungnade des Herrn von Chateaubriand. — Lob Ludwigs XVIII.; seine letzten Worte.

Die Ordonanz vom 5. Septbr. war das Signal zur Rückkehr zu einem Systeme der Duldung und der Zugeständnisse, eine Appellation an die neuen Wahlen. Sie wurden wirklich sorgsam beaufsichtigt und das Ministerium erlangte einen vollständigen Triumph im Sinne der Klugheit und Mäßigung,

denn es wurde bei der Erörterung seines Wahlgesetzentwurfes von einer constitutionellen Majorität unterstützt. Die Royalisten hielten dieses Gesetz für höchst verderblich für die monarchischen Doctrinen, weil es definitiv die Herrschaft der Mittelclasse über das große Grundeigenthum sicherte, dessen Anhänger mit Erbitterung die Tendenzen Ludwigs XVIII. bekämpften. Der König widerstand in dem festen Entschlusse, die Folgen der Ordonanz vom 5. Septbr. fortzusetzen, den Angriffen und kummerte sich wenig um die Sarcasmen und das Geschrei der royalistischen Partei. Es regnete Flugschriften am Hofe, aber weit entfernt, sich dadurch bewegen zu lassen, sagte er: „ich bin an den Geist dieser Herren schon seit lange gewöhnt. Ich kam ja erst in dritter Reihe nach Coblenz“. Ein so hartnäckiger Kampf mußte indeß endlich die Energie ermüden, welche die Kräfte eines bereits geschwächten Körpers zu verlassen anfangen.

Der Herzog von Orleans, welcher den legislativen Debatten ganz fremd war, hielt sich auch durchaus fern von den Familienintriguen und protestirte nur durch sein Schweigen gegen die Unklugheit des Pabillon Marsan. Als Freund der Literatur und der Wissenschaften, reich an Erinnerungen aus der Jugend und dem Exil, nahm er zuvorkommend die unabhängigen Notabilitäten auf, welche der Hof ungeschickter Weise zurückstieß, machte Ungnade und Ungerechtigkeit wieder gut und unterstützte jedes Unglück. Wie viele Schriftsteller erhielten Gehalte von dem Palais Royal! Der Verfasser von „Ludwig XI.“ wurde aufgenommen, als er 1821 die Kanzlei verließ. „Es würde mich sehr erfreuen“, sagte Ludwig Philipp zu einem

seiner Freunde, „wenn Herr Cassimir Delavigne bei mir das wiederfände, was er anderswo verliert, bis er die Erfolge erlangt, die nicht ausbleiben können. Doch wollen wir die Ostentation vermeiden, die ich eben so sehr scheue, als das Aussehen Andere tadeln und das Unrecht ausgleichen zu wollen, das sie begehen, obwohl ich immer Lust dazu habe.“ Alexander Dumas, der durch seine wunderbare Fruchtbarkeit so berühmte Schriftsteller, war bei der Verwaltung der Forsten des Hauses Orleans angestellt, als er sein Drama *Heinrich III.*, das ihm eine so glänzende Laufbahn eröffnete, im Théâtre français auführen ließ. Welcher unermessliche Abstand zwischen dem regelmäßigen und einförmigen Leben eines gewöhnlichen Copisten mit 1200 Frös. Gehalt und dem abenteuerlichen fürstlichen Leben des gewaltigen Dramaturgen, des „Monte Christo“ der Literatur, dessen Schriften sich alle für ihn in Goldregen verwandeln! Der Herzog von Orleans unterstützte nicht minder gern die Künstler und Gerard, Gros, Girodet, Michalon, Gericault, Horace Vernet und so viele andere bereicherten seine Gallerie mit Meisterwerken, indem sie die großen Feldzüge und Erinnerungen aus der Revolution oder an die Verbannung des Prinzen darstellten. Er war leutselig und artig gegen Jedermann und hatte freundliche Worte für alle. Als er eines Tages die Kuppel St. Geneviève, das Werk des Baron Gros — im J. 1824 — besuchte, wurde er von einer großen Anzahl Neugieriger umringt, die sich an ihn drängten. Der Künstler suchte die Menge abzuhalten. „Um so besser“, sagte lächelnd der Herzog von Orleans, „je mehr Zuschauer sich ein-

finden, um so mehr Bewunderer haben Sie“. Umgeben von den beredtesten Vertheidigern der Freiheit, Foy, Girardin, Laffitte, Dupin, Casimir Perier, d'Argenson, verheimlichte der Herzog von Orleans seine Ansicht über den Gang des Ministeriums und des ältern Zweiges der Familie nicht; er bezeichnete und beklagte ihre Fehler und legte durch das Tieffinnige seiner politischen Ansichten, durch den Umfang seiner Kenntnisse, durch seine liberalen Meinungen, durch den Adel seiner Gesinnungen und seine vortrefflichen Eigenschaften als Mensch in die Herzen den Keim der Hoffnungen, welche die Zukunft verwirklichen sollte. Das Verhalten der Regierung machte übrigens nicht blos das Land unzufrieden, es erregte auch den Unwillen der fremden Mächte und der Kaiser Alexander, welcher die edelsten Absichten hegte, sprach laut sein geringes Vertrauen zu der Restauration aus und beklagte das schöne Frankreich, das von so gehässigen Reactionen zerrissen würde. „Der Herzog von Orleans“, sagte er zu Dumouriez, den er in London sah, „ist der einzige von der Familie, welcher seiner Zeit angehört, aber es kann von ihm nur dann die Rede sein, wenn die Reihe an ihn kommt und das ist Schade.“ Es war vor der Ordonanz vom 5. Septbr. so weit gekommen, daß vier Mächte, namentlich Rußland, bereits an die Möglichkeit eines Dynastiewechsels dachten. Im Monat Juni 1816 richteten die Flüchtlinge in Brüssel eine von Feste abgefaßte Denkschrift über die Lage Frankreichs an den Kaiser Alexander. Der Agent, Herr von Viel = Castel, welcher bis Warschau kam, fand hier bei dem Großfürsten Constantin die wohlwollendste Aufnahme.

Diese Denkschrift, welche einen tiefen Eindruck auf Alexander machte, würde bedauerliche Folgen für Ludwig XVIII. gehabt haben, wäre die Ordonanz vom 5. Septbr. nicht erfolgt. Der Herzog von Orleans, der so zwischen der Pflicht und dem Ehrgeize stand, von der öffentlichen Meinung in Frankreich und im Auslande bezeichnet wurde, hätte den Ausspruch des lateinischen Dichters rechtfertigen können :

Volentem fata ducunt, nolentem trahunt.

Wenn er sich aber auch durch die Wünsche geschmeichelt fühlte, deren Gegenstand er war, wenn er sich in Gedanken dem Bedauern angeschlossen, welches die Lage des Landes erregte, so besaß er doch zu viel Gefühl seiner Würde oder zu viel Klugheit, wenn man will, als daß er die Rolle eines Parteiführers angenommen hätte. Geistvoll sagte er zu dem Marquis von Vèr...: „Für einige bin ich zu viel Bourbon, für andere zu wenig.“ Sein Wahlspruch lautete: alles von der Zeit abwarten. Es war vielleicht nicht Selbstverleugnung, nicht Uneigennützigkeit, aber es war klug. Er kannte seine Kraft und wenn er auch die Schwierigkeiten einer zu bald in seine Hände gelegten Regierung erkannte, so mußte er doch, wie Alexander sich ausdrückte, daß die Reihe an ihn kommen werde. „Der Name des Herzogs von Orleans“, sagt Capesigue, „ist vielleicht mehrmals als das Resultat einer nothwendigen Idee genannt worden; das war alles; der Prinz brauchte den Ereignissen nicht entgegenzugehen, denn die Ereignisse mußten ihn aufsuchen.“

Da die Gesetze, welche die individuelle Freiheit und die

Presßfreiheit aufhoben, mit dem Ende der Session aufhörten, so ließ Decazes trotz der Charte, welche die beiden Grundsätze weihte, zwei neue Gesetze dieser Art annehmen. Es war dies ein offener und beklagenswerther Widerspruch mit dem Geiste der Mäßigung, den man ankündigte. Indesß verwirklichte das Ministerium zum Theil seine beruhigenden Versprechungen. Der Herzog von Richelieu erlangte von den Verbündeten eine Herabsetzung der Occupationsarmee um 30,000 Mann und am 21. Juni 1817 wurde in Rom das Concordat unterzeichnet, welches jenes vom Jahre X, so wie die organische Acte, den Gegenstand so vieler Reclamationen von Seiten des heiligen Stuhles, aufhob. Der von Lainé begünstigte gegenseitige Unterricht, die Wiederherstellung des St. Michaelsordens zur Belohnung der Künstler und Gelehrten, die Reorganisation der polytechnischen Schule unter dem Patronat des Herzogs von Angoulême und das Gesetz über die geistlichen Stiftungen gehören der Restauration zur Ehre.

Zu Ende der Session von 1817 war das Ministerium durch nothwendige Veränderungen in vollständigem Einklang in der politischen Meinung mit der liberalen, und constitutionellen Mehrheit gekommen, die das Wahlgesetz in die Kammer berufen sollte. Herr Dubouchage, welcher den Interessen der Mehrheit treu geblieben war, wurde zur Pairie erhoben und in der Marine von dem Marschall Gouvion = Saint = Cyr, einem gewandten Verwaltungsbeamten, festen und liberalen Manne, ersetzt, der seinen Grundsätzen nach dem linken Centrum angehörte; nach dem Rücktritte des Herzogs von Feltre nahm er

das Kriegsministerium an, das ihm mehr zusagte. Das Marineministerium kam an Herrn Molé, welcher das Vertrauen des Herzogs von Richelieu in hohem Grade genoß. Die neue Zusammensetzung des Ministeriums entsprach den Wünschen des rechten und linken Centrums. Veränderungen, die auch in der Verwaltung vorgenommen wurden, veranlaßten den Pavillon Marsan und die royalistische Partei zu lautem Geschrei, so daß der Graf von Artois sogar ausrief: „wenn der König sich ins Verderben stürzen will, so steht es ihm frei; ich nehme meine Maßregeln“. Die Wahlen zeugten von den merklichen Fortschritten der liberalen Meinung, welche die drei Parteien: die Kaiserlichen, die Republikaner und die Orleanisten, vertraten. Die Kaiserlichen wurden gefürchtet, ohne daß sie wirklich furchtbar waren. Die Orleanisten hatten kein Band, das sie vereinigte, aber sie verstanden sich unter einander bereits über das Ziel, wenn sie sich auch noch nicht mit den Mitteln und der Zustimmung eines Führers beschäftigten, zumal da sie überzeugt waren, daß der Herzog von Orleans von der negativen Rolle, die er angenommen hatte, nicht abweichen würde. „Uebrigens“, sagt ein Schriftsteller, „bezogen sich die Pläne derjenigen, welche an den Herzog dachten, mehr auf das Bedürfniß eines Namens und auf eine historische Aehnlichkeit mit der Revolution von 1688, als auf eine persönliche Ergebenheit gegen den Prinzen. Man bemerkte in dieser Combination eine mögliche politische Veränderung ohne große Erschütterung. (Histoire de la Restauration, par un homme d'Etat.) Die Republikaner, welche sich bei mehreren Gelegenheiten den Orlea-

nisten angeschlossen hatten, hätten vielleicht nicht gezögert, noch einmal gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen; da sie aber in ihren mehr edelsinnigen als anwendbaren Theorien zu absolut und zu exclusiv waren, so würden sie in dieser Vereinigung nur ein Mittel gesehen haben, die monarchischen Formen zu benutzen und durch diesen letzten Uebergang zu dem Zustande zu gelangen, den sie wünschten. Obwohl die Opposition aus so verschiedenen Elementen bestand, so führte sie doch einen furchtbaren Kampf gegen die Regierung. Die Session von 1817 begann am 5. Novbr. Die Aufhebung der Prevotalgerichte und das Recrutirungsgesetz, welches von Gouvion Saint-Cyr vorgelegt und mit Talent vertheidigt wurde, bestätigten den Triumph der Mehrheit.

Die öffentliche Stimmung fühlte die Erörterungen auf der Rednerbühne. Das Censurgesetz unterdrückte trotz seiner Strenge die edeln Töne der Freiheit nicht immer. Die „Minerva“, Etienne's „Briefe aus Paris“, Jouh's „Eremit“, die „Analysen“ von Bages, die „historischen Gemälde“ von Mignan fanden die lebhafteste Theilnahme. Béranger aber und Paul Louis Courier waren die tapfersten Streiter der liberalen Partei. Chateaubriand, Fievéé, Laménais kämpften in dem Conservateur, dem Hauptorgane der Partei, gegen die Liberalen. Der Censeur européen, der Homme gris, die Lettres normandes entzogen sich wegen der Art ihres Erscheinens der Censur. Die Tageblätter waren freilich nothwendig farb- und kraftlos. Die constitutionelle Ausbildung der Parteien machte Fortschritte, denn die Meinungen der Journale waren der fortwährende Gegenstand der

Gespräche am Hofe und in allen Classen der Gesellschaft. Die Kälte zwischen Ludwig XVIII. und seinem Bruder steigerte sich noch immer und erreichte den höchsten Grad nach der „Verschwörung am Wasser“, an welcher der Graf von Artois Theil genommen zu haben schien.

Unabhängig von diesem Zwiespalte im Innern wurde die königl. Familie von unvorhergesehenen Trauerfällen heimgesucht. Die Herzogin von Berry wurde von einem todtten Kinde entbunden. Der letzte Erbe der Familie Frankreich, der Herzog von Orleans, näherte sich jeden Tag dem allen Zweige mehr. Die so gütige, so fromme Prinzessin Amalie befand sich fortwährend bei ihrer Nichte, der Herzogin von Berry. Der Herzog von Berry gab Kinderbälle und sah da gern die jungen Orleans, namentlich den Herzog von Chartres, für den die Herzogin von Berry eine besondere Vorliebe hegte. Es war ein Trost! (Histoire de la Restauration.)

Um diese Zeit beschäftigten den Herzog von Orleans, der sich ganz der Verwaltung seiner Besitzungen widmete, zwei Prozesse. Die Börse befand sich damals in dem Palais Royal. Dieser Zubrang konnte den Werth des Grundstückes verringern und der Prinz nöthigte die Kaufleute, auf die Gefahr hin, seine Popularität bei der Geldaristocratie zu verlieren, einen andern Versammlungsort zu wählen. Der zweite Prozeß weckte peinliche und gefährliche Erinnerungen. Im Juli 1817 hatte der Herzog von Orleans den Eigenthümer des Théâtre français auf Antrag der Wichtigkeit des Verkaufs dieses Hauses im J. 1793 durch die angeblichen Bevollmächtigten Joseph Egalité's

zu einem Vergleiche auffordern lassen. „Der Prinz sagt“, hieß es in der Vorladung, „es sei Pflicht, alle durch die Verwaltungsbehörden bewirkten Verkäufe, die durch die constitutionelle Charte und das Gesetz vom 5. Decbr. 1814 bestätigt worden sind, anzuerkennen; aber es sei auch keine Pflicht, gegen die angeblichen Verkäufe durch Privatpersonen zu reclamiren, welche sich zwar Bevollmächtigte seines Vaters genannt, aber in Bezug auf die Güter, die zu seiner Anpanage gehörten, keine Vollmacht gehabt hätten“. Es entstand darüber eine Polemik zwischen dem Prinzen und Herrn Jullien, die sich 1818 durch einen Vergleich und zwar durch eine Zahlung von 600,000 Francs endigte. Außerdem kaufte der Herzog für 400,000 Francs Familieneigenthum, das in abliegenden Häusern bestand.

Die Wahlen von 1818 hatten unterdeß die Ultras erschreckt und der Pavillon Marsan schäumte vor Wuth, als er auf der Liste der Neugewählten Namen wie Lafayette, Manuel und Benjamin Constant bemerkte. Der Graf von Artois hatte sich bereits das Commando der Nationalgarde des Reiches entziehen sehen; die Aristocratie, welche nur in Folge der parlamentarischen Taktik und aus Groll die Sprache der Liberalen angenommen hatte und vergebens die Unterstützung des Auslandes durch geheime Noten anrief, sah ein, daß sie täglich von ihrer Macht verliere. Der Herzog von Richelieu, welcher damals im höchsten Glanze seiner Popularität wegen der Unterhandlung beim Aachener Congreß stand, der den Norden und Osten Frankreichs endlich von der Occupation befreit hatte, fing an sich zu fürchten wie die andern und erbat sich seine Entlassung.

Am 29. Decbr. stand endlich Decazes an der Spitze der Regierung und organisirte selbst das neue Ministerium, in welchem er den nominellen Vorsitz dem General Dessoles überließ. Die Deputirtenkammer war ihm günstig, aber eine furchtbare Opposition erwartete ihn bei den Pairs. Er schuf sich eine Majorität durch die Ernennung von sechzig neuen Pairs (5. März 1819) und fühlte dann das Bedürfniß, sich die öffentliche Meinung zu gewinnen. Es gelang ihm, indem er ein genügendes Preßgesetz vorlegte, nach welchem die Preßvergehen von nun an durch eine Jury gerichtet werden sollten. Dieses gute Vernehmen war aber von kurzer Dauer und zwar in Folge einer Berathung über die Zurückberufung der ohne Urtheil Verbannten und wegen der Unruhen in der Rechtsschule. Dann erregte die Krisis der Erneuerung von 1819 eigenthümliche Gedanken, denn alle Wahlen fielen gegen die herrschende Dynastie aus. Von diesem Augenblicke an dachte man an eine Abänderung des Wahlgesetzes. Die Minister Gouvion Saint-Cyr, Dessoles und Louis weigerten sich daran Theil zu nehmen und traten zurück. Die spanische Revolution, welche unterdeß ausbrach (1820) und die Ausstoßung des Deputirten Manuel erhöheten die Spaltung und Uneinigkeit noch mehr. Die neuen Deputirten verlangten nichts weniger als eine allgemeine Reform der Verwaltung und wurden im Conseil durch Louis und Dessoles lebhaft unterstützt. Ludwig XVIII. und seine Minister gedachten da sich an die Ultras zu wenden, was indeß für Decazes schlimme Folgen hatte. Er hatte dem Pavillon Marfan Pfänder der Versöhnung gegeben, indem er das Convents-

mitglied Gregoire als unwürdig aus der Kammer weisen ließ, als die Ermordung des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820) Bestürzung unter den Royalisten verbreitete.

Der Herzog von Berry war, was man auch sagen mag, nichts weniger als beliebt und nur die Seinigen beklagten sein Schicksal. „Er verrieth in seinen letzten Augenblicken“, sagt die Frau von Genlis, „erhabene Gefinnungen und hat um die Begnadigung des Mörders; seine Frömmigkeit war die eines Heiligen und sein Muth der eines Helden.“ Man beschuldigte die liberale Partei, den Arm Louvels bewaffnet zu haben und die Anklage fiel auf Decazes zurück, der um seine Entlassung bitten mußte. „Es giebt Leute“, sagt der Geschichtschreiber der Restauration, den wir bereits erwähnt haben, „es giebt Leute, welche heute noch ein Verbrechen, welches die Krone an den jüngern Zweig bringen konnte, der Rivalität zwischen den beiden Zweigen des Hauses Bourbon zuschreiben. Ich behaupte aber, daß dies nicht der Fall war und nehme meinen Hauptbeweis aus dem Charakter des Prinzen, dem dieses Verbrechen Nutzen bringen mußte, und aus seinem friedlichen und häuslichen Sinne. Man kann wohl eine Krone plötzlich und unversehens ergreifen, aber schon die Annahme ist schändlich, daß sie blutig aus dem Herzen eines Prinzen, eines Verwandten genommen werden könnte.“

Nach dem Rücktritte des Herrn Decazes trat der Herzog von Richelieu wieder in das Ministerium und übernahm auch die Präsidentschaft, aber unter der Bedingung, daß Monsieur (der Graf von Artois) seiner Politik keine Hindernisse in den

Weg lege. Der Graf von Artois gab sein Edelmannswort. Der Herzog von Richelieu glaubte daran und bereute es. Nun wurden die berechneten Protestationen der liberalen Partei gegen die durch die Ermordung des Herzogs von Berry veranlaßte Reaction furchtbar. Foy, Lafayette, Benjamin Constant sprachen auf der Rednerbühne feurige Worte, welche, wenn auch nicht in der Kammer, in den Massen stets ein Echo fanden. Bereits begann der Aufstand in den Straßen zu grollen. Mitten in diesem allgemeinen Sturme erlangte das Ministerium mit einer Mehrheit von nur fünf Stimmen die Annahme des neuen Wahlgesetzes, welches zwei Arten Wahlen feststellte und den reichsten Wählern das Recht gab, zweimal zu stimmen. Die Deputirten, welche sich der Annahme dieses Gesetzes widersetzt hatten, wurden bei dem Herausgehen aus der Kammer beleidigt. Mehrere Tage hintereinander mußte die Cavalerie die Zusammenrottungen vertreiben. Die Rechts- und Arzneyschulen schlossen sich dem Volkshaffe an und kämpften mit Steinwürfen gegen die Gendarmen. In ganz Frankreich organisirten sich die geheimen Gesellschaften und die Clubs von 89 kamen als Carbonarismus wieder zum Vorschein. Die Entdeckung der Verschwörung vom 19. Aug. steigerte noch die gereizte Stimmung der Royalisten und diente als Vorwand zu neuen strengen Maßregeln; aber das Ministerium setzte dieser für die Monarchie gefährlichen Bewegung einen festen Widerstand entgegen. Nur die Hoffnung, daß die Herzogin von Berry einen Sohn gebären würde, hielt das Vertrauen des Pavillon Marfan noch aufrecht. In der Nacht vom 6. zum 7. Mai hatte

Gravier, ein ehemaliger Officier, vergebens versucht, eine Frühgeburt durch die Explosion eines kleinen Pulverfassens unter den Fenstern der Prinzessin zu veranlassen; am nächsten 29. Septbr. verkündete eine Salve von vierundzwanzig Kanonenschüssen Frankreich die Geburt des Herzogs von Bordeaux *). Dieses

*) Der nachstehende Brief an den Prinzen von Condé bei Gelegenheit der Geburt des Herzogs von Bordeaux beweist, daß der Herzog von Orleans gegen die Vorrechte seines Ranges niemals so gleichgiltig gewesen ist, als man behauptet hat.

„Neuilly, 1. Octbr. 1820.

„Da ich weiß, daß Sie im Voraus zu wissen wünschen, was ich von den Ceremonien erfahre, zu denen wir eingeladen sind, so beehre ich mich Ihnen anzuzeigen, was mir Herr von Brézé gestern Abend in Bezug auf das Te Deum gesagt hat, welches in der Notre Dame wegen der Geburt des Herzogs von Bordeaux gesungen werden soll. Er sagte mir, der König würde nicht dabei sein, es solle aber angenommen werden, als sei Se. Maj. gegenwärtig, es würde deshalb sein Sessel in die Mitte unserer Stühle gestellt werden, die alle in einer Linie stehen sollen mit einem Teppiche davor; es sei befohlen, daß die neuen Stühle gleich sein sollten wie die Teppiche und von demselben Stoffe; Monsieur würde in seinem Wagen den Herzog von Angoulême, Sie und mich holen und unsere Wagen würden unmittelbar vorher fahren. Hiernach habe ich dem Herrn von Brézé gesagt, daß ich der Ceremonie beiwohne und Dienstag früh um zehn Uhr bei Monsieur sein würde, um ihn zu begleiten. Ich werde in großer Uniform, in Stiefeln, mit dem blauen Bande erscheinen und Herr von Brézé muß uns anzeigen, ob die Wagen im Zuge acht- oder zweispännig sein werden, da mit unsere Equipagen mit denen der ältern gleich sind. Wenn er mit

Ereigniß von hoher Wichtigkeit rief Zweifel und starke Erklärungen hervor und man ging sogar so weit, in einer Menge von Schriften die Geburt des neugeborenen Sohnes des Herzogs von Berry zu leugnen. Diese Frage berührte das Prinzip der monarchischen Regierung und ihre Lösung ließ den ältern Zweig der Bourbonnens ohne Sprößling oder entfernte den jüngern Zweig noch weiter vom Throne. Ein Actenstück, welches die Legitimität des Herzogs von Bordeaux darthun sollte und dem Herzoge von Orleans zugeschrieben wurde, erschien im Morning Chronicle*); als es in Frankreich bekannt wurde,

„nichts sagen läßt, werde ich achtsam fahren; die Frau Herzogin von Angoulême wird ebenso alle Prinzessinen mit sich nehmen, so daß also fünf in ihrem Wagen sitzen.

„Ich benutze mit Vergnügen u.

„L. Ph. von Orleans.“

*) Der Inhalt dieses Actenstückes, genannt *Protestation des Herzogs von Orleans* und im November 1820 in London veröffentlicht, ist folgender:

„Se. königl. Hoheit erklärt hierdurch, daß er förmlich gegen das Protocoll vom 29. Septbr. protestirt, welches Actenstück nachweisen will, das Charles Ferdinand Dieudonne genannte Kind sei der legitime Sohn Ihrer königl. Hoheit der Frau Herzogin v. Berry.

„Der Herzog von Orleans wird zu gehöriger Zeit und am schicklichen Orte die Zeugen vorsehen, welche die Herkunft dieses Kindes und seiner Mutter angeben können, auch wird er alle Documente beibringen, die nöthig sind, um darzuthun, daß die Herzogin von Berry seit dem unglücklichen Tode ihres Gemahls nicht schwanger gewesen ist, wie er die Urheber dieser Machination bezeichnen wird, deren Werkzeug die schwache Prinzessin gewesen ist.

eilte der Prinz in das Schloß, um es zu desavouiren, aber Ludwig XVIII. schien seine Rechtfertigung mit Mißtrauen aufzunehmen. „Se. Hoheit that indeß einen Schritt, welchen er

„Bis ein günstiger Augenblick eintritt, diese ganze Intrigue zu enthüllen, kann der Herzog von Orleans doch nicht umhin, jetzt schon die Aufmerksamkeit auf die phantastische Scene hinzulenken, welche nach dem genannten Protocoll im Pavillon Marsan gespielt worden ist.

„Das Journal de Paris, das, wie Jedermann weiß, vertrauliche Mittheilungen erhält, meldete am letzten 20. Aug. die bevorstehende Niederkunft also an:

„Personen, welche die Ehre haben, der Prinzessin sich zu nähern, versichern uns, daß die Prinzessin ihrer Entbindung zwischen dem 20. und 28. Septbr. entgegensehe.

„Was geschah nun, als der 28. Septbr. kam, in den Gemächern der Herzogin?

„In der Nacht vom 28. zum 29. Septbr., um zwei Uhr früh schlief alles und die Lichter waren ausgelöscht; halb drei Uhr rief die Prinzessin, aber die Frau von Bathaire, ihre erste Kammerdame, schlief; die Frau Lemoine, ihre Wärterin, war abwesend und der Accoucheur Deneur hatte sich ausgekleidet.

„Da änderte sich die Scene; die Frau Bourgeois zündete Licht an und alle Personen, welche in das Zimmer der Herzogin traten, sahen ein Kind, das von seiner Mutter noch nicht getrennt war.

„Aber wie lag dieses Kind?

„Der Arzt Baron erklärt, er habe das Kind auf seiner Mutter, von ihr noch nicht getrennt, liegen sehen.

„Der Chirurg Bougon erklärt, das Kind habe auf seiner Mutter gelegen und sei noch durch die Nabelschnur mit ihr verbunden gewesen.

seiner Familie schuldig war; er wendete sich an den Marschall Herzog von Albufera. Herr Marschall, sagte er, ich kenne Ihre Rechtlichkeit; Sie sind Zeuge der Entbindung der Frau

„Diese beiden Aerzte wissen wohl, wie wichtig es ist, nicht „bestimmter zu erklären, wie das Kind auf seiner Mutter lag.

„Die Frau Herzogin von Reggio gab folgende Erklärung: ich „wurde sogleich benachrichtiget, daß Ihre königl. Hoheit Wehen „empfinde, eilte augenblicklich zu ihr und sah, als ich in das Zimmer „trat, das Kind auf dem Bette, von seiner Mutter noch nicht getrennt.

„Das Kind war also auf dem Bette, die Herzogin war auf dem „Bett und die Nabelschnur unter die Decke gebracht.

„Man bemerke, was der Accoucheur Deneux beobachtete, der „halb drei Uhr die Meldung erhielt, die Herzogin fühle Wehen, so- „gleich zu ihr eilte, ohne sich erst vollständig anzukleiden, sie im Bett „sah und das Kind schreien hörte.

„Man bemerke, was Frau von Goulard sagt, die halb drei Uhr „benachrichtiget wurde, daß die Herzogin Wehen fühle, sogleich kam „und das Kind schreien hörte.

„Man bemerke, was Franque, Garde du Corps Monseurs, „sah, der an der Thüre Ihrer königl. Hoheit Schildwache stand und „der erste war, welchem das Ereigniß durch eine Dame gemeldet „wurde, die ihn hineinrief.

„Man bemerke, was Lainé, Nationalgardist, sah, der an der „Thür des Pavillon Marsan stand, von einer Dame aufgefordert „wurde, hinaufzukommen, hinaufging und in das Zimmer der Prin- „zessin geführt wurde, in welchem sich nur Deneux und eine andere „Person befand, welche in dem Augenblicke, als er eintrat, nach der „Uhr sah, die 35 Min. nach 2 Uhr zeigte.

„Man bemerke, was der Arzt Baron sah, der 35 Min. nach „2 Uhr erschien und der Chirurg Bourgon, der einige Augenblicke „nachher kam.

Herzogin von Berry gewesen; ist sie wirklich Mutter eines Knaben? — So gewiß Sie der Vater des Herzogs v. Chartres sind, antwortete der Herzog von Albufera. — Dies gnügt mir,

„Man bemerke, was Marschall Suchet sah, der auf Befehl des Königs im Flora-Pavillon wohnte und auf die erste Nachricht, daß die Prinzessin Wehen spüre, sich eilig auf ihr Zimmer begab, aber erst 45 Min. nach 2 Uhr ankam und aufgefodert wurde, einige Minuten nachher dem Abschneiden der Nabelschnur beizuwohnen.

„Man bemerke, was der Marschall von Laigny gesehen haben muß, welcher auf Befehl des Königs in den Tuileries wohnte, nach der Entbindung Ihrer königl. Hoheit gerufen wurde, sich sofort dahin begab, aber erst nach der Durchschneidung der Nabelschnur ankam.

„Man bemerke endlich, was von allen Personen gesehen wurde, welche nach halb drei Uhr bis zur Durchschneidung der Nabelschnur eingeführt wurden, die drei Viertel auf drei Uhr erfolgte. Aber wo waren die Verwandten der Prinzessin während dieser Scene, die wenigstens zwanzig Minuten währte? Warum überließen sie dieselbe so lange den Händen fremder Personen, Schildwachen und Soldaten jeden Ranges? Ist dieses Verlassen nicht gerade der vollständigste Beweis eines offenbaren und plumpen Betrugs? Ist es nicht klar, daß sie alles angeordnet hatten, halb drei Uhr sich zurückzogen und in einem Nebenzimmer den Augenblick abwarteten, in welchem sie auftreten und die ihnen zugetheilten Rollen spielen sollten?

„Hat man es je gesehen, daß wenn eine Frau, welchem Stande sie auch angehören mag, ihre Entbindung erwartet, in der Nacht alle Lichter ausgelöscht werden, die bei ihr befindlichen Weiber schlafen, die Wärterin sich gar entfernt, der Accoucheur sich auskleidet und zu Bette geht und ihre Familie, die unter demselben Dache wohnt, über zwanzig Minuten lang kein Lebenszeichen giebt?

Herr Marschall. Und der Herzog von Orleans beglückwünschte mit seiner Familie die Herzogin von Berry und begrüßte den, welcher sein König werden sollte.“ (Histoire de la Restauration.) Der Abbé von Montesquiou, der bei allen Gliedern der königl. Familie und dem Herzoge von Orleans wohlgelitten war, hat erzählt, mit welcher unverstellten Theilnahme der Herzog von Orleans die Geburt des Herzogs von Bordeaux begrüßte. „Seit 1814“, setzte er hinzu, „halte ich den Herzog von Orleans dem ältern Zweige gänzlich zugethan. Ich erinnere mich, daß ich die Ehre hatte, bei dem König Ludwig XVIII. über die Angelegenheit der Domainen Sr. Hoheit zu sprechen. Es gelang mir zu bewirken, daß sie der Familie Orleans zurückgegeben wurden. Mit welchen warmen Worten sprach sich da Se. Hoh. gegen die Revolution und gegen alles aus, was er seine Verirrungen von 1789 und 1792 nannte! Am Tage darauf fand ich ihn im Cabinet Ludwigs XVIII., wo er seinen Dank gegen den König aussprach, der ihn gütig anhörte. Der Herzog war unbeschreiblich gerührt und mit Recht, denn es handelte sich um die Rückgabe seiner bedeutenden Besitzungen.“

„Se. Hoheit der Herzog von Orleans ist überzeugt, daß die „französische Nation und alle Souveraine Europas die Folgen eines „so kühnen, allen Grundsätzen der erblichen und legitimen Monarchie „hohnsprechenden Betrugs fühlen werden.

„Frankreich und Europa sind bereits Opfer der Usurpation „Bonapartes gewesen. Eine neue Usurpation von Seiten eines an- „geblichen Heinrich V. würde sicherlich dasselbe Unglück über Frank- „reich und Europa bringen.

„Gegeben zu Paris, den 30. Septbr. 1820.“

Während die Royalisten sich seit der Geburt des Kindes Europas ohne Rückhalt ihrer Freude überließen, trug endlich die revolutionaire Propaganda ihre Früchte und drang bei allen Völkern auf einmal ein. In Spanien, in Portugal, in Neapel, in Piemont, in Deutschland, in England begeisterte die Sache der Freiheit die Gemüther. Man glaubte am Vorabende eines allgemeinen politischen Umsturzes zu stehen. Auf der einen Seite strebte England nach seiner Reformation und auf der andern lehnten sich die deutschen Universitäten offen gegen ihre Regierungen auf. Endlich wiegelten die Carbonari Italiens die ganze Halbinsel auf und nöthigten dem Könige von Neapel die Constitution auf. Piemont hatte sich empört; die Lombardei wartete nur auf ein Signal; Rom, Florenz, Parma, Modena, alle kleinen Staaten waren bereit und nur die Ankunft der Oesterreicher verhinderte den Ausbruch des Unwetters.

Spanien ging noch weiter. Es hatte, des Mönchssoches müde, die Jesuiten verjagt, die Inquisition abgeschafft und die Gefängnisse des heiligen Gerichts mit Gewalt geöffnet. Ferdinand VII. berief eilig in seiner Angst die Cortes und beschwor die Constitution. In Portugal konnte Johann VI., der aus Brasilien zurückgekommen war, die Volksgährung nur dadurch beruhigen, daß er ebenfalls den constitutionellen Eid leistete. Der walachische und moldauische Aufstand des Generals Dypflanti war das Vorspiel zu dem glorreichen Erwachen Griechenlands.

Das Ministerium Richelieu, das schüchtern und ungewiß in seiner Politik war, schien dieses demokratische Fieber kaum zu bemerken, das sich aller Völker auf einmal bemächtigt hatte.

Inmitten dieser großen Ereignisse und während man in Frankreich die Festlichkeiten zur Feier der Laufe des Herzogs von Bordeaux vorbereitete, erschütterte eine Nachricht tief die ganze Welt. Napoleon war am 5. Mai 1821 auf dem Felsen St. Helena gestorben. Es gab nun einen Feind weniger für das Haus Bourbon, aber der Tod des großen Kaisers, der alle Schmerzen seiner Anhänger und den Jörn der Armee weckte, gab den thörichten Anmaßungen der Erben seines Namens freien Spielraum und in allen Garnisonstädten entstanden Complotte.

Die Aufhebung der Nationalgarden durch Ordonanz verieth das Mißtrauen der Regierung gegen das Land und die Pläne der Partei der Ausgewanderten. Die legislative Session gewährte nun den fortbauernden Triumph einer starken royalistischen Majorität, die man dem neuen Geseze verdankte. Der König sah die Folgen eines solchen Glückes voraus; „man wird uns überholen, Herr von Richelieu“, sagte er; „wird es Ihnen möglich sein, eine solche Majorität im Saume zu halten?“ Der Herzog von Richelieu antwortete: „wir haben das Ehrenwort Monseurs“; er erkannte aber bald, daß er unrecht gethan hatte, auf dieses Wort zu bauen und die Macht, die den schwachen Händen Ludwigs XVIII. entsank, gerieth in die seines Bruders.

Bei der Eröffnung der Session von 1821 zeigten sich die das Terrain beherrschenden Royalisten gebieterisch und hartnäckig in dem Entwurfe der Adresse, welche einen schmerzlichen Eindruck auf Ludwig XVIII. machte. Der in seiner Mäßigung

so verständige König duldete ungern die ungeschickte Hingebung der Ultras, aber das Alter und die Krankheit trübten und schwächten seinen Geist. Er versuchte nicht mehr gegen die Glieder seiner Familie zu kämpfen. Die Congregation, diese entstehende Macht, welche im Voraus die Tendenzen der Regierung des Grafen von Artois verrieth, ermüdete ihn mit ihren frommen Vorstellungen und die Liebkosungen der Frau von Cayla thaten das Uebrige.

Am 14. Decbr. stürzten die Royalisten das Ministerium Pasquier. „Ich habe sie erhoben“, rief der Herzog von Richelieu aus, „und wie behandeln sie mich!“ Der Graf von Artois glaubte nicht nöthig zu haben, seine Schwüre anzuerkennen und zu halten. Die Männer von 1815, die nun mit Villèle, Corbière und Peyronnet im Besitze der Gewalt waren, begannen mit einem sehr beschränkenden Pressegesetze, welches die Schriftsteller dem Ausspruche der Jury entzog. Ein neues Gesetz, ein Werk Peyronnets, über die Herausgabe der Zeitungen, trat an die Stelle der Censur, aber die Verhandlungen darüber waren heftig und bedeutungsvoll. Die linke Seite bekämpfte es kräftig und machte sich durch ihre Opposition gegen das Ministerium bei dem Volke beliebter als je.

„Die Maske ist gefallen“, rief Herr von Corcelles aus; „man scheut sich nicht mehr, uns alle die Presse vernichtenden Gesetze vorzulegen; wir haben das vorhergesehen und alles gethan, um den Ueberrest unserer Institutionen zu retten; unsere Bemühungen haben keinen Erfolg gehabt. Das Unglück Frankreichs ist von der Art, daß die Sache der Gewalt der Sache

des Volkes feindlich gegenübertritt.“ Herr Royer-Collard fand edele Worte zur Vertheidigung der Pressfreiheit. „Die Presse“, sagte er, „ist eine Nothwendigkeit der Gesellschaft und kann unmöglich entwurzelt werden.“

Die Beseitigung des Geschworenengerichts bei den Pressvergehen vernichtete die Garantien des Gesetzes und war der letzte Ausdruck der retrograden Politik des Pavillon Marfan.

Der Carbonarismus aber, der 1820 seinen Weg nach Frankreich gefunden hatte, stand zu Ende von 1821 in seiner höchsten Kraft und Blüthe. Die durch den Haß verblendeten Führer scheiterten indeß bei allen ihren Comploten und nützten der Partei gewissermaßen nur durch ihren Tod, denn die öffentliche Meinung rechnete der Restauration die Repressionsmaßregeln als Verbrechen an. Die Factionen, welche klug die Fehler der herrschenden Dynastie zu benutzen wußten, erhoben sich von Tage zu Tage drohender. Der Bürgerstand trat entschlossen zur Opposition und alles verrieth einen entschiedenen Widerstand gegen die Priesterherrschaft.

Die spanische Revolution von 1820, die sich von jeder Ausschweifung rein erhielt, gewährte das Schauspiel einer scheinbaren Harmonie zwischen ihren Häuptern und dem Könige Ferdinand, der sich fügte, den Grundsatz der Volkssouverainetät gelten zu lassen. Obwohl an der Grenze von absolutistischen Guerillas angegriffen, welche das Cabinet der Tuileries im Geheimen unterstützte, erschien sie den Unzufriedenen in Frankreich als Gegenstand der Hoffnung und als Stützpunkt.

Die heilige Allianz erschraf über den spanischen Aufstand

und bei dem Congresse zu Verona, der sich zu Ende des Jahres 1822 versammelte, beschloß man den Sturz der Cortes. Chateaubriand, der Vertreter Frankreichs, glaubte, Frankreich müsse den Carbonarismus jenseits der Pyrenäen bekämpfen und auf diese Nachricht erhob die Opposition laut ihre Stimme in der Kammer. Der Ministerrath hielt diesen Expeditionsplan für ein Unglück. Ludwig XVIII. selbst erschrak darüber. Es gehörte dazu Geld und der Schatz war leer, der Staatscredit gesunken, die Industrie geschwächt, der Handel fast erstorben und die liberale Partei im höchsten Grade erbittert. Manuel, welcher von der rechten Seite aus der Kammer vertrieben wurde, weil er das Gefährliche der Intervention hervorzuheben gewagt hatte, wollte nur der Gewalt weichen und Foucault, der Commandant der Gendarmerie, endigte das Scandal dieses Auftrittes durch den anticonstitutionellen Befehl: „Gendarmen, packt den Mann!“ — Worte, die so ehrlos sind wie ehrenwerth die Weigerung Merciers, des Sergeanten des Nationalgardenpostens, war, Hand an einen Deputirten zu legen.

Die Royalisten überwandten alle Hindernisse und der spanische Krieg wurde beschloffen. Diese Unternehmung füllte das ganze Jahr 1823 aus und wie unpopulair sie im Ganzen auch war, so fiel sie doch ruhmvoll für Frankreich aus, das nicht eine Niederlage erlitt. Ferdinand VII. wurde aus den Händen der Rebellen befreit; der Held von Trocadero kam, stolz auf seine glänzende Waffenthath, nach Paris zurück und wagte, ein kleiner Zwerg, unter der Riesenwölbung jenes Triumphbogens durchzuziehen, welcher für den Riesen des Kaiserreichs bestimmt gewesen war.

Das Einrücken der Franzosen in Spanien war das Signal einer Contrerevolution in Lissabon, wo der Infant Don Miguel die Krone an sich zu reißen versuchte, aber Johann VI. zog bald die Constitution zurück, welche er beschworen hatte. Das Cabinet von St. James, das scheinbar gegen die Intervention war, ließ alles geschehen und die Wiederherstellung der beiden absoluten Throne wie die Missethaten des Despotismus waren die Folgen dieses Feldzuges, welcher Frankreich nicht weniger als drei- bis vierhundert Millionen kostete. Die Unbeliebtheit dieses Krieges war so groß, daß selbst die ergebensten Anhänger der Dynastie sich der Opposition angeschlossen. Sie sahen ein, daß es sich um die Vertheidigung der Constitution des Landes handele, deren Grundsatz man auf fremdem Gebiete vernichten wollte. „Ich glaube“, sagt der Verfasser der *Histoire de la Restauration*, „daß schon damals von einigen angesehenen Männern dem Herzoge von Orleans wegen möglicher Fälle, die man bereits voraussehen konnte, Eröffnungen gemacht worden sind.“ Diese Annahme kann irrthümlich sein, aber sie rechtfertigte die veränderte Stellung der Gemäßigten, welche vor allem die Nationalfreiheiten und die Würde Frankreichs aufrecht erhalten wollten. Eine unbestreitbare Thatsache ist es, daß sich jeden Tag unmerklich und gleichsam unbewußt die Sympathien des aufgeklärtesten Theiles der Nation der jüngern Linie zuwendeten, denn die in dem Bürgerstande erworbene Popularität war noch nicht in das niedere Volk gedrungen, dessen Zorn dumpf grollte, aber ohne Zweck und Ziel.

Auf der andern Seite hielt der Pavillon Marsan kein

Maß mehr. Man lösete die Kammer auf, welche von der liberalen Opposition nach der gewaltsamen Ausstoßung Manuels verlassen worden war. Die allgemeinen Wahlen brachten die constitutionelle Meinung auf eine kleine Anzahl Repräsentanten herab (1824). Ludwig XVIII. kündigte bei der Eröffnung der Session die Siebenjährigkeit des Parlamentes als einziges Mittel an, die durch die partiellen Erneuerungen gestörte Ruhe zu erlangen. Es war dies eine Verletzung der Charte, eine höchst gefährliche Reactionßmaßregel. Die öffentliche Meinung erschrak und die muthigen Männer protestirten energisch durch die Kühnheit ihrer Prophezeihungen. „Auf der Bahn, in welche Frankreich gegen seinen Willen gedrängt wird“, rief ein muthiger Schriftsteller aus, „muß einmal die Herrschaft der Gewaltstreichs kommen. Man wird vergeblich die Militairmacht aufrufen und die Unterdrückungspartei, die uns mit Gewalt zu 1815 zurückdrängen will, wird uns zu einem 20. März zurückführen.“ (Danger de la situation, par M. de Salvandy.) Das Ministerium hoffte, daß die Annahme der Siebenjährigkeit seinen Triumph verlängern würde, aber es trat bald eine Spaltung selbst in der Majorität ein, als Villèle das Gesetz über die Rentenconversion vorlegte. Chateaubriand, der nach seiner Rückkehr von dem Congreß zu Verona ins Ministerium getreten war, ließ das Gesetz durch die Pairskammer verwerfen und Villèle rächte sich dadurch, daß er ihn absetzte. Der berühmte Schriftsteller blieb edel und groß in der Ungnade und antwortete durch die Ruhe der Verachtung auf die rohe Grobheit seines Collegen. Als man ihm das Entlassungsschreiben übergab,

faß er im Wagen und wollte in das Schloß fahren. Er stieg sofort wieder aus, um ein Briefchen zu schreiben: „Herr Graf, ich habe das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verlassen; das Departement steht zu ihrer Verfügung.“ Herr von Chateaubriand und alle seine Freunde verstärkten die Reihen der Opposition und wurden die Partei des Abfalls genannt. Der Kampf war damals am erbittertsten. Man genehmigte ein neues Recrutirungsgesetz und die facultative Censur in der Voraussicht des nahen Todes des Königs, der am 6. Septbr. 1824 erfolgte.

Ludwig XVIII. verheimlichte im Sterben seine Besorgnisse wegen der Zukunft nicht. „Bruder“, sagte er zu dem Grafen von Artois, „ich habe zwischen den Parteien lavirt wie Heinrich IV. und sterbe deshalb in meinem Bette in den Tuileries; handese, wie ich gethan und Du wirst dieses ruhige, friedliche Ende erreichen. Ich vergebe Dir den Kummer, den Du mir bereitet hast, weil ich das Beste von Deinem Verhalten als König hoffe.“ — Diesen stolzen und traurigen Worten widersprach auch der Seufzer nicht, den ihm seine trüben Ahnungen entriffen, als man ihm den Herzog von Bordeaux brachte:

„Möge Karl X. diesem Kinde die Krone wohl bewahren!“

Fünfzehntes Kapitel.

Das Innere der Familie Orleans. — Der Sohn des Herzogs von Orleans in der öffentlichen Schule. — Paul Louis Courier; seine Meinung über Ludwig Philipp. — Der Prinz bei der Verwaltung seiner Besitzungen. — Seine Prozesse. — Verschönerungen des Palais Royal. — Der Herzog von Orleans als Protector der gelehrten und philantropischen Gesellschaften. — Seine Wohlthätigkeit. — Das Grab Corneilles. — Er gründet Schulen des gegenseitigen Unterrichtes. — Briefe von Paul Louis Courier über den Prinzen. — Worte Ludwigs XVIII. über die Popularität des Herzogs von Orleans. — Wohlwollen Karls X. gegen den Prinzen; er bewilliget ihm den Titel „königl. Hoheit“. — Plan einer Verbindung zwischen dem Herzoge von Chartres und Mlle. von Artois. — Erörterungen über die Civilliste; Paragraph über die Apanage Orleans. — Brief des Herzogs von Orleans an den Prinzen von Condé.

Der Herzog von Orleans, welcher den Schmerz gehabt hatte, seine Mutter 1821 zu verlieren, lebte fortwährend in tadelloser Weise. „Es konnte nichts Einigeres und Innigeres geben als die Familie Orleans; es war eine in jeder Hinsicht vortreffliche Ehe, selbst mit dem Kinde, das alle fünfzehn Monate eine zwanzigjährige Verbindung krönte. Alles war bürgerlich in dieser Familie und ohne den Stolz des Wappens würdte sich der Palast des Herzogs von Orleans von den wohlhabenden Häusern der Hauptstadt nicht unterschieden haben. Er hatte keinen eigentlichen Hof.“ (Histoire de la Restauration.) Er überwachte mit der verständigsten Sorgfalt die Erziehung seiner Kinder und prägte ihnen die Grundsätze der Moral ein, nach

denen er selbst immer gelebt hatte. Zuerst stellte er bei ihnen ehrenwerthe Personen an, welche sie in den Elementen der Sprache zu unterrichten hatten. Er selbst entwarf den Lectionsplan und ließ sich täglich genauen Bericht erstatten, wobei ihm seine eigenen Kenntnisse und die Hefte leiteten, welche ihm die Frau von Genlis über seine Erziehung hinterlassen hatte. Er wohnte auch bisweilen selbst diesem Sprachunterrichte bei und ermutigte den Eifer der Lehrer und der Jüglinge. Als die Zeit kam, seinen Söhnen eine kräftigere Bildung zu geben, hatte er den glücklichen Gedanken, sie alle nacheinander in die Schule Heinrichs IV. zu schicken, wo sie unter den Söhnen des Volkes und mit denselben nach den Schulauszeichnungen strebten und sie gleich ihnen zu verdienen wußten. Der Hof tabelte den Herzog von Orleans darum, aber der Prinz antwortete auf die Bemerkungen Ludwigs XVIII., indem er ihn an ihren Ahn Heinrich IV. erinnerte, der in der Schule Bears aufgewachsen war. Ein solches Verfahren mußte unermessliche Folgen haben und der Herzog von Orleans erreichte den doppelten Zweck, einmal seinen Kindern eine Erziehung gleich der zu geben, welche er selbst erhalten hatte und dann seine Popularität unter dem Bürgerstande auszudehnen. Merkwürdig war die Bewunderung, welche sich überall in den Gesprächen und Schriften in warmen Worten über diese Seltsamkeit des ersten Prinzen von Geblüt aussprach, als die Erziehung des Herzogs von Bordeaux den Ultramontanen übergeben wurde.

Hören wir Paul Louis Courier, den unabhängigsten Publicisten der Restaurationszeit: „Die Jugend“, sagt er in

seiner malerischen Sprache, „wächst bei uns heran und steht mit ihr den Prinzen heranwachsen; ich sage mit ihr und weiß was ich meine. Unsere Kinder sind glücklicher als wir, sie lernen ihre Prinzen kennen, die mit ihnen erzogen werden und werden ihnen bekannt. Schon ist der älteste Sohn des Herzogs von Orleans, ich weiß dies aus guter Quelle und verbürge es für sicherer, als wenn alle Zeitungen es sagten, schon ist der Herzog von Chartres in öffentlicher Schule in Paris. Das ist sehr einfach, werdet Ihr sagen, wenn er in dem Alter steht, daß er etwas lernen muß. Einfach ist es allerdings, aber neu bei Personen von diesem Range. Man hat noch keine Prinzen in öffentlicher Schule gesehen; dieser ist, seit es Schulen und Prinzen giebt, der erste, welchen man so erzieht, welcher die Wohlthat des öffentlichen und gemeinsamen Unterrichts genießt und von allem Neuen, was in unsern Tagen zum Vorschein gekommen ist, muß uns dies nicht wenig überraschen. Ein Prinz studiren, in die Classe gehen! Ein Prinz Schulcameraden haben! Bis jetzt haben die Prinzen nur Diener gehabt und keine andere Schule als die der Noth, deren empfindliche Lehren überdies häufig verloren waren. Sie waren in jedem Alter abgesondert, fern von jeder Wahrheit, kannten weder die Dinge noch die Menschen und wurden geboren und starben in den Banden der Etikette und des Ceremoniells; sie hatten nur die Schminke und die absichtlich vor ihnen aufgestellten falschen Farben gesehen, schritten über unsern Häuptern dahin und bemerkten uns nur, wenn sie zufällig stürzten. Heute kennen sie den Irrthum, der sie von den Nationen trennte, als wenn der

Schlußstein eines Gewölbes, um diesen Vergleich zu gebrauchen, außerhalb und ohne Verbindung sein könnte; sie wollen Menschen sehen, wissen, was man weiß und zu ihrer Belehrung nicht mehr das Unglück haben. Später Entschluß, der ihnen, wenn er früher gefaßt worden wäre, viele Fehlritte und viele Leiden erspart haben würde! Der Herzog von Chartres, der in der Schule christlich und monarchisch, aber auch etwas constitutionell erzogen wird, lernt sicherlich bald, was seine Ahnen zu unserm großen Nachtheile nicht wußten; ich meine nicht die lateinische Sprache, sondern jene einfachen Wahrheiten, welche der Hof den Prinzen verschweigt. Es wird nie Dragonnaden, nie eine Bartholomäusnacht geben, wenn die Könige unter ihren Völkern erzogen werden, dieselbe Sprache sprechen und sich ihnen ohne Dolmetscher und Mittelsperson verständlich machen können; eben so wenig aber wird man etwas von Jacquerie, von Ligen und Barricaden hören. Das Beispiel, welches der Herzog von Chartres den Erben der Throne giebt, wird ohne Zweifel von ihnen benutzt werden; es ist ein eben so glückliches als neues Beispiel und welche Veränderungen, welche Umwandlungen in der Welt gehörten dazu, um dieses Kind dahin zu bringen! Und was würde der große König, der König der ehrlichen Leute, Ludwig der Stolze, dazu sagen, welcher nicht einmal zugeben wollte, daß selbst seine Bastarde mit dem Adel des Reiches vermischt würden! So sehr fürchtete er, den geringsten Theil seines Blutes zu erniedrigen. Was würde dieses Ur- und Musterbild des monarchischen Stolzes sagen, wenn er einen seiner Verwandten ohne Pagen und Jesuiten mit allen

Kindern der Untertanen in den Schulen dem Unterrichte beiwohnen und um die Preise wetteifern sah, nie begünstigt oder irgendwie geschmeichelt, was selbst in der Schule bewundernswürdig ist (denn wohin fände die Pest der Schmeichelei ihren Weg nicht!), aber doch Glauben verdient, wenn man bedenkt, daß die Deffentlichkeit der Prüfungen die Ungerechtfertigkeit erschwert, daß die Schüler untereinander nicht eben nachsichtig sind und Ehrenbezeugungen nicht gern abtreten, weil sie in der Verstellung noch nicht geübt sind, die man anderswo Rücksichten, Ehrfurcht, Schonung nennt und welche die Scheu vor der Wahrheit hervorgebracht hat. Hier dagegen wird alles gesagt, jedes Ding erhält seinen wirklichen Namen und einen und denselben Namen für alle; hier ist alles Kernstoff und die besten Lehren sind nicht die des Lehrers. Es giebt da keinen Abbé Dubois, keinen Meniers, Niemanden, der zu dem Prinzen sagt: Ihnen gehört alles und Sie können alles, es ist die Zeit, welche Sie befehlen. Es ist hier kein Unterschied und keine Auszeichnung; die Söhne der Bankiers, der Richter, der Kaufleute haben keinen Vortheil vor dem Herzoge voraus, er aber wird, wenn er die Schule verläßt, viel vor denen voraushaben, welche eine solche Erziehung nicht genossen; es giebt, wie Ihr wißt, keine bessere Erziehung als in den öffentlichen Schulen und keine schlechtere als die am Hofe.“

Der Herzog von Orleans beschäftigte sich auch vorzugsweise mit der Verwaltung eines Vermögens, das er nach seiner Rückkehr in sein Vaterland sehr zerrüttet wiederfand und bestrebt sich, seine großen Besitzungen jedes Jahr zu verbessern.

Wir haben bereits von zwei Prozessen gesprochen, welche der Prinz gegen die Käufer von Nationalgütern angestellt hatte; jetzt hatte er gegen eine Handlung der Regierung der hundert Tage zu protestiren. Im J. 1815 hatte der Herzog von Bassano von Napoleon als Pfand und Depositum eine gewisse Anzahl Canalactien aus der Apanage Orleans erhalten. Ludwig Philipp forderte sie zurück und stützte seine Reclamation darauf, daß die factische und unrechtmäßige Regierung in rechtsbeständiger Weise nicht habe darüber verfügen können. Für die Regierung der Restauration war die Prinzipfrage nicht zweifelhaft und der Prinz gewann auch diesen neuen Prozeß.

Als der Herzog von Orleans seinen Antheil von der Million Entschädigung erhalten hatte, wendete er ihn fast ganz auf die Verschönerung des Palais Royal. Dieses Gebäude ist in der That von dem gesammten unbeweglichen Besitze der Apanage Orleans dasjenige, welches die meisten Umwandlungen erfahren hat. Es wurde in allen seinen Theilen umgebaut, so daß von dem ehemaligen Palais-Cardinal nichts als eine Mauerwand mit Schiffschnäbeln übrig geblieben ist, welche der Baumeister Fontane als geschichtlich interessant stehen ließ. Ludwig Philipp Joseph faßte den Garten mit Seitengalerien ein, auf denen Gebäude standen, welche der Hauptfaçade entsprachen. Durch ihn wurden die Flügel Valois, Beaujolais und Montpensier, so wie sie heute noch existiren, hinzugesügt, die Anordnung des Gartens wurde verändert und die Kastanienbäume Richelieus mußten wohlriechenden Linden weichen. In der Mitte wurde ein Circus mit grünem Dach angelegt. Dieser Circus brannte

1799 ab und aus seiner Nische erhob sich der prächtige Wasserstrahl, den man jetzt sieht. Ludwig Philipp Joseph hatte die Absicht gehabt, eine Quergalerie unter einem Glasdache zwischen dem Ehrenhofe und dem Garten zu eröffnen, aber Geldverlegenheiten hinderten ihn an der Ausführung. So ließ er den Theil bauen, welcher sich kreisrund um den Garten zieht von der Ecke des Ehrenhofes, rechts wenn man eintritt, bis zu den Gemächern Michelieus, die sich am Ende der Straße Montpensier befinden und allein vom Palais = Cardinal übrig sind. Ludwig Philipp hat die häßlichen hölzernen Galerien durch steinerne ersetzt, die terrassenartig bedeckt sind und mit der zierlichen Säulenhalle um den zweiten Hof her übereinstimmen. Die Verschönerungen im Innern des Palastes waren nicht minder bedeutend. Der Prinz brachte in wenigen Jahren eine Galerie von Gemälden der Zeitgenossen zusammen, welche vielleicht mit der kostbaren Galerie des Regenten zu vergleichen ist, die ihm die Gläubiger seines Vaters entzogen hatten; kurz mit einer Aufopferung von mehr als elf Millionen ist das Palais Royal ein Gegenstand der Bewunderung für die Franzosen und die Fremden geworden.

Unter der Restauration lebte Ludwig Philipp immer fast nur in seiner Familie und zog seine Privatinteressen der Politik vor. Er war Protector mehrerer gelehrten Gesellschaften, unter andern der asiatischen, deren Ehrenpräsident er auch war, gehörte zu den Stiftern der königl. Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse und gab seinen Namen zu allen philanthropischen Unternehmungen und allen guten Werken her.

In seinem Palaste selbst hatte er ein Unterstüßungsbureau eingerichtet. Eines Tages ersuchte ihn sein Secretair um 500 Francs für die verarmte Familie eines Schriftstellers und der Prinz, den in dem Augenblicke eine politische Nachricht beschäftigte, hatte auf das Gesuch nicht aufmerksam gehört. Nach einem ziemlich langen Gespräche und als er fortgehen wollte, sprach er mit einemmale: „Sie baten mich auch um ein Billet von 1000 Francs für eine unglückliche Familie?“ — „Tausend Francs ist ein Irrthum, den man nicht verbessern sollte.“ — „Sie haben Recht; die Irrthümer der Fürsten sind oft so kostspielig, daß ich mich nur freuen kann, wenn der meinige armen Leuten von Vortheil ist.“ Und statt der 500 Francs durfte der Secretair 1000 geben.

Der Herzog von Orleans zahlte auch einen Jahrgehalt von 6000 Francs an Dumouriez, der in einem Alter von 85 Jahren in Turville Park starb, wie er bedeutende Summen für das Denkmal des Generals Abatucci und das Klebers unterzeichnete. Die Gebeine Corneilles ruheten in der St. Rochuskirche, aber kein Denkstein, keine Inschrift bezeichnete sie der allgemeinen Bewunderung. Der Prinz wollte die Ehre haben, den gerechten Tribut gegen einen der berühmtesten literarischen Namen Frankreichs zu entrichten. Er ließ deshalb auf seine Kosten in dem Schiffe der Kirche eine Tafel von gedertem weißem Marmor aufstellen, deren oberer Theil mit einem schönen Medaillon von weißem Marmor verziert ist, das in Basrelief das Portrait des unsterblichen Dichters zeigt. Unter diesem Bilde, das von einem Kranze ver-

goldeter Bronze umgeben und mit Sternen eingefast ist, befindet sich mit goldenen Lettern die Inschrift:

Pierre Corneille,
geboren zu Rouen
am 6. Juni 1606,
gestorben zu Paris
in der Straße d'Argenteuil
am 1. Octbr. 1684
und begraben in dieser Kirche.
Errichtet im J. 1821.

Auf ihren Reisen hinterließ die Familie Orleans überall Beweise von ihrer Wohlthätigkeit. Im Schlosse Mandau in der Auvergne gründete Mlle. Adelaide eine Schule des gegenseitigen Unterrichts für die kleinen Knaben des Dorfes, unterstützte die Armen und ließ einen Weg nach Aigueperse bauen. Der Prinz, ihr Bruder, richtete ebenfalls Schulen des gegenseitigen Unterrichts auf seinen Gütern La Ferté Vidame und Dourdon ein. In der letztern Stadt trat er einen Theil des alten Schlosses ab, damit man daselbst ein Gefängniß anlege. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Handlungen der Mildthätigkeit oder jener für die allgemeine Wohlfahrt anführen, durch welche er seinen Namen beliebt machte. Mit welcher Begeisterung sprach aber auch Paul Louis Courier immer von ihm! „Ich weiß und errathe es nicht“, schrieb er 1823 als Antwort an den Verfasser eines anonymen Briefes, „warum Sie glauben können, ich liebte weder den Herzog von Orleans noch irgend einen andern Prinzen? Ich liebe im Gegentheil alle Prinzen und überhaupt Jedermann, den Herzog von Orleans aber

ganz besonders (sehen Sie, wie Sie sich irren), weil er zwar als Prinz geboren ist, aber doch nicht verschmähet, ein Mensch zu sein. Wir haben allerdings nichts miteinander zusammen, keinen Vertrag, keine Uebereinkunft, er hat mir nichts versprochen, nichts vor Gott geschworen; wenn aber der Fall eintreten sollte, würde ich ihm vertrauen, ob er gleich mich bereits mit Andern falsch verstanden hat. Wenn wir aber Jedem vertrauen müßten, so würden wir meiner Meinung nach keine Mühe haben uns zu verständigen und wenn ein Uebereinkommen getroffen wäre, würde er es halten, glaube ich, ohne Hinterlist, ohne Thikane, ohne Aufsehen, ohne sich erst mit allen Nachbarn, Edelleuten und andern darüber zu berathen, die mir nicht wohlwollen, und ohne die Jesuiten zu fragen. Diese Meinung von ihm giebt mir Folgendes. Er gehört unserer Zeit, dem jetzigen Jahrhunderte an, nicht dem andern, das wenig gesehen hat und das man, glaube ich, das alte Regime nennt; er hat Krieg mit uns geführt, weshalb er, sagt man, vor den Unteroffizieren sich nicht fürchtet, und ob er gleich später, gegen seinen Willen, ausgewanderte, hat er doch nicht mit gegen uns Krieg geführt, da er zu gut wußte, was er dem Vaterlande schuldig war und daß man nie gegen dasselbe Recht haben kann. Er weiß dies und andere Dinge, die man in dem Range nicht lernt, in dem er steht. Sein Glück wollte es, daß er davon herabsteigen und jung wie wir leben konnte. Er wurde aus einem Prinzen ein Mensch. In Frankreich bekämpfte er unsere gemeinsamen Feinde; außerhalb Frankreich beschäftigten die Wissenschaften seine freie Zeit. Von ihm kann

man nicht sagen: nichts vergessen und nichts gelernt. Die Fremden sahen ihn sich unterrichten, aber nicht betteln. Er hat weder Bitt noch Coburg gebeten, unsere Felder zu verwüsten und unsere Dörfer zu verbrennen, um die Schloßer zu rächen; als er zurückkam, hat er nicht Messen und Seminarien gestiftet, nicht Klöster ausgestattet auf unsere Kosten; er ist weise in seinem Leben und seinen Sitten und giebt ein Beispiel, welches besser predigt als die Missionäre. Kurz er ist ein tüchtiger guter Mensch. Ich für meinen Theil möchte, daß alle Prinzen ihm gleichen; es würde keiner etwas dabei verlieren und wir würden gewinnen, oder ich wollte, er wäre Maire der Gemeinde, nämlich wenn es anginge (ich nehme es nur so an), ohne daß Jemand verdrängt würde; ich hasse die Verdrängungen. Er würde vieles gut machen nicht bloß nach der Weisheit, die ihm Gott gegeben hat, sondern auch nach einer nicht minder ansehnlichen und zu wenig gefeierten Tugend, ich meine seine Sparsamkeit, eine wenn man will bürgerliche Eigenschaft, welche der Hof an einem Prinzen verabscheut und welche keinesweges der Gegenstand einer academischen Lobrede oder einer Sterbepredigt ist, die aber für uns Verwaltete sehr werthvoll, an einem Maire so schön, wie soll ich sagen? so göttlich ist, daß ich ihm fast alle andern erliesse, wenn er diese hätte.

„Ich rede nicht von ihm, weil ich ihn besser kenne als Sie; ich kenne ihn vielleicht nicht einmal so gut und habe ihn sogar nie gesehen. Ich weiß nur was man sagt; aber das Publicum ist nicht dumm und kann die Prinzen beurtheilen, denn sie leben im Publicum. Ich will auch nicht sein Feldhüter werden, wenn

er Maire wird. Ich eigne mich nicht zu diesem Posten und auch zu keinem andern; ich kann höchstens meinen Weinberg pflegen, wenn ich nicht im Gefängnisse bin. Ich würde, glaube ich, weniger oft darin sein, da aber selbst dies nicht gewiß ist, so kann ich sagen, daß mir jede Veränderung in der Mairie gleichgiltig ist. Uebrigens hätten Sie in diesen Tagen sehen oder erfahren können, was man allgemein von ihm denkt, als er mit seiner Familie im Theater erschien. Man erwartete ihn nicht; die Vorstellung war nicht besonders zusammengesetzt und vorbereitet, wie das für die Großen so geschieht, — es war das gewöhnliche Publicum und nichts konnte zu der Annahme Veranlassung geben, es sei etwas im Voraus abgekartet worden. Die Polizei hatte keinen Antheil an den Aeußerungen der Zuneigung, die ihm bei dieser Gelegenheit gegeben wurden oder wenn sie da war, wie man wohl glauben kann, da sie unvermeidlich und immer gegenwärtig ist, so war sie gewiß nicht erschienen, um den Herzog von Orleans zu erwarten. Er trat ein, man erblickte ihn und die Hände und die Stimmen applaudirten überall. Man hat, so viel ich weiß, das Parterre nicht vor Gericht geladen und deshalb glaube ich auch nicht, daß man mich wieder einsperren werde, da ich ja nicht einmal so laut gelobt habe, was er lobenswerther gethan hat; aber Sie können das besser wissen.

„Ich liebe also, gegen Ihre Meinung, den Herzog von Orleans, aber sein Freund bin ich nicht, wie die Leute glauben, sagen Sie. Mir kommt eine solche Ehre nicht zu und ohne untersuchen zu wollen, was man bisweilen bezweifelt hat, ob

die Fürsten Freunde haben, oder ob er, der weniger Prinz ist als ein anderer, eine Ausnahme machen könnte, sage ich Ihnen, daß ich immer über J. J. Rousseau, den Philosophen, gelacht habe, der seines Gleichen nicht leiden konnte und in seinem ganzen Leben keinen Freund gehabt zu haben glaubte, als den Prinzen von Condé. Ich bin vielweniger sein Anhänger, denn vor allen Dingen hat er keinen Anhang, keine Partei. Es ist die Zeit nicht mehr, in welcher jeder Prinz die seinige hatte und ich werde auch nie zu der Partei irgend Jemandes gehören. Ich werde keinem Menschen folgen, da ich mein Glück weder in Revolutionen, noch in Contrerevolutionen zu machen suche, die immer nur einigen Wenigen nützen. Ich bin erst unter dem Volke geboren, dann durch eigene Wahl unter ihm geblieben. Es kam nur auf mich an, gleich so vielen Andern herauszutreten, die dadurch edeler und etwas Besseres zu werden gedachten, aber nur verloren. Wenn ich einmal nach dem bekannten Gesetze Solons wählen muß, werde ich die Partei des Volkes, der Bauern, gleich mir, wählen.“

In einem anderen Briefe ruft er aus, denn er ist in Lobeserhebungen unerschöpflich:

„Sie verdrehen meine Worte wieder, wenn Sie mich sagen lassen, es gebe einen Prinzen, dessen Gesinnungen mir, einem Winzer, bekannt wären. Was denken Sie? Verbessern Sie das gefälligst und streichen Sie von Ihren vier Worten nicht drei aus, wie es Boileau haben will, sondern nur eins und sagen Sie so in aller Wahrheit, d. h., daß die Gesinnungen jenes Prinzen bekannt sind, nämlich Allen, und daß sie Niemandem

unbekannt sind. Er glaubt z. B., die Fürsten wären der Völker wegen da und nicht die Völker wegen der Fürsten, — eine Ansicht, die gar nicht so seltsam ist, als die Hofleute sich einbilden. Er ist weder der erste noch der einzige seiner Familie, der so denkt, wenn das Gerücht die Wahrheit sagt.

„Sind Sie bestimmter und besser unterrichtet, wenn Sie uns versichern, der Herzog von Orleans reise nach England? Ich glaube Ihren Worten, mit denen die Lüge nichts zu schaffen hat: der Himmel ist nicht rein. Aber hier sehe ich nicht viel Wahrscheinlichkeit. Man weiß und es ist dies auch eine bekannte Sache, daß er sein Land liebt, daß er es nicht gern verläßt und daß er gerade jetzt noch weniger Grund hat, als zu irgend einer andern Zeit, da er einen schlecht unternommenen Krieg — glücklich beendigt sieht.“

Hiernach kann man beurtheilen, welche innige Theilnahme die Familie Orleans überall fand. Ludwig XVIII. sah wohl die moralische Wirkung dieser Popularität voraus, die um so fruchtbarer war, als sie sich nur auf die Kraft der Wohlthaten stützte und durch keine dem Gange der Regierung feindliche Handlung sich compromittirte. „Er rührt sich nicht“, sagte er, „und doch bemerke ich, daß er fortschreitet; wie ist ein Mann an dem Weitergehen zu hindern, der gar nicht aussteht, als thue er einen Schritt? Das ist ein Problem, das mir noch zu lösen bleibt und ich möchte die Lösung nicht gern meinen Nachfolgern überlassen.“

Karl X. erbt den Groll und die Besorgnisse seines Bruders in Bezug auf den Herzog von Orleans nicht. Er besaß

mehr Vertrauen auf sich und war übrigens seinem Vetter, der ihn in gedrückten Umständen in England unterstützt hatte, Dank schuldig. Die Herzogin von Berry besonders liebte ihren Nkel und den jungen Herzog von Chartres, der Jedermann gefiel. Seit langer Zeit bemühte sich das Haus Orleans, wie man wußte, vergeblich um den Titel „königl. Hoheit“; er erneuerte sein Gesuch bei Karl X. Die Dauphine entgegnete, die Kinder des Prinzen wären so zahlreich, daß dieser Titel sehr gewöhnlich werden würde. Der König aber, welcher die Ungerechtigkeit Ludwigs XVIII. wieder gut machen wollte, bewilligte den Titel „königl. Hoheit“ officiell allen Gliedern der Familie Orleans und Condé*). Dann erleichterte man die Anordnungen,

*) Der Herzog von Orleans schrieb mit folgenden Worten an den Prinzen von Condé, um ihn die Erhebung seiner Familie zum Range der königl. Hoheit anzuzeigen:

„Neuilly, den 21. Septbr. 1821.

„Ich beette mich Ihnen anzuzeigen, daß der König mir gestern Abend sagen ließ, ich möchte mich heute Mittag zu ihm begeben und ich kam wenige Minuten vor seinem Gange zur Messe an. Sobald ich in sein Cabinet geführt war, dankte ich ihm für seine Güte und fügte hinzu, daß wir besonders für diejenige erkenntlich wären, die er uns vorgestern bei Gelegenheit des Weihwedels erzeigt. „Ja“, entgegnete er, „das sollte so sein, weil ich finde, daß es so sein muß und ich wollte Ihnen eben sagen, daß ich Ihnen den Titel „königl. Hoheit“ bewillige“. — „Bewilligt ihn der König a l l e n?“ entgegnete ich zögernd. — „Ja, a l l e n“, sagte er; „es stimmt allerdings mit unsern alten Sitten nicht überein, aber nach dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Europa muß es so sein und er ist für a l l e.“ —

welche den Namen und das unermessliche Vermögen der Condés auf den Herzog von Anjou, den Pathen des alten Herzogs von Bourbon, übertragen sollten. Man dachte selbst,

Dann ging unser Gespräch weiter und er sagte mir, er habe auch wegen der Ceremonie von St. Denis mit mir sprechen wollen; er hoffe, daß wir es zweckmäßig fänden, wenn der Dauphin einen Lehnsstuhl, wir aber Stühle erhielten. Ich antwortete, daß mir dies für meinen Theil ganz passend erscheine, und daß der Dauphin, da er nothwendig die Krone erhalten müsse, auch eine Auszeichnung vor denen haben müsse, welche nur in besondern Fällen zum Throne berufen werden könnten; wenn der Dauphin Söhne hätte, wäre ich selbst für eine Auszeichnung des ältesten desselben, gestehen aber müßte ich, daß dies sich nur auf die directe Linie beziehen dürfe, nicht auf die jüngern Kinder; diese erschienen in derselben Stellung wie wir; ich hätte nie den Unterschied zwischen königl. Familie und Prinzen von Geblüt begriffen und begriffe ebensowenig, wie zwischen uns ein anderer Vorrang und Unterschied stattfinden könnte als jener des Alters. Der König schien dies richtig zu finden, ohne mir bestimmt seine ganze Billigung auszudrücken. Er sagte mir, der verstorbene König habe über alles dies eine falsche Ansicht gehabt, die er nie gern an ihm gesehen, wir wären nur eine Familie und hätten ein gemeinschaftliches Interesse; er wünsche, daß wir ihn als Vater ansähen und immer einig wären. Ich fragte ihn, zu welcher Zeit wir ihm ohne zu stören unsere Huldigung darbringen könnten. „Immer“, antwortete er mir, „wenn Sie bei mir erscheinen und mich darum ersuchen lassen; wenn ich beschäftigt wäre und gerade Niemanden empfangen könnte, würden Sie mir es verzeihen. Uebrigens“, setzte er hinzu, „drängt man in mich, das Dejeuner wieder aufzunehmen und wahrscheinlich werde ich es thun, wenn ich in den Tuilleries bin; dann wird es halb elf Uhr stattfinden wie bei dem verstorbenen König; außerdem werde ich Sie immer sehen, wann Sie wollen.“

wie man sagt, an eine Verschmelzung der beiden Linien durch die Verheirathung der Mlle. von Artois mit dem Herzoge von Chartres. Der Letztere wurde endlich zum Obersten des ersten Husarenregiments ernannt. Karl X. hatte sich überdies gegen seinen Vetter verpflichtet, dessen Apanage durch ein Gesetz sanctionniren zu lassen, denn nach einer übeln Laune Ludwigs XVIII. beruhete bis dahin das ganze Vermögen des Herzogs nur auf einer einfachen Ordonanz. Karl X. empfahl seinen Ministern, die Bestimmung in das Gesetz über seine eigene Civilliste aufzunehmen. Man fügte deshalb dem Gesetz vom 16. Jan. 1823 einen vierten Artikel des Inhalts bei: „Die Güter, welche dem Zweige Orleans nach den königl. Verordnungen vom 18. und 20. Mai, 17. Septbr. und 7. Octbr. 1814 zurückgegeben worden sind und von der nach den Edicten des Jahres 1661, 1672

„Der Dauphin wird uns in seinem Wagen mit nach St. Denis nehmen und die unserigen werden vorausfahren. Er wird Donnerstags früh in den Tuileries um halb zehn Uhr sein und erwartet uns da. Dies wurde mir von dem Könige durch den Grafen Charles von Damas gemeldet, den er mir nachschickte als ich ging. Ich habe vergessen, ihn nach dem Costüme zu fragen, wahrscheinlich aber wird es Trauer und Mantel sein. Uebrigens habe ich von Herrn Brézé noch nichts erfahren, der uns gewiß Anzeige macht.

„Wir gedenken morgen zwischen zehn und elf Uhr nach St. Cloud zu fahren, um dem Könige für die Bewilligung der „königl. Hoheit“ zu danken und ob er mir gleich nicht aufgetragen hat, Ihnen Anzeige zu machen, so ist es doch zu natürlich, daß ich mich beeile es Ihnen zu sagen, damit Sie ihm auch danken. Genehmigen Sie ic.

„L. Ph. v. Orleans.“

und 1692 Monsieur, dem Bruder Ludwigs XIV., für ihn und seine männlichen Nachkommen bestimmten Apanage herrühren, bleiben unter denselben Rechten und Bedingungen im Besitze des Hauptes des Zweiges Orleans bis zum Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft, in welchem Falle sie an das Staatsgut zurückfallen.“ Die Ultra s bekämpften diesen Artikel, ob er gleich von dem Könige gebilliget war. Die Majorität blieb dabei, in dem Herzoge von Orleans einen Verschwörer zu sehen. Man weiß, welche Unzufriedenheit die Emigration, nach ihrem instinctmäßigen Hass gegen den Zweig Orleans, bei der Rückgabe der Apanage durch Ludwig XVIII. zeigte. Die Männer dieser Partei wünschten, daß der Herzog von Orleans auf einen Jahrgehalt gesetzt werde, dessen Auszahlung man nach Belieben einhalten könnte und daß er immer in Gehorsam gegen das regierende Haus bleibe, während er, in seine Apanage wieder eingesetzt, vor den Launen des Hofes gesichert war und die Unabhängigkeit seiner persönlichen Ansichten behielt. Dieses Uebelwollen verrieth sich mit neuem Ungeflüm, als das Ministerium der Kammer vorschlug, die Apanagierung in das Gesetz aufzunehmen. Man ging so weit, daß man sagte: es hieße dies Contrebande in den Wagen des Königs einbringen. „Ich will“, sagte Bazire, „die Apanage des Herzogs von Orleans nicht bestreiten und angreifen; der Monarch hat sie ihm bei der Restauration zurückgegeben und ich beuge mich vor dieser großen Handlung königlicher Freigebigkeit; aber ich begreife die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit nicht, diese Bestimmung in den

Gesetzentwurf über die Civilliste zu bringen. Der Prinz, welchen dieser Artikel betrifft, hat keinen Antheil an der Civilliste; er ist derselben vielmehr ganz fremd. Man gebe uns also die wahren Beweggründe an, welche die Einschaltung dieses Artikels in ein Gesetz veranlaßten, das sie nicht zu fordern schien. Ich möchte nicht vermuthen, daß man ihn daher gebracht habe, um ihn leichter in so gute Gesellschaft zu bringen.“ — „Wie“, antwortete Herr von Villele, „in dem Gesetze, in welchem die Renten bestimmt sind, welche die Apanage der königl. Familie vertreten, sollten wir die Bestimmung über die Apanage = Rente nicht aufnehmen, welche einem Prinzen dieser Familie gebührt? Wir verlangen in diesem Gesetze die Lösung einer noch unentschiedenen Frage. Wir haben sie dahin gesetzt, wohin sie gehört, denn wenn Sie dem Herrn Herzoge von Orleans die Apanage nicht bewilligen, müssen Sie ihm eine Apanagen = Rente gewähren.“ „Das Gesetz, das Ihnen vorgelegt worden ist“, setzte der General Foy hinzu, „soll nicht bloß die Civilliste feststellen, sondern auch die Apanagen der Prinzen ordnen; ist es nicht natürlich und gerecht, daß die der Familie Orleans darin erscheine wie die andern? Im Jahre 1814 hatte der König die Besitzungen dem Hause Orleans zurückgegeben, aber die Verordnungen sagten nicht, daß die Güter als Apanage dienen sollten; die Sanction des Gesetzes war also von Nutzen. Ich halte es für vortheilhafter, daß die Prinzen Apanage in Grundstücken besitzen; sie kommen dadurch den Interessen der Stadt näher; sie können bedeutendere Summen für nützliche Anstalten geben und zum

Gedeihen und zum Ruhme des Landes mitwirken. Es liegt also etwas Nationales darin, die Unabhängigkeit eines Zweiges der Familie Bourbon aufrecht zu erhalten, welcher die Meinungen des Volkes, wenn der ältere Zweig abstürbe, für sich haben und als Sammelpunkt den Franzosen jene nationale Fahne geben könnte, unter welcher dieser Zweig für das Vaterland gekämpft hat."

Trotz der heftigsten Opposition wurde der Entwurf angenommen und der Herzog von Orleans war nun unabhängiger Herr seiner Apanage.

Sechszehntes Kapitel.

Politische Lage bei der Thronbesteigung Karls X. — Abschaffung der Censur. — Entschädigungsgesetz. — Salbung Karls X. — Der König giebt dem Herzoge von Chartres das blaue Band. — Lafayette in den Vereinigten Staaten. — Tod des Generals Foy; Nationalsubscription. — Das Jubiläum. — Macht der Geistlichkeit. — Herr von Montlosier. — Herr von Lamennais. — Musterung und Auflösung der Nationalgarde. — Besetzung Moreas; Sieg von Navarin. — Bestattung Manuels. — Einfluß der Presse. — Brief des Herrn Cauchois-Lemaire an den Herzog von Orleans. — Worte Montalivets an seine Söhne. — Vorhersage des Stanislaus Girardin auf seinem Sterbebette. — Brief des Herzogs von Orleans an Lafayette. — Sieg der Liberalen in den Wahlen. — Aufläufe in der Straße St. Denis. — Das Ministerium Martignac. — Vorhersagungen Napoleons auf St. Helena. — Verblendung Karls X. — Das Ministerium Polignac. — Königliche Sitzung von 1829; merkwürdiger Vorfall; Thronrebe. — Adresse der Zweihunderteinundzwanzig. — Der König und die Königin von Neapel in Paris. — Fest im Palais Royal. — Gespräch zwischen dem Herzog von Orleans und dem Herrn von Salvandy. — Expedition nach Afrika; Einnahme von Algier. — Die Ordonanzen vom 26. Juli.

Ludwig XVIII. wurde nicht betrauert. Indeß hatte doch der Uebergang von seiner Regierung zu der Karls X. einige Gefahren, denn der Thronfolger war im höchsten Grade unbeliebt. Seine Thronbesteigung schien dem Lande die vollständige Wiederkehr der alten Regierungsweise zu verkündigen. Man darf auch wirklich nicht unbemerkt lassen, daß der Graf von

Artois, der nie seinen Charakter gewechselt hat, vielleicht derjenige ist, welcher seinen politischen Ansichten am treuesten geblieben ist. Er besaß eine gewisse Gabe Geist, war Edelmann in der ganzen Bedeutung des Wortes, geizte nach Ruhm, blieb in seinen Ideen unwandelbar und ging mit verblindetem Eigensinne gerade auf sein Ziel los. Seine Absichten waren gewiß edel, da er aber in der Schule der Revolutionen gar nichts gelernt hatte, so irrte er sich in den Mitteln. Am 6. Sept. 1824 bestieg er den Thron. Vor seinem Bruder hatte er den Vortheil voraus, daß er nicht kraftlos war; er zeigte sich zu Pferde und gewann durch einige Worte Beifall. Die Aufhebung der Censur war die erste Handlung seiner Regierung, aber diese Maßregel hatte nichts Aufrechtiges an sich und die Thronrede bei der Eröffnung der legislativen Session (2. Decbr.) ließ seine Pläne ahnen. Die Salbung sollte seiner Dynastie das Erblichkeitsprincip durch die Gnade Gottes geben und die Entschädigungsmillarden die Ausgewanderten bereichern, aber auch zugleich Frieden zwischen der Vergangenheit und Gegenwart schließen. Die Entschädigung war nicht ungerecht; die Restauration belohnte dadurch ihre Diener, welche sich für sie ruinirt hatten und Weihete zu gleicher Zeit die Unverletzlichkeit des Grundeigenthumes. Nichtsdestoweniger fand diese Maßregel eine heftige Opposition, denn sie war unpolitisch in einer Zeit, in welcher sich die Finanzen in schlechtem Zustande befanden und eine Erhöhung der Cwvilliste beantragt wurde. Bei der Theilung erhielt der Herzog von Orleans über vierzehn Millionen, der General Lafayette 450,682 Francs;

der Herzog von Choiseul 1 Mill. 100,000 Frncs.; der Herzog von Liancourt 1 Mill. 400,000 Frncs.; Gaëtan de la Rochefoucauld 428,200 Frncs.; Herr von Chiars 357,850 Frncs. und Karl Lameth 201,696 Frncs. Dann kamen die Geschenke bei Gelegenheit der Salbung, bei welcher auch der Herzog von Chartres das blaue Band erhielt. Es war dies für den Handel eine Zeit des Gewinnes, für die Opposition ein Gegenstand der Lächerlichkeit, eine Priesterceremonie, bei welcher ein bigotter König sich durch einen Eid, den er fünf Jahre später kühn brechen sollte, verpflichtete, die Charte zu achten. Die Rückkehr Karls X. von Rheims erregte nicht den Enthusiasmus, welcher seine Thronbesteigung begrüßt hatte, denn jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft war verschwunden und schlimme Ahnungen hatten die letzten Illusionen zerstreut; der König erschien den Augen so wie er wirklich war, der Kämpfe der Vergangenheit, der Ausdruck der hochmüthigen Contrerevolution. Anfangs war das Gefühl der Täuschung unbeschreiblich, bald aber fand die liberale Meinung neue Kraft und bereitete sich mehr als je zu dem Kampfe vor, der allem Anscheine nach schrecklich und gefährlich sein mußte. Der Waffenstillstand der Salbung, um den glücklichen Ausdruck eines Schriftstellers zu gebrauchen, war von kurzer Dauer und die Feindseligkeiten begannen von neuem. Lafayette besuchte die Vereinigten Staaten und die Nation nahm ihn als ihren Gast auf (5. Oct. 1825). Der General Foy starb und die allgemeine Trauer folgte seinen sterblichen Ueberresten ans Grab: zwei Thatsachen, welche laut gegen den retrograden Geist der Regierung sprachen. Der

Herzog von Orleans theilte den Schmerz des Landes und schickte seinen Wagen zu dem Leichenzuge des berühmten Patrioten. Der Hof tabelte ihn darum. „Mein Wagen“, antwortete der Prinz dem Könige Karl X., „ist nur bemerkt worden, weil er allein war und ich glaubte, wenn ein großer Bürger stirbt, müsse jeder, der das Vaterland liebt, mittrauern.“ Hof war arm. In den Bureaux der Journale wurde eine Subscription eröffnet, um ihm ein Denkmal zu errichten und seinen Kindern eine unabhängige Stellung zu sichern. Cassinir unterzeichnete 50,000, der Herzog von Orleans 10,000, Casimir Perier 10,000 Francs. Nach einigen Monaten hatte man eine Million zusammengebracht — eine bedeutungsvolle Erklärung der Gesinnungen des Landes! Die Regierung verstand die Drohung, ohne die Lehre sich zu Nuzen zu machen, aber das Vertrauen der liberalen Partei wuchs, denn sie hatte ihre Kräfte messen und ihre Reihen zählen können, welche jeder Tag in furchtbaren Verhältnissen vermehrte. Die fortschreitende Theilung des Eigenthums berührte die Anhänger der Bevorrechtungen unangenehm. Sie wagten es, das Gesetz über das Erstgeburtsrecht vorzulegen, das indeß zurückgewiesen und zurückgezogen wurde. Die Royalisten aber, die sich auf eine Mehrheit von dreihundert Deputirten stützten, verzweifelten trotz dieser Niederlage nicht. Im Jahre 1826 zeugte das Jubiläum von der wachsenden Macht der Congregation, welche sich bildete und ihren Einfluß bis auf die Bälle, die Concerte und die Theater erstreckte. Herr von Montlosier erließ sein erstes Manifest gegen die Jesuiten und Lamennais sah auf der

Bank der Angeklagten, weil er die Religion in ihren Beziehungen zur Staats- und Civilgewalt betrachtet hatte. Das Privilegiengesetz und das Gesetz über die geistlichen Genossenschaften erschienen und das Gesetz über die Presspolizei, welches Herr von Chateaubriand ein vandalisches Gesetz nannte, wurde mit dem Namen des „Gesetzes der Gerechtigkeit und Liebe“ gebrandmarkt. Jetzt schlossen sich den Liberalen die Unzufriedenen aller Farben an und jeden Tag organisirte und offenbarte sich der Widerstand in allen Ständen und Classen der Gesellschaft. Die feindseligen Manifestationen der Academie blieben erfolglos und überall regnete es Absezungen. Die Bairskammer aber zerstörte das Werk der Deputirtenkammer (17. Apr. 1827). „Wenn eine Civilisation weit vorgeschritten ist, wenn die Gesellschaft allgemein ein Bedürfnis fühlt, so schlägt alles, was man beginnt, um diese Civilisation aufzuhalten und um dieses Bedürfnis zu unterdrücken, gerade gegen den Zweck aus, den man erreichen wollte. Man hatte die Presse unterdrücken wollen und die Vergrößerung des Formats gab Veranlassung zu einem bisher unbekanntem Ankündigungssysteme, einem der einträglichsten Zweige der Journale. Die Presse erlangte also größere Kraft, einen festern Bestand und ein neues Mittel der Publicität. Die Congregation hatte, ohne es zu ahnen, die Presse zu einem Riesen gemacht, während sie dieselbe vernichten wollte.“ Die Zurücknahme des Gesetzentwurfes über die Presse rief in ganz Paris große Freude hervor, die sich geräuschvoll äußerte und die Regierung, die über alles erschraf, glaubte die bewaffnete

Macht zu Hilfe rufen zu müssen. Karl X. kam zu seinem Unglücke dabei auf den Gedanken, eine große Musterung der Nationalgarde abhalten zu wollen. Sie fand am 29. April bei dem herrlichsten Wetter statt und mit einemale mischte sich in den Ruf: „es lebe der König!“ das Geschrei: „nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ Und fortgerissen vom Aerger und Verdruß, rief der König aus: „ich bin hierher gekommen, um Huldigung zu empfangen, nicht aber Lehren.“ Am nächsten Tage wurde die Nationalgarde aufgelöst. Man lösete die Wachposten ab ohne auf Widerstand zu stoßen; es zeigten sich keine aufrührerischen Bewegungen, aber die Ruhe und Stille waren nur trügerisch. Die Regierung hielt dieselben für Resignation, es war aber das Schweigen, welches dem Ausbruche des Borneß vorhergeht, der um so schrecklicher ist, je länger er zurückgehalten wurde. Die Auflösung der Nationalgarde war einer der größten Fehler der Restauration. Die Legitimität mußte sich, einmal von der Nation losgetrennt und ihrer eigenen Kraft überlassen, unter ihren Trümmern begraben, um aus denselben die Juliregierung emporkwachsen zu lassen.

Die Unabhängigkeit Griechenlands, zu deren Erlangung die Franzosen durch die Besetzung Moreas mitwirkten und der Sieg von Navarin (20. Octbr.) trugen zu dem französischen Waffenruhm bei, ohne indeß die Gährung der Gemüther zu beruhigen. Das Begräbniß Manuels hatte Veranlassung zu Ruhestörungen gegeben wie das des Herzogs von Liancourt. Die Wiedereinführung der Censur und die Auflösung der

den Frieden um den Preis seiner Eroberungen und nichts hielt es in seinen Opfern zurück. Napoleon hatte es groß und geehrt gemacht; das undankbare Frankreich zog die Schande vor, die ihm die heilige Allianz bot. Champ-Aubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Baux-Champs, Rangis, Montereau, Craonne fügten neue glänzende Perlen in die Krone des großen Feldherrn.

Alexander und die Engländer wünschten in der Bestürzung einen Augenblick zu unterhandeln, aber es schien dem Gesichte zu gefallen, alle bewundernswürdigen Berechnungen des Kaisers zu vernichten und Blücher und Schwarzenberg kamen in Eilmärschen unter den Mauern von Paris an, wo der Marschall Mortier befehligte. Auf die Kunde davon eilte Napoleon zur Hilfe herbei und sandte dem Marschall den Befehl, die Belagerung bis zu seiner Rückkehr auszuhalten. Die Pariser griffen zu den Waffen; die Invaliden, die Zöglinge der polytechnischen Schule und der Schule zu Alfort, 10,000 M. Nationalgarde und 20,000 M. reguläre Truppen hielten den Feind einen Tag im Schach. Vergebens! der Verrath zerstörte das Werk des Muthes; am 31. März öffnete Paris den Verbündeten seine Thore; die Kaiserin und die Mehrheit des Ministeriums flüchteten hinter die Loire. Die weiße Cocarde hatte sich auf den Straßen gezeigt und man rief bereits: es lebe Ludwig XVIII., es lebe der König von Frankreich! Als der Kaiser, der mit 50,000 M. anrückte, die Capitulation von Paris erfuhr, zog er sich traurig und düster nach Fontainebleau zurück.

ließ eine Revolution ahnen, die um so leichter auszuführen war, wenn man die Mittel und den Zweck kannte; denn nun, da jede Illusion geschwunden war, kündigten alle Männer von sicherem Urtheile den Sturz des ältern Zweiges als unvermeidlich und nahe bevorstehend an.

„Lieben Kinder“, sagte Herr von Montalivet zu seinen Söhnen, „es bedrohet uns eine Revolution; sie kann schrecklich werden; sie kann wie die erste das am sichersten begründete Vermögen vernichten und die glänzendsten Stellungen umstürzen; arbeitet, werdet Männer, damit ihr dem Unglücke widerstehen könnt, wenn es kommt und Euch durch Euere Fähigkeiten selbst zu schützen vermöget. Uebrigens kann allein der Herzog von Orleans unsere Angelegenheiten ordnen, das sehe ich deutlich; er wird den Thron besteigen und die constitutionelle Regierung wieder aufrichten.“ Und diese Hoffnung milderte den Todeskampf des Stanislaus Girardin, als er auf seinem Sterbebette zum Abschiede die prophetischen Worte an den Herzog von Orleans richtete: „ich nehme mit Freuden wenigstens den Gedanken mit in das Grab, daß Sie bald König sein werden.“ Es war dies die letzte tiefgefühlte Aeußerung einer Seele, welche in dem Augenblicke ihrer Rückkehr zu dem Schooße des Ewigen bereits den Horizont der Zukunft überblickte. „Um den Herzog von Orleans“, heißt es in der *Histoire de la Restauration*, „sammelte sich damals nicht mehr blos die patriotische Partei von 1789, sondern auch die Männer der Restauration, welche dieselbe sich von ihrem Ziele und ihrem Ursprunge entfernen sahen, wie die Herren Molé und von

Lallemand. Der Herzog von Orleans war eine Möglichkeit und man mußte sich ihm in dem Maße nähern, wie die Gewalt sich in Parteithorheiten verlor. Man sah einen möglichen Sturz voraus und in diese Ahnung der Zukunft mischte sich der Verdruß über die Ungnade. Die Geschichte und die Poesie weckten Vergleiche mit der Revolution von 1688; man beutete diese englische Idee aus und die Doctrinäre namentlich hegten und pflegten sie als den Gedanken an Ruhe nach dem Sturme, als eine philosophische Frage, welche durch eine Thronbesteigung gelöst würde, die am wenigsten Erschütterungen mit sich bringe. Der Herzog von Orleans, der gut mit dem Hofe und mit der Opposition stand und gegen Niemanden Verpflichtungen übernahm, begünstigte Alles, was sich auf jene Idee bezog, welche ihm wie die Hoffnung auf eine Krone schmeichelte; weiter aber gingen seine Bestrebungen nicht; er benutzte nur Fehler, deren man damals so viele machte." Das war die Rolle der Zurückhaltung, welcher der Prinz bis zum letzten Augenblicke treu blieb. Namentlich bot er seine ganze Klugheit und Vorsicht in seiner Correspondenz mit den Revolutionairen auf, welche ihn aufforderten, sich ihren Plänen anzuschließen. Eines Tages, als Lafayette ihm Flüchtlinge empfahl, antwortete ihm der Herzog: „Sie erzeigen mir nur Gerechtigkeit, lieber General, wenn Sie darauf rechnen, daß ich mit Vergnügen zu dem guten Werke beitragen würde, das Sie in Ihrem Briefe erwähnen, welchen ich eben erhalten habe; meine Stellung aber giebt mir nicht etwa Mittel zu diesem Zwecke, sondern ist eine Schwierigkeit mehr unter den bestehenden, die Ihre lange Erfahrung nur

zu wohl kennt. In bin leider nur zu oft in der Lage gewesen, die Ohnmacht meiner Bemühungen in solchen Fällen zu erkennen (ich habe deren in meinem Leben viele gehabt), als daß ich nicht fürchten sollte, sie möchten eine ganz entgegengesetzte Wirkung haben. Ich gestehe Ihnen, lieber General, daß ich mit das Verdienst des Erfolges, wenn er erlangt würde, ebenso wenig zuzuschreiben, als die Wirkungslosigkeit meiner Vermittelung im entgegengesetzten Falle bekannt zu machen suche. Glauben Sie an die Aufrichtigkeit meines Bedauerns wie an die meiner vollkommenen Hochachtung für Sie.

„Paris, 29. Mai 1830.

„Ludwig Philipp von Orleans.“

Der Sieg der Liberalen bei den Wahlen in Paris rief den Haß des Ministeriums hervor und die Flintenschüsse in der Straße St. Denis unterdrückten eine Freude, die aufrührerisch erschien. Die Mehrheit der Kammer sollte constitutionell sein und das Cabinet trat vor ihr zurück. Die Herren von Villele, Corbière und Peyronnet zogen sich mit den Ehren der Pairie aus dem Kampfe zurück und unter diesen traurigen Umständen übernahm von Martignac das Ministerium.

Das neue Ministerium gewann sich durch weise Reformen die öffentliche Meinung, ob es gleich in seinen edeln Absichten gehemmt war. Ein genügendes Gesetz über die periodische Presse, die Abschaffung des Monopols, der Staatsstreich gegen die Priesterpartei (Juni 1828), eine ehrliche Gesetzgebung in der Wahlangelegenheit, die Dauer der Wahllisten und die Specialität in den großen Abtheilungen des Budgets erhöhten die

Popularität des Ministeriums Martignac. Karl X. aber, welcher die treffliche Wirkung solcher Concessionen zu lähmen suchte, ging bereits mit dem Plane um, den Fürsten von Polignac zur Gewalt zu berufen. Es war dies bei dem Könige eine fixe Idee, hervorgegangen aus dem Intriguenkreise, mit welchem die Höflinge ihn umstrickten. Um ihn verderblichen Einflüsterungen zu entziehen, vermochte das Conseil die königl. Familie eine Reise zu machen, auf welcher der Enthufstasmus die Verheißungen Karls X. begrüßte, die freilich lügenhaft waren (1829). In der neuen Session erlitt das Cabinet, welches der Hof nur mit Ungebuld ertrug, zwei Niederlagen bei einem Municipal- und einem Departementalgesetze, die es zurückziehen mußte; es erhielt sich aber in der Gunst, indem es sich verpflichtete, im folgenden Jahre wichtige Reformen, namentlich im Kriegsbudget vorzuschlagen. Nach dem Schlusse der Session und inmitten der vollkommensten Ruhe erfuhr Frankreich die Bildung des Ministeriums vom 8. August. So eilte die Restauration, wie von einer mächtigen Hand getrieben, der politischen Katastrophe entgegen, welche der Gefangene von Helena so wohl vorausgesehen hatte, als er das Verhalten der Bourbons von 1815 betrachtete und das System der Reaction verkündete, zu welchem sie sich würden fortreißen lassen; er setzte hinzu: „sie würde stark genug sein, um aufzureizen, aber nicht stark genug, um zu unterwerfen und früher oder später würde ein vulkanischer Ausbruch den Thron, die Umgebungen und Anhänger desselben verschlingen.“ An Warnungen und an gutem Rathe fehlte es Karl X. nicht. Sie kamen ihm von allen Seiten

zu und die, welche nicht aufgehört hatten ihn zu lieben trotz seinen Verirrungen und Fehlern, sagten ihm freimüthig den unvermeidlichen Sturz der Monarchie vorher, wenn er auf dem verderblichen Wege verharre. Die Herren Bourbeau, Roy und Martignac gehörten zu diesen, aber ihre Bemühungen scheiterten an dem verblendeten Eigensinne des Monarchen. „Sire“, sagte Bourbeau an dem Tage, als er dem Könige die Siegel zurückgeben sollte, „Gew. Maj. spielen um die Krone und die Zukunft Ihrer Dynastie.“ Karl X. nahm diese schreckliche Prophezeiung mit ungläubigem Lächeln hin und sagte: „Beruhigen Sie sich, mein lieber Herr Bourbeau; es wird keiner der Unfälle eintreten, die Ihre Liebe fürchtet. Sie kennen und beurtheilen Frankreich falsch; es will eine starke Regierung und das Unglück meiner Familie schreibt sich nur von ihrer Schwäche her. Die Concessionen haben uns gestürzt und ich will keine mehr machen.“ — „In diesem Falle, Sire“, entgegnete Bourbeau, „bleibt mir nichts übrig, als den Himmel zu bitten, daß Ihr verderblicher Irrthum nicht auch das Leben Gew. Maj. gefährde.“ Der König blieb den Besorgnissen seiner Freunde gegenüber ruhig und entschlossen. Er hatte weder Zweifel noch Bedenklichkeiten, wie er nach dem Staatsstreiche im Juli weder Neue noch Bedauern fühlte.

Das Ministerium Polignac, Labourdonnaye und Bourmont wurde mit allgemeinem Unwillen begrüßt, denn diese Männer waren die unternehmendsten Häupter der Contrerevolution. „Coblenz, Waterloo, 1815“, rief das Journal des Débats aus, „das sind die drei Prinzipie, die drei Männer

des Ministeriums; preßt sie, ringt sie, es tropft nichts als Demüthigung, Unglück und Gefahr heraus.“

Der ältere Zweig der Bourbons hatte der Nation den Handschuh hingeworfen; die Nation hob ihn auf und nahm den Kampf an. Hier beginnt eigentlich die Revolution; sie wird mit Riesenschritten vorwärtsgehen und bald losbrechen wie das Gewitter, um die Unfinnigen niederzuschmettern, welche den Boden unter ihren Füßen noch nicht zittern fühlten. Die Wahl der neuen Minister war die Androhung irgend eines Staatsstreiches; aber Frankreich hielt sich gefaßt. Die Kammer kündigte dem Ministerium die Verweigerung des Budgets an; sie wurde aber dennoch beibehalten und zusammenberufen, d. h. man trogte ihr. In Folge einiger Zwistigkeiten über den Vorschlag im Ministerrath wurde Labourdonnaye im Ministerium des Innern durch Herrn von Montbel ersetzt und Herr von Guernon-Ranville übernahm das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts. Der Fürst von Polignac erhielt den Vorschlag.

Der Tag der Kammereröffnung kam endlich. Der Hof, welcher sich schmeichelte, den Widerstand bei der Annäherung des entscheidenden Augenblickes schwächer werden zu sehen, hoffte die unzufriedenen Royalisten um den bedrohten Thron zu sammeln. Aber diese Erwartung blieb unerfüllt; der König sah sich von schwachem Zurufe begrüßt. Karl X. zeigte sich wie immer voll Adel und Würde. Er grüßte rechts und links mit dem Lächeln des Grafen von Artois, ohne zu ahnen, daß er zum letztenmale seine königliche Huld zeige. Ein Zwischenfall, dem die spätern Ereignisse eine wichtige Bedeutung gegeben

zu haben scheinen, beunruhigte alle Zuschauer. In dem Augenblicke nämlich, als der König auf die erste Stufe des Thrones trat, verwirrte sich sein Fuß in den Falten des Sammetteppichs, er stolperte und das Barett, das er statt der Krone trug, entfiel ihm. Der Herzog von Orleans hob es auf und übergab es Karl X.; aber es war doch von dem Haupte des Königs in die Hände des Prinzen übergegangen. Allen fiel dies auf. Der König sprach die Thronrede mit fester Stimme; er sprach zuerst von der Lage Europas und von untergeordneten Dingen; mit Interesse hörte man den Satz: „inmitten der großen Ereignisse, mit denen Europa sich beschäftigt hat, mußte ich die gerechten Wirkungen meines Unwillens gegen die Barbarensstaaten zurückhalten; jetzt aber kann ich die Beleidigung, die meiner Flagge angethan worden ist, nicht länger ungestraft lassen. Die glänzende Genugthuung, welche ich dafür erlangen will, wird die Ehre Frankreichs befriedigen und mit Hilfe des Allmächtigen zum Vortheile der Christenheit gereichen.“ Damit war der Krieg gegen Algier officiell angekündigt. Der König ging darauf zu Gegenständen der innern Verwaltung über. Man war im höchsten Grade gespannt, in welchen Ausdrücken er seine Absichten in Bezug auf die Zukunft und seinen Gedanken über das Ministerium aussprechen würde; das war der Hauptpunkt. Er sprach: „meine Herren, das erste Bedürfnis meines Herzens ist, Frankreich glücklich und geachtet, alle Reichtümer seines Bodens und seiner Industrie entwickeln und in Frieden die Institutionen genießen zu sehen, deren Wohlthat zu erhalten ich den festen Willen habe. Die Charte hat die öffent-

lichen Freiheiten unter die Obhut der Rechte meiner Krone gestellt; diese Rechte sind heilig und meine Pflicht gegen mein Volk verlangt es, daß ich sie meinen Nachfolgern unangetastet hinterlasse. — Baird von Frankreich, Abgeordnete der Departements, ich zweifelte nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich thun will. Sie werden mit Verachtung die schändlichen Einflüsterungen zurückweisen, welche die Böswilligkeit zu verbreiten sucht. Wenn neue Intriguen meiner Regierung Hindernisse bereiteten, die ich nicht vorhersehen darf und will, würde ich die Kraft, sie zu überwinden, in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, die sie immer für ihren König bewiesen haben.“

Die Versammlung, die Dolmetscherin des tiefen Schmerzes der Nation, rief in der berühmten Adresse der Zweihunderteinundzwanzig den Grundsatz der Repräsentativregierung an. „Die Charte hat die dauernde Uebereinstimmung der politischen Ansichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unumgänglichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der Staatsangelegenheiten gemacht. Sire, unsere Treue und Ergebenheit nöthigen uns Ihnen zu sagen, daß diese Uebereinstimmung nicht mehr besteht.“ Die Antwort Karls X. war das Signal zur Auflösung der Kammer (17. Mai 1830). Herr von Peyronnet wurde zur Verstärkung in das Ministerium berufen. „Bedenken Sie, daß wir den 14. Artikel anwenden wollen“, sagte der Fürst von Polignac zu ihm. — „Das ist meine Meinung“, antwortete der Graf.

Der Hof eilte, wie man sieht, blindlings an dem Abhänge hinunter.

Damals kamen der König und die Königin von Neapel in Paris an und dieser Umstand unterbrach nicht etwa die politischen Besorgnisse, sondern bot vielmehr den Liberalen eine Gelegenheit, ihren Groll noch eindringlicher zu äußern und so zu sagen den Herzog von Orleans geradezu dem Volke zu bezeichnen. Der König von Neapel konnte keine gute Aufnahme in Frankreich hoffen, denn man hatte nicht vergessen, daß er, nachdem er die Constitution von 1820 beschworen, seinem Vater in der Verfolgung der Unterthanen beigestanden hatte. Karl X. empfing ihn mit Auszeichnung und hatte mit ihm vertrauliche Unterredungen, die ihn, wie man sagt, zu dem Erlassen der verderblichen Juli-Ordonnanzen bestimmten. Der Hof wünschte, daß die Stadt den erlauchten Fremden ein Fest gebe. Der Seine-Präfect und der Stadtrath wichen aber vor dem Geschrei der Presse zurück. Es gab glänzende Gesellschaften ihnen zu Ehren nur in Saint-Cloud, in Rosny und bei den Ministern.

Der Herzog von Orleans wollte diesen gekrönten Gästen auch Feste geben, aber die strengen Gesetze der Etikette setzten dem viele Schwierigkeiten entgegen. So konnte der König von Neapel keine Einladung zu seinem Schwager annehmen, ohne von Karl X. begleitet zu werden. Dann erschien es nicht passend, daß Se. Maj. von dem Herkommen so weit heruntersteige, um in Paris einen Ball bei einem Prinzen von Geblüt zu besuchen. Wenn Ludwig XV., sagt man, drei Tage in Chantilly bei dem Prinzen von Condé zugebracht habe, so sei dies doch

auf dem Lande gewesen. Indesß waren dies vielleicht nicht die wirklichen Beweggründe der Einwürfe des Hofes; der Herzog von Orleans erregte Mißtrauen, die Camarilla fürchtete ihn, die Congregation liebte ihn nicht und die Geistlichkeit beobachtete ihn mit neidischem Blicke. Auf der andern Seite hoben wieder andere Rücksichten die Hindernisse. Die Herzogin von Orleans war die Tochter eines Königs, eine sehr nahe Verwandte der Dauphine und die Tante der Herzogin von Berry, die Schwester des Königs von Neapel und die Nichte der Königin Marie Antoinette; sie verdiente also aus diesen verschiedenen Rücksichten Nachsicht und dann hatte auch die Herzogin von Angoulême darüber gesagt: die liebe Prinzessin ist vortrefflich, aus unserm Blute, von unserer Familie, sie. Das war genug, um Karl X. zu dem Versprechen zu veranlassen, dem Balle des Herzogs von Orleans beizuwohnen; er bestimmte den Tag und ordnete an, damit das Herkommen bei solcher Gelegenheit nicht zweimal verlegt werde, daß eine Compagnie seiner Leibwache eine Stunde vor seiner Ankunft den Ehrenposten im Palais Royal in der großen Halle und in den Gemächern beziehe, in welche Ihre Majestäten sich zu begeben geruhen würden. Der Herzog von Orleans hütete sich wohl, über das sich zu beklagen, was entweder eine Handlung lächerlichen Mißtrauens oder übertriebener Stolz war, der bei Karl X. nicht überraschen konnte. Alles geschah, wie es verabredet worden war. Nirgendß verstand man es besser, die Pracht und den besten Geschmack mit der Traulichkeit eines Familienfestes zu vereinigen, als bei dem Prinzen. Am 31. Mai um neun Uhr Abends gewährte das

Balais Royal einen wahrhaft zauberhaften Anblick. Der Herzog hatte darin dreitausend Personen versammelt, ohne Unterschied der politischen Meinungen und gewiß mußte es dem Könige sehr unangenehm sein, da den eifrigsten Mitgliedern der liberalen Partei zu begegnen, wie den Herren Benjamin Constant, Laffitte, dem Herzoge von Choiseul, Dupin dem ältern, dem General Thiers, Etienne, Jouy, Arnault, Casimir Perier ic. Zahlreiche Drangenbäume, Amphitheater von Blumen verbreiteten ihren lieblichen Wohlgeruch auf der Terrasse und in den runden Galerien; Ströme von Licht ergossen sich unter den unermesslichen Colonnaden unter den Glaskuppeln und auf die blizende Menge von Diamanten. Tausende von Zuschauern, welche in den Garten eingelassen worden waren, schenkten diesem bewundernswürdigen Feste begeisterten Beifall. Die Zeit, welche für die Ankunft Karls X. bestimmt gewesen, war indeß bereits vorüber; der König und die Königin von Neapel gingen lange schon in den Salons umher, als Courriere, Biqueurs, Gardes du Corps zu Pferde und Trommeln den königl. Besuch verkündigten. Der Herzog von Orleans eilte mit seiner Familie Sr. Maj. entgegen, um ihn an der ersten Pforte der großen Halle zu empfangen. Karl X. sah sehr heiter aus; er bot der Herzogin von Orleans den Arm an, wie der Dauphin der Prinzessin Adelaide, der Herzog von Orleans der Dauphine, der Herzog von Chartres der Herzogin von Berry und man begab sich in die Gemächer hinauf, wo der König und die Königin von Neapel ihnen entgegenkamen. Das Fest hatte ein populaires Aussehen, das die Pariser entzückte. Der König

erschien auf der Terrasse und wurde mit dem Rufe: es lebe der König! begrüßt. „Als ich an dem Herzoge von Orleans vorüberging, der zahlreiche Complimente über die Pracht des Festes erhielt“, erzählt Herr von Salvandy, „richtete ich ein Wort an ihn, daß die Zeitungen am andern Tage wiederholten: „es ist ein ganz neapolitanisches Fest; wir tanzen auf einem Vulkan.“ Der Prinz, welcher hinter der Reihe der Stühle der Prinzessinnen und Könige stand, ergriff mich lebhaft am Arme, erzeigte mir die Ehre, mich näher an sich zu ziehen und begann ein Gespräch, das ich mitzutheilen mich nicht scheue. „Daß ein Vulkan da ist“, sagte der Herzog, „glaube ich wie Sie, aber ich trage die Schuld nicht; ich habe mir nicht einmal vorzuwerfen, daß ich dem Könige die Augen zu öffnen nicht versucht hätte. Aber man hört auf nichts und Gott weiß, wohin noch alles führen wird.“ — „Sehr weit, königl. Hoheit; ich bin davon überzeugt.“ — „Gewiß“, antwortete der Herzog, „ich weiß nicht, was geschehen wird, ich weiß nicht, wo sie nach sechs Monaten sein werden, aber ich weiß, wo ich sein werde. In jedem Falle werde ich und meine Familie in diesem Palaste bleiben; es ist genug, zweimal durch Anderer Fehler in's Exil getrieben worden zu sein; ich lasse mich nicht wieder verleiten. Welche Gefahr es auch haben mag, ich weiche nicht von hier, ich trenne mein und meiner Kinder Geschick nicht von dem meines Vaterlandes; das ist mein unwandelbarer Entschluß. Ich verheimliche auch meine Gefinnungen nicht. Letztlich noch, in Rosny, habe ich viel von dem gesprochen, was ich denke und der König von Neapel, der dabei war, hat unsere Lage

sehr richtig beurtheilt. Dieser Fürst, der so gebrochen ist und doch vier Jahr jünger ist als ich, besitzt viel gesunden Verstand; die äußern Umstände nöthigten ihn, absoluter König zu sein, aber er ist es nicht aus Neigung und er macht sehr verständige Bemerkungen. Es war in Mosny die Rede von einem Gespräche, das Sie geführt haben.“ — „Ich habe gesagt, man vernichte die Monarchie und ich bin nicht weniger überzeugt, daß der Sturz des Thrones, vielleicht auf hundert Jahre hinaus, das Gedeihen Frankreichs und die Freiheiten desselben gefährdet.“ — „Wenn es mich so sehr als Sie betrübt, den König auf dem Wege zu sehen, den er eingeschlagen hat“, fuhr der Herzog fort, „so fürchte ich doch die Folgen nicht so wie Sie; man liebt in Frankreich die Ordnung sehr. Frankreich, das man nicht verstehen will, ist ein vortreffliches, bewundernswürdiges Land. Sehen Sie nur, wie die Geseze geachtet werden trotz so vielen Herausforderungen und Aufreizungen; das geschieht, weil die Erfahrung, die man in der Revolution gemacht hat, noch allen gegenwärtig ist; man will keine Eroberungen, man verabscheut die Verirrungen. Ich bin überzeugt, daß eine neue Revolution dem nicht gleicht, was wir gesehen haben.“ — „Ich glaube an eine Revolution von 1688. Aber wenn auch England sich außerhalb der Legitimität stellte, so blieb ihm doch die Aristocratie als Element der Ordnung und sie hat eine solche Gewalt, daß sie jede andere ersetzt. Wir haben nichts der Art; die geringe Aristocratie, die es bei uns giebt, wird mit den Bourbonns fallen; man wird zum zweitenmale rein aufräumen und ich halte die reine Democratie nicht für leicht zu begründen.“

— „Herr von Salvandy, Sie betrachten die Wirkungen der allgemeinen Bildung und die Vertheilung des Vermögens nicht hinlänglich. Die Welt hat seit vierzig Jahren ein ganz anderes Aussehen erhalten; die Mittelclassen sind zwar nicht die ganze Gesellschaft, aber die Kraft derselben; sie haben ein dauerndes Interesse bei der Ordnung und sie vereinigen mit der Bildung, nach welcher sie die Bedürfnisse eines großen Reiches beurtheilen, die ganze Macht, welche nöthig ist, um die schlechten Leidenschaften zu bekämpfen und niederzuhalten. Die Jacobinerei ist nicht mehr möglich, wenn die große Anzahl besitzt.“ — „Ich habe immer geglaubt und ich wage bei dieser Meinung zu verharren, daß es ein gefährlicher Irrthum sei, das ganze Besitzthum unter die Bürgschaften der Ordnung zu begreifen. Das Besitzthum ist unter uns so getheilt, daß es seine Menge hat, welche neidisch auf jede Ueberlegenheit sieht und jede Gewalt haßt. Ich fürchte, daß es uns schnell zur Anarchie bringen würde, da es die überlegene Anzahl für sich hat und immer bestrebt ist, durch Gleichmachungsversuche seinen Haß gegen die höhern Classen zu befriedigen.“ — „Herr von Salvandy, bedenken Sie doch, daß das Land weiter nichts will, als die aufrichtige Herstellung der constitutionellen Regierungsweise; etwas anderes verlangt man nicht. Alles Uebel ist von der Unmöglichkeit hergekommen, vollständig alle Resultate der Revolution und der Charte insbesondere zu erlangen. Die Verirrungen der Revolution schrieben sich, nächst der schlechten Vertheilung des Vermögens und Manges, von der schlechten Art der ehemaligen Regierungsweise her. Da stehen wir nicht mehr und ich glaube fest, daß

man mit constitutionellen Gesinnungen alles zum Guten führen würde. Ich habe diese Grundsätze immer gehabt. Als ich ein Asyl am Hofe Siciliens fand, wollte man mich zu Concessionen bringen, wenn ich eine Frau erhalten sollte. Ich erklärte aber, meine Ansicht sei unveränderlich, ich würde darin meine Kinder erziehen und dies sowohl in ihrem Interesse als aus Liebe zur Wahrheit thun. Das Unglück für die Fürsten und alle Schwierigkeiten in der Politik sind daher gekommen, daß die Fürsten die Völker nicht kennen und andere Ideen, andere Meinungen haben als diese. Das ist der Grund, aus welchem ich meinen Söhnen eine öffentliche Erziehung geben ließ und sie ist mir in jeder Hinsicht wohl gelungen. Sie sollten zu gleicher Zeit Prinzen und Bürger sein; sie sollten sich nicht für besondere Wesen halten und vor den Augen den Schleier nicht haben, welchen die Erziehung und das Leben an den Höfen geben. Das war mein Zweck und ich bin überzeugt, daß ich mir Glück wünschen darf.“ — Ich höre hier auf; die Unterredung währte lange. Anfangs stand der Herzog von Orleans, dann setzte er sich und forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen; es war gerade hinter dem Könige; wenn er gehorcht hätte, würde er alles gehört haben.“

Ist diese bemerkenswerthe Unterredung, in welcher der Herzog die Menschen und Dinge so richtig würdigte, nicht gewissermaßen die Vorrede zu dem Drama, das zwei Monate später die Welt in Erstaunen setzen sollte? Schließt sie nicht die Voraussicht und die Hoffnungen des Prinzen in sich? Ist sie mit einem Worte nicht der Schlüssel zu seinem Benehmen

unter der Restauration? Da er wohl wußte, von welcher Bedeutung eine solche vertrauliche Mittheilung sein mußte, so hatte er darin klar und deutlich das Programm seines künftigen Königthums ausgesprochen und die Grundlagen der Regierung angegeben, welche er für die geeignetsten für das Glück Frankreichs hielt. Die Offenheit, mit welcher er seine politischen Ansichten, seine völlig nationalen Gesinnungen aussprach, war klug und berechnet; er bemühte sich, solche Worte fallen zu lassen, welche immer ein Echo finden. Als der Prinz von Salerno sich wunderte, in der Galerie des Palais Royal die Schlachten von Montmirail und Champaubert zu sehen und nach dem Grunde fragte, antwortete ihm der Herzog: „weil ich alles liebe, was Französisch ist.“

Im Verlaufe des Abends erfüllte ein Vorfall, welcher die entsetzlichsten Folgen haben konnte, die ganz dem Vergnügen hingebene Menge mit Schrecken. Der Tanz wurde durch reizende Musik belebt und die Freude strahlte von allen Gesichtern, als sich in dem Garten ein ungeheures Geschrei erhob. Man wurde in den Salons unruhig, man eilte auf die Terrasse und an die Fenster und bemerkte Flammen um die Apollo-Statue. Mit brennendem Fett gefüllte Lampen wurden von unbekanntem Händen unter die compacte erschrockene Menge geschleudert. Man schrie, man stieß, man suchte Ausgänge, um dem entsetzlichen Tumulte zu entgehen, dessen Veranlassung man nicht kannte. Endlich langten Truppen an, um die Ordnung wiederherzustellen; die Gemüther beruhigten sich allmählig und bald verbreitete sich das Gerücht, daß die Polizei durch das

Inbrandstecken einiger Stühle das Fest zu stören versucht habe. Welchen Zweck hatte man dabei? Vielleicht die traurige Erinnerung an ein großes Unglück zwischen den Herzog von Orleans und das Volk zu bringen. Zum Glück schlug dieser abscheuliche Plan fehl; man mußte es aufgeben, die Freude der Menge zu unterdrücken, welche zum ersten Male an den Vergnügungen ihrer Fürsten theilnehmen durfte und der Ball dauerte vergnügter als je ohne weitere Unterbrechung bis an den Morgen.

Nach außen hin hielt man die Nationalwürde aufrecht. Die algierische Frage schien dem Könige wieder einige Popularität geben zu müssen. Der Streit Frankreichs mit der Regentschaft schrieb sich bereits aus ferner Zeit her und war durch die Vertheilung der Entschädigungen entstanden, die durch einen definitiven Vertrag mit dem Ministerium des Marschall Gouvion Saint-Cyr bestimmt worden war. Brauchen wir daran zu erinnern, daß der Dey nach einem lebhaften Wortwechsel dem Repräsentanten Frankreichs einen Schlag mit dem Fächer gab? Die Beleidigung war unter dem Ministerium des Herrn von Damas geschehen, aber man dachte damals nicht daran, sich dafür zu rächen. Später betrachtete man die Expedition als einen religiösen Kreuzzug, welcher die Monarchie in die Zeit des heil. Ludwig versetzen würde; man nahm als Zweck und Preis der Bemühungen Frankreichs die völlige Vernichtung der Seeräuberei, die Abschaffung der Sklaverei der Christen und des Tributes an, den die christlichen Mächte der Regentschaft zahlten. Man hörte überdies, daß die Eroberung.

die man dem ägyptischen Feldzuge gleichstellte, den 18. Brumaire der Monarchie erleichtern würde.

Die Expedition gegen Algier wurde also beschlossen. Nur England sah sie mit misstrauischen Augen an und wollte die Regierung zwingen, im voraus jeden Gedanken an Besitznahme oder Territorialvergrößerung im Falle des Sieges zu entsagen. Der Fürst von Polignac antwortete auf ein solches Ansinnen edel, „daß das Cabinet der Tuileries bei einem von dem Lande ausgeführten Unternehmen nur die Ehre und das Interesse des Landes zu Rathe ziehe.“ Herrn von Bourmont wurde der Oberbefehl über die afrikanische Armee übertragen. Diese Wahl überraschte und betrückte die Armee, aber die Eroberung Algiers (5. Juli) und der Marschallstitel konnten die Erinnerung an Waterloo nicht erlöschen.

Das erste Bulletin aus Africa erschien mitten in der Wahlbewegung. Ueberall waren die Zweihunderteinundzwanziger wieder erwählt trotz einer Proclamation des Königs voll unpassender Drohungen. Das Königthum und das Volk standen einander gegenüber und warteten nur auf das Signal zum Kampfe. Es war nicht mehr möglich zurückzuweichen. Die Einberufungsschreiben gingen ab. Eine ängstliche Unruhe herrschte in Paris; man stand vor der Crisis und doch ahnete Niemand, daß sie so nahe sei. Die Ungewißheit darüber war so groß, daß am 25. Juli der Prinz von Condé dem Herzoge von Orleans auf seinem Schlosse Saint-Leu ein großes Fest gab. An diesem Tage

fügten sich die Minister, welche in St. Cloud bei dem Könige Karl X. und dem Herzoge von Angoulême waren, auf den 14. Artikel der Charte, um die Freiheit der Presse aufzuheben, die Deputirtenkammer aufzulösen, das Wahlgesetz umzustürzen und die Wahl in die Hände der großen Grundbesitzer zu legen.

Die Juli-Ordonnanzen, die letzte Thorheit der Restauration, beschleunigten den Sturz des ältern Zweiges der Bourbonn.

... Jupiter quos vult perdere dementes!

Siebzehntes Kapitel.

Revolution von 1830; der 26., 27., 28., 29. Juli. — Anblick der Hauptstadt. — Protestation der Journalisten. — Zusammentritt der in Paris anwesenden Deputirten. — Paris im Belagerungszustande. — Kämpfe; Barricaden. — Eigensinn Karls X. — Einnahme des Louvre. — Der Fürst von Talleyrand sagt das Ende der Regierung des ältern Zweiges der Bourbons vorher. — Einnahme der Tuilerien. — Karl X. und der Herzog v. Ragusa. — Heldenmuth und Sieg des Volkes. — Tendenz der Revolution. — Laffitte. — Die Familie Orleans in Neuilly. — Schöne Worte des Herzogs von Orleans; er reiset nach Raincy; Anekdote. — Das Stadthaus; die Municipalcommission. — Lafayette Commandant der Nationalgarde. — Herr von Semonville; der General Gerard. — Die Parteien. — Herr von Glandevéz und Laffitte. — Orleanistische Proclamation. — Der Herzog von Chartres in Montrouge; der Herzog von Chartres und die Herzogin von Angoulême. — Neue orleanistische Proclamation. — Gesinnungen des Herzogs von Orleans. — Dupin und Persil in Neuilly. — Thiers, Scheffer, Mad. Abelaidé. — von Montesquiou will den Herzog von Orleans von Raincy abholen; Schwanken des Prinzen. — Der Herzog von Orleans wird zum Statthalter des Reiches ernannt. — Worte Karls X. bei dieser Nachricht. — Der Herzog von Orleans reiset nach Paris ab und kommt Abends im Palais Royal an. — Der Prinz und Herr von Mortemart. — Orleanistische Proclamation.

Am 26. Juli, am Tage des Erscheinens der freiheitsmörderischen Ordonnanzen, ließ eine dumpfe Aufregung den Widerstand der Stadt Paris ahnen. Man las und las den Moniteur, ohne so viel Wahnsinn und Tollkühnheit zu begreifen. Es

bildeten sich Gruppen im Palais Royal, wo junge Männer, die auf Stühlen standen, Neben an die Bürger hielten, um sie aufzureizen, gegen diesen Angriff der Gewalt zu kämpfen. Auf allen Gesichtern sprach sich düstere Staunen aus und Thränen des Zorns zitterten an den Wimpern. Die Bestürzung war indeß noch nicht in die Reihen des Volkes eingedrungen; der Bürgerstand gab den untern Massen den Anstoß. Im Jahre 1830 wie 89 gebührte ihm die Initiative, nur mit dem Unterschiede, daß er 89 das Königthum selbst angriff, während er 1830 angegriffen war und eine leichtere Rolle hatte, nämlich die Rolle, die mit so viel Blut und Opfern erkaufte Freiheit zu vertheidigen. Die Presse erhob den Lärmruf. Die Journalisten, welche sich in Eile im Bureau des National unter dem Vorstze des Herrn von Laborde versammelt hatten, schwuren im Namen der Charte gegen das feste Manifest Karls X. zu protestiren. Einige Journale wollten erscheinen, aber die Druckereien wurden geschlossen und die Arbeiter entlassen. Auch die Kaufleute verabschiedeten die ihrigen und aus allen Werkstätten verbreiteten sich auf den öffentlichen Plätzen Tausende von Menschen, die einander, bebend vor Zorn und Unwillen, fragten und sich ansahen, die Bestrebungen ihrer Arbeitgeber zu unterstützen. Wir haben bereits gesagt, daß das Palais Royal der Mittelpunkt der Bewegung war. Gendarmen zerstreuten die Gruppen. Abends wurden einige Steine nach dem Wagen Polignacs geworfen; der Tod eines Arbeiters in der Straße Vivienne erregte Mordgeschrei und die Gährung dauerte in der Nacht fort.

Am 27. erwachte die Hauptstadt in schrecklicher Aufregung.

Der Globe, der Temps und der National, die allein erschienen waren, wurden in Menge verbreitet; die Polizei zerstörte die Pressen des Temps, welcher die größte Energie gezeigt hatte. Die in Paris anwesenden Deputirten versammelten sich in dem Hause Casimir Periers, um den Antrag zu stellen, entweder das edele Beispiel der Journalisten nachzuahmen oder ein Schreiben an den König zu richten oder endlich die Bewegung sich weiter ausbilden zu lassen. An diesem Tage kam noch kein ernstler Kampf vor, obgleich die Truppen auf einen Volkshaufen in der Straße des Lyceums geschossen hatten. Das Volk sammelte seine Kräfte und übte sich geistig im Widerstreben; sein Zorn aber, der sich in dumpfem Groll verrieth, gleich dem unterirdischen Getöse, welches dem Ausbruche eines Vulkans vorhergeht, sollte seine glühende Lava bald in weiten Kreisen verbreiten. Es wußte, daß die Ursache der Revolution eine heilige war. Die dreifarbigte Fahne zeigte ihm das Ziel; die Mittel, dasselbe zu erreichen, sollte es aus seinem Heldenmuthen schöpfen und am 28. stieg es bewaffnet in die Straßen hinab, um an das Werk zu gehen. Vor Tagesanbruche begannen die Kämpfe wieder mit Erbitterung. Man warf die Sinnbilder des Königthums in den Kothe. Da erklärte eine angeschlagene Ordonnanz Paris in Belagerungszustand und der Herzog von Ragusa erhielt den Auftrag, denselben auszuführen. Andere Anschläge aber unterhielten den Eifer des Volkes. Die Bewegung hatte nun alle Theile ergriffen. Die Linientruppen machten bald gemeinschaftliche Sache mit dem Volke; nur die Schweizer und die königl. Garde setzten einen langen Widerstand entgegen;

das Stadthaus, das seit dem Morgen von einigen muthigen jungen Männern besetzt worden war, wurde dreimal genommen und wieder genommen. Zöglinge der polytechnischen Schule führten die Angreifenden, aber noch hatte es kein General gewagt, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen. Der Krieg brach in ganz Paris, auf den Boulevards, in den Straßen Saint-Martin, Saint-Denis, in dem Louvre in blutigen heldenmüthigen Scenen aus. Eine glühende Sonne beleuchtete diesen großartigen Kampf und erhitzte das Blut der Aufgestandenen. Die Bäume wurden niedergeschlagen, die Pflastersteine ausgerissen, die Wagen umgestürzt und die Barricaden schienen aus der Erde herauszuwachsen. Die Laternen waren zertrümmert worden und die Nacht war gräßlich und finster. Ueberall zogen sich die Truppen zurück; die Bürger hielten Wache an den Barricaden, die Frauen gossen Kugeln, zupften Charpie, pflegten die Verwundeten oder brachten den Kämpfenden Essen und Trinken.

Während das Volk sein Blut für die Erhaltung seiner Rechte vergoß, waren die Deputirten über die Richtung noch nicht einig, welche dem Aufstande zu geben sei. In einer Versammlung, welche bei Aubry de Puyraveau stattfand, schlug Guizot vor, sich auf die Vermittlerrolle zu beschränken und man beschloß einen Schritt bei Marmont zu thun. Fünf zu diesem Zwecke gewählte Abgeordnete sollten ihn aufsuchen und beschwören, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Der Marschall sprach von seiner Pflicht, von seiner Ehre, von seinem Gehorsam gegen die Befehle des Königs, doch versprach er auch an Karl X. zu schreiben, der, von Polignac getäuscht und von dem Erfolge

überzeugt, unerschütterlich bei seinem Vorsatze blieb. Diese verbliche Sicherheit herrschte jedoch durchaus nicht in allen Herzen in St. Cloud, ja man ging unter den Augen des verblendeten Monarchen mit dem kühnen Plane um, die Herzogin von Berry und deren Sohn nach Paris zu bringen. Man wollte bis nach Neuilly gehen, sich des Herzogs von Orleans bemächtigen und ihn mit Gewalt in das Gefährliche der Unternehmung drängen, dann in der Hauptstadt erscheinen und durch die Herzogin das königliche Kind dem Edelmuthe der Sieger übergeben lassen. Karl X., welcher von diesem Complotte benachrichtiget wurde, vereitelte die Ausführung desselben.

Das Volk kämpfte unterdeß überall und überall mit Erfolg. Die Schweizer und die königl. Garde hatten sich am 28. nach dem Louvre und den Tuileries zurückgezogen. Am 29. fielen der Louvre, den man zur Festung gemacht hatte und die königl. Wohnung in die Gewalt der Sieger. In dem Augenblicke, als die Truppen nach dem Triumphbogen zu flohen, öffnete sich an der Ecke der Rivoli- und St. Florentin-Straße vorsichtig ein Fenster. „Mein Gott, was machen Sie, Kaiser?“ fragte ein alter Mann in einem glänzenden Gemache; „Sie werden Schuld sein, daß man das Haus plündert.“ — „Fürchten Sie nichts“, antwortete Kaiser, „die Truppen ziehen sich zurück, aber das Volk denkt nicht daran, sie zu verfolgen.“ — „Wirklich?“ entgegnete Lallemand und indem er sich vor seine Uhr stellte, setzte er in feierlichem Tone hinzu: „notiren Sie, daß am 29. Juli 1830, fünf Minuten nach zwölf der ältere Zweig der Bourbonns aufgehört hat über Frankreich zu regieren.“

Nach wenigen Augenblicken war der Palaſt der Könige von den Pariſern erfüllt, welche eine dreifarbige Fahne auf dem Dache des Gebäudes aufpflanzten. Man zerſchlug die Statuen der Könige und zerriß die Portraits der Prinzen, dann ſtürzte ſich ein Haufe Arbeiter in den Thronſaal und jeder ſetzte ſich nach der Reihe auf dem Throne nieder, auf welchen man zuletzt einen Leichnam legte. Am demſelben Abende drangen ſie in das Palais Royal ein und in die Gemächer des Herzogs von Orleans, aber man rührte nichts an, man beging keine Unordnung. „Der iſt ein braver Mann“, ſagte man; „es iſt eine gute Familie; ſie giebt den Leuten Arbeit; wir werden nicht zugeben, daß man das geringſte hier wegnehme oder irgend etwas verderbe.“

Der Herzog von Ragufa, der mehrmals vergeblich den Hof von ſeiner ſchlimmen Stellung benachrichtiget hatte, eilte von neuem nach St. Cloud, um einen letzten Verſuch zu machen, dem Könige die Augen zu öffnen. Die durch die Anſtrengungen und den Hunger erſchöpften Soldaten konnten nicht länger gegen die Feindesmaſſen Stand halten. Die Deputirten hatten eine proviſoriſche Regierung eingefetzt und ſchienen einen feſten Plan zu haben. Der König war tief bewegt; die ſchreckliche Wahrheit trat endlich vor ſeine Augen.

„Nun, Herr Marſchall“, fragte er, „was bleibt mir Ihrer Meinung nach noch zu thun übrig?“

„Was ich Ihnen ſchon geſagt habe, Sire; Sie haben nur zu unterhandeln, ſo ſchnell als möglich und ohne auf die Bedingungen zu achten; die Zeit drängt; heute herrſcht noch die

Anarchie in Paris, morgen wird es eine festbegründete Verwaltung geben.“

„Vielleicht proclamirt man die Republik?“

„Ich glaube vielmehr, daß man den Herzog von Orleans an die Spitze der Regierung stellt.“

„Hat man sich der Gesinnungen meines Vatters versichert?“ fuhr der König mit einer Geberde der Verwunderung fort.

„Klüger wäre es vielleicht, Sire, sich seiner Person zu versichern“, entgegnete Marmont.

„Sie irren sich; die Gewalt würde in einem solchen Falle ein großer Fehler gewesen sein; man hat mir vorgeschlagen, sie anzuwenden, aber ich weigerte mich. Welche Verantwortlichkeit würde auf mir lasten, wenn zu eifrige Freunde..“

Karl X. vollendete nicht und verschob nochmals eine Entscheidung, von welcher das Schicksal seiner Dynastie abhing. Es war bereits um seine Krone geschehen, denn die Revolution war vollbracht und während das stehende, edele, großherzige Volk mit den Truppen gemeinschaftliche Sache machte, während die Ruhe des Sieges in Paris auf den heldenmüthigen Widerstand folgte, in dem Augenblicke, als zwei große Gräber vor dem Louvre gegraben worden waren, damit sie die Opfer dieses ruhmreichen Kampfes aufnahmen, von einem Geistlichen geweiht und der frommen Bewunderung der Vorübergehenden durch ein Kreuz mit der Aufschrift: den für die Freiheit gestorbenen Franzosen bezeichnet wurden, — dachte man daran, die Regierung neu zu organisiren und eine neue Dynastie

zu gründen. Die Revolution sollte ihre natürliche und vorausgesehene Entwicklung haben. Laffitte hegte bekanntlich schon längst den Gedanken, die Krone Frankreichs auf das Haupt des Herzogs von Orleans übergehen zu sehen; er hatte es deutlich in der berühmten Rede merken lassen, welche er am 10. Febr. 1817 in der Deputirtenkammer bei Gelegenheit des Finanzgesetzentwurfes gehalten hatte, als er die kühne Meinung aussprach, daß die Engländer ihre Freiheit der Revolution verdankten, welche Wilhelm III. auf den Thron erhoben. Nicht bloß die royalistischen Zeitungen hatten in Folge davon heftige Angriffe gegen den Abgeordneten gerichtet, der Herzog von Richelieu hatte ihn auch fragen zu müssen geglaubt, ob er die Absicht gehabt habe, eine Bewegung zu Gunsten Ludwig Philipps hervorzurufen. — Schon am Mittwoch um acht Uhr früh hatte Laffitte einen vollständigen Plan. Er ließ den Secretair der Herzogin von Orleans, Houdard, rufen und beauftragte ihn, nach Neuilly zu gehen, dem Herzoge die Versammlung der Deputirten bei Audry von Buhraveau zu melden und ihn zu ersuchen, er möge sich vor den Regen von St. Cloud in Acht nehmen. „Sagen Sie Herrn Laffitte, daß ich ihm danke“, antwortete der Herzog. Am Donnerstag früh schickte Laffitte von neuem Herrn Houdard nach Neuilly, um diesmal dem Herzog erklären zu lassen, er habe binnen vierundzwanzig Stunden zwischen einer Krone und einem Passe zu wählen.

Der Prinz hatte sich mit seiner ganzen Familie nach Neuilly begeben, mit Ausnahme des Herzogs von Chartres, der sich bei

seinem Regimente in Joigny befand. Der Donner der Kanonen gelangte bis zu ihrem dortigen Aufenthalte und einige Kugeln fielen sogar in den Park. Die Angst des Herzogs läßt sich leicht begreifen. Seine Freunde suchten vergebens ihn zu beruhigen. „Nein“, sagte er, „ich habe Thränen in den Augen und Blut in dem Herzen. Das arme Paris! Das arme Frankreich!“ Aus Besorgniß vor einem Attentate gegen seine Person hatte sich Ludwig Philipp in einem der kleinen Pavillons seines Parks verborgen, wo ihn die Herzogin und seine Schwester inßgeheim besuchten, um ihm die Nachrichten aus Paris mitzutheilen; aber auch dieser Zufluchtsort schien nicht sicher genug zu sein und der Prinz reisete am 29. nur mit Houdard nach Raincy ab. Er war sehr einfach gekleidet und trug einen grauen Hut mit der dreifarbigem Cocarde, die ihm seine Schwester gemacht hatte. Unterweges redete er einen Bauer an und fragte ihn nach den Ereignissen. „Ja, mein guter Herr“, antwortete der Landmann, „man erzählt, daß Volk schläge die königl. Garde, die dummen Bourbonns wären auf der Flucht und die Freiheit würde noch einmal siegen.“ — „Und der Herzog von Orleans?“ setzte der Fürst hinzu; „was sagt man von ihm?“ — „Er wird wohl bei seinen Verwandten sein, weil er in dem Palais Royal nicht erschienen ist; er ist auch wie die andern; er führt schöne Worte im Munde, weiter ist es aber auch nichts.“

Der Herzog von Orleans fragte nicht weiter und entfernte sich mit Houdard. Um drei Uhr erfuhr er den Sieg des Volkes. Seine Lage war reich an Gefahren und Klippen; er wußte recht wohl, daß Alle auf ihn rechneten, um der Anarchie, die beim

Mangel eines einflußreichen Führers eintreten mußte, einen Zügel anzulegen. Auf der andern Seite widerstrebte ihm die Rolle eines Usurpators und es schien ihm der Augenblick noch nicht gekommen zu sein, dem Wunsche seiner Anhänger nachzugeben. Seinem Systeme der Klugheit und des Jögerns getreu, wollte er die Krone nicht ergreifen, sondern sie nur annehmen. Er beobachtete deshalb sorgsam den Gang der Ereignisse und brachte Stunden lang in jener schrecklichen Ungewißheit zu, welche das Herz der schüchternen Ehrgeizigen zerreißt.

Paris hatte bereits, wie erwähnt, eine provisorische Regierung unter dem Namen der Municipalcommission, die sich im Stadthause befand. Sie bestand aus Casimir Perier, Lafitte, Audry de Puyraveau, dem Grafen Lobau, Mauguin und von Schonen. Der General Lafayette hatte den Oberbefehl über die Nationalgarde angenommen. Man beschäftigte sich mit der Form, welche man der künftigen Regierung geben wollte, denn die Sache Karls X. war unwiederbringlich verloren und als Herr von Semonville sich erbot, im Namen des verbannten Königthumes zu unterhandeln, vernahm er nur die Worte: „es ist zu spät. Der Thron Karls X. ist im Blute zusammengebrochen.“ Einige waren für eine gemäßigte Republik. Der General Gerard stellte die „Unzuträglichkeiten vor, welche aus diesem schnellen Uebergange von einer constitutionellen royalistischen Freiheit zu einer Demagogie hervorgehen müßten, von welcher die Revolution von 89 unangenehme Erinnerungen zurückgelassen habe; er machte darauf aufmerksam, daß die fremden Mächte, erschreckt durch eine Regierung, die sie mit

der Anarchie verwecheln würden, Frankreich gewiß schnell den Krieg erklärten, den man nicht bestehen können würde; daß es viel besser sei, alle Meinungen in eine einzige zu verschmelzen, indem man sich um einen gesetzlichen Thron vereinige; daß die liberalen Ansichten des Herzogs von Orleans bekannt wären, daß dieser Fürst alle Eigenschaften vereinige, die einen guten König ausmachten und einer Nation gefielen; daß die Franzosen ihn deshalb bereitwillig annehmen würden und daß es also am klügsten sei, ihm die Krone auf das Haupt zu setzen.“ Dupin und Guizot sprachen in demselben Sinne und Lafayette erklärte, wenn man einen König brauche, scheine ihm der Herzog von Orleans diesen Titel vor jedem andern zu verdienen und er erwarte von ihm das Glück Aller. Diese Ansicht fing an allgemeiner zu werden und der Herzog von Orleans, dessen Name auch in den untern Classen genannt wurde, galt bereits unter der Mehrzahl für „die Hoffnung des Friedens, für das einzige Mittel, aus dieser Revolution herauszukommen, ohne die Kronen und die Völker zu beunruhigen.“ Nichtsdestoweniger glaubten einige Personen, welche eine Regierung, die aus einer Revolution hervorgegangen war, fürchteten, alle Parteien zu versöhnen, wenn sie die Krone Heinrich V. übertrügen und denselben unter die Regentschaft des ersten Prinzen von Orléans stellten. Endlich widersetzten sich die Republikaner der Erhebung des Herzogs, weil er ein Bourbon sei. Von allen Ansichten hatte die Lafittes die sicherste Aussicht auf Erfolg. Sein Name, sein Reichthum, sein politischer Einfluß zogen die Waagschale nieder. Am 30. empfing der berühmte Patriot mit Tagesan-

bruch den Besuch des Herrn von Glandevéz, des Gouverneurs der Tuilerien und hatte mit ihm folgende Unterredung:

„Wir sind nun seit vierundzwanzig Stunden Herr von Paris“, sagte von Glandevéz. „Wollen Sie die Monarchie retten?“ — „Welche? Die von 1789 oder die von 1814?“ — „Die constitutionelle Monarchie.“ — „Es giebt nur ein Mittel sie zu retten, nämlich den Herzog von Orleans zu krönen.“ — „Den Herzog von Orleans? Kennen Sie ihn?“ — „Seit fünfzehn Jahren.“ — „Gut. Welche Rechte hat der Herzog auf die Krone? Das Kind, welches Wien erzogen hat, kann wenigstens die Erinnerung an den Ruhm des Vaters anrufen und man muß doch gestehen, daß Napoleon in der Erinnerung der Menschen eine flammende Spur zurückgelassen hat. Welcher Glanz umgiebt den Herzog von Orleans? Kennt das Volk seine Geschichte? Und wie viele Male hat es seinen Namen nennen hören?“ — „Darin sehe ich einen Vorzug, keinen Nachtheil. Da er jeder Macht über die Phantasie entbehrt, wird es ihm wenigstens ebenso leicht sein, aus den Grenzen herauszutreten, in denen ihn das Königthum zu halten für gut befand. Und dann besitzt der Prinz häusliche Tugenden, die für mich eine hinreichende Bürgschaft für seine öffentlichen sind. Sein Leben ist frei von den ärgerlichen Unreinheiten, welche das so vieler Fürsten besleckt haben. Er achtet sich in seiner Gattin und wird von seinen Kindern geliebt und geehrt.“ — „Gemeine Tugenden, die gar nicht so hoch stehen, daß sie durch eine Krone belohnt zu werden verdienen! Wissen Sie übrigens nicht, daß man ihn beschuldiget, er habe laut die menschenmörderischen

Abstimmungen seines Vaters gebilliget und sich in den schlechten Tagen unserer Geschichte Plänen angeschlossen, welche den directen Erben des unglücklichen Ludwigs XVI. den Thron für immer entziehen sollten und in London während der hundert Tage eine Haltung angenommen, welche den seltsamen Argwohn ihm zuzog? Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, wenn Sie wollen, daß man ihn verleumdete, als man sagte, er habe seit 1815 allen Parteien geschmeichelt, er habe sich seine Apanage den Gesetzen zum Troste zurückgeben lassen und durch seine vielfachen Proceffe Schrecken unter den Käufern der Nationalgüter verbreitet, kurz er sei am Hofe demüthig gewesen, während er allen Wählern den Hof gemacht habe. So viel ist wenigstens gewiß, daß ihn Ludwig XVIII. nicht in den Besitz seiner unermesslichen Güter setzte und daß Karl X. persönlich bei den Kammern einschritt, um ihm durch legale Sanction eine unabhängige Apanage zu sichern, wie Karl X. ihm den Titel „königl. Hoheit“ bewilligte, den er so sehr gewünscht hatte. Da er also von dem ältern Zweige mit so vielen Wohlthaten überhäuft worden ist, so befindet er sich nicht in einer Lage, die Hinterlassenschaft desselben anzutreten und würde er es selbst dulden, wenn er es wüßte, daß man in seinem Namen den Brand schürt, der seine Familie vernichten sollte?“ — „Es handelt sich hier auch gar nicht von dem persönlichen Interesse des Prinzen, Herr Baron, sondern von dem Interesse des von der Anarchie bedroheten Landes. Ich untersuche nicht, ob die Lage des Herzogs von Orleans für sein Herz peinlich ist, aber seine Thronbesteigung ist für Frankreich wünschenswerth. Welcher

Prinz ist freier von den Vorurtheilen, welche den Sturz Karls X. herbeigeführt haben? Welcher Prinz hat sich lauter zu dem Liberalismus bekannt? Und welche Combination scheint Ihnen vortheilhafter zu sein als die, welche ihm die Krone giebt?"

— „Wenn Sie Karl X. für schuldig halten, werden Sie doch zugestehen, daß der Herzog von Bourdeaux unschuldig ist. Erhalten wir ihm die Krone. Man mag ihn in guten Grundsätzen erziehen. Will Lafayette aufrichtig die Republik?"

— „Er möchte sie wohl, wenn er nicht einen zu gewaltigen Umsturz fürchtete.“ — „Nun so bilde man einen Regentschaftsrath. Sie mögen nebst Lafayette dazu gehören.“ — „Noch gestern wäre dies möglich gewesen und wenn die Herzogin von Berry ihre Sache von der des alten Königs getrennt hatte und mit ihrem Sohne an der einen Hand, mit einer dreifarbigem Fahne in der andern erschienen wäre..“ — „Eine dreifarbige Fahne? Diese ist ja für sie die symbolische Darstellung aller Verbrechen! Ehe sie diese annehmen, würden sie sich lieber in einem Mörser zerstampfen lassen.“ — „Nun was wollen Sie mir in diesem Falle vorschlagen?"

Herr von Glanville zog sich zurück. In demselben Augenblicke traten Thiers, Mignet und Careguy ein. Der erstere entwarf eine orleanistische Proclamation oder vielmehr eine Lobeserhebung des Herzogs von Orleans, die man in dem National veröffentlichte. Als man aber Exemplare vertheilte, äußerten einige Leute aus dem Volke keine kräftige Opposition gegen den Prinzen. Lafayette hatte Nachricht von diesem Vorkausbruche erhalten, als er erfuhr, daß der Herzog von Chartres, der sein

Regiment in Joigny verlassen, von dem Maire von Montrouge angehalten worden sei. Diese Nachricht verbreitete sich schnell und mehrere Personen riefen aus: „er ist ein Prinz, er muß erschossen werden.“ Etienne Arazo, der diese Leute befehligte, benachrichtigte Lafayette von der Gefahr, welche den ältern Sohn des Herzogs von Orleans bedrohe. Dann führte er seine Schaar auf einem bedeutenden Umwege hin und ließ Herrn Comte Zeit, den unglücklichen jungen Mann zu retten. Als der Herzog von Chartres frei war, kehrte er nach Joigny zurück. Bei Melun begegnete sein Wagen dem der Herzogin von Angoulême, die sich von Dijon nach Paris begeben wollte. Die Herzogin erkannte ihn und ließ ihren Wagen halten. — „Sie kommen von Paris?“ fragte sie; „wie steht es da? Wo ist der König?“ — „Der König ist, glaube ich, in Saint-Cloud“, antwortete der Prinz; „ich selbst konnte nicht nach Paris gelangen; von weitem sah ich die dreifarbigte Fahne auf allen Gebäuden wehen.“ — „Wohin begeben Sie sich?“ — „Zu meinem Regimente nach Joigny.“ — „Sie werden uns doch treu bleiben?“ — „Ich werde meine Pflicht thun“, antwortete er und setzte seine Fahrt fort.

Die Orleanisten mußten, wir wiederholen es, über die Bonapartisten und Republikaner siegen. Der Herzog von Reichstadt hatte keine sichere Hoffnung für sich; für die Republik gab es damals geringe Sympathie und konnte man in den Umständen, in denen sich das Land 1830 befand, die Macht des schmerzlichen Eindruckes, den das Wort „Republik“ in Frankreich zurückgelassen hatte und den Schrecken verkennen,

den dieses Wort noch immer den Zeitgenossen der Schreckensherrschaft und den Söhnen der zahlreichen Opfer einflößte, die damals gefallen waren? Man sah schon im Geiste jene Revolutionstribunale sich wieder erheben, in denen den Advokaten die Vertheidigung untersagt war, eine Jury von dreißig, vierzig und dann sechzig Justizmördern die Guillotine unter dem Rufe „es lebe die Freiheit!“ mit Blut tränkte und alles, was sich durch Verdienste, Talente, geleistete Dienste und selbst durch die Schönheit auszeichnete — denn auch die Schönheit war damals ein Verdammungsgrund — in den Tod sandte. Man erinnerte sich an die republikanischen Trauungen in Nantes, an die Gräueltathen der Hungersnoth, an den Bankerott, das Maximum, die gegenseitigen Denunciationen, die Consecrationen und die schrecklichen Tage, an welchen der wahnstunige Terrorismus den Regierungsgrundsatz aufgestellt hatte, der Baum der Freiheit müsse mit Blut begossen werden. Diese Erinnerungen an eine noch so neue Zeit erschreckten viele Gemüther. Man vergaß es auch nicht, daß selbst unter der Republik, die durch die Constitution von III. zu bessern Grundsätzen gebracht worden war, sogar unter dem Directorium, Frankreich an vielen Gewaltthatigkeiten, Verschleuderungen und Bestechungen gelitten hatte, so daß das Land den 18. Brumaire als das einzige Mittel hatte ansehen lernen, die Rückkehr des jacobinischen Schreckenssystems zu verhindern.“ Die Orleansisten hatten einen bekannten Zweck und ein Haupt, dessen treffliche Eigenschaften eine glückliche Zukunft verhießen. Die Klugheit und der Verstand machten es einem großen Theile der Nation zur Pflicht, sich ihm anzuschließen.

Er hatte den Bürgerstand, die Leiter, die Armee selbst, die sich erinnerte, ihn in ihren Reihen kämpfen gesehen zu haben und alle Männer der Revolution, des Kaiserreichs und der Restauration für sich, welche vor allem Ruhe und Freiheit wollten.

Am Morgen des 30. billigten die Deputirten, welche in dem Hause Lassittes unter dem provisorischen Vorsitze Berards versammelt waren, folgende Proclamation, welche an allen Mauern der Hauptstadt angeschlagen wurde:

„Karl X. kann nicht mehr nach Paris zurückkehren; er hat das Blut des Volkes vergossen.

„Die Republik würde uns schrecklichem Zwiespalte aussetzen und mit Europa veruneinigen.

„Der Herzog von Orleans ist ein der Sache der Revolution ergebener Prinz.

„Der Herzog von Orleans hat nie gegen uns gekämpft.

„Der Herzog von Orleans war bei Femmes.

„Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig.

„Der Herzog von Orleans hat die drei Farben im Feuer getragen und nur der Herzog von Orleans kann sie wieder tragen. Wir wollen keinen andern.

„Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus; er erwartet unsern Wunsch. Sprechen wir diesen aus und er wird die Charte annehmen, wie wir sie immer verstanden und gewünscht haben. Er wird die französische Krone von dem französischen Volke erhalten.“

Diese glorreichen Erinnerungen ergriffen alle Herzen. „Das Lob des Herzogs von Orleans ging von Mund zu Munde. Was

braucht es mehr, um eine mächtige Partei unter diesen Männern zu schaffen? Der Herzog von Orleans war die Monarchie und ein Name.“ (L. Blanc.) Jetzt, da die Ungewißheit beseitigt war, kam viel darauf an, der Wahl des Oberhauptes, das man an die Spitze der Revolution stellte, eine feierliche Sanction zu geben; man machte mit Recht darauf aufmerksam, daß die Neubildung der Regierung eines großen Reiches die Abgeordneten Frankreichs in die Kammer rufe und man beschloß, daß man nach zwei Stunden in dem Sitzungssaale sich versammeln wolle. Diese Zeit benutzte man, um sich Gewißheit über die Gesinnungen des Herzogs von Orleans zu verschaffen. Schon am Tage vorher hatte man mehrere Botschaften an ihn gesandt, die nicht ganz ohne Erfolg waren, weil sie zu einem Briefe veranlaßten, in welchem man in bestimmten Ausdrücken den Gang bezeichnete, den man eingeschlagen habe, um die Interessen des Landes und den Ehrgeiz des Prinzen zu vereinigen. Dieser Brief wurde in dem Schlosse Neuilly am 30. Juli 4 Uhr früh von einem Abgesandten Lafittes geschrieben. Er lautete: *)

„Der Herzog von Orleans ist mit seiner ganzen Familie in Neuilly. In seiner Nähe, in Buteaux, stehen die königlichen Truppen und es genügte ein Befehl vom Hofe, ihn der Nation zu entziehen, welche in ihm ein starkes Pfand ihrer künftigen Sicherheit finden kann.

*) Wir theilen aus dem Mémorial de l'Hôtel de ville diesen Brief mit, der sich noch in den Händen des Herrn Hippolyte Bonnelier befindet.

„Man schlägt vor, im Namen der constituirten Behörden in passender Begleitung zu ihm zu gehen und ihm die Krone anzubieten. Wenn er Familien- oder Zartgefühlsbedenklichkeiten haben sollte, wird man ihm sagen, sein Aufenthalt sei von Wichtigkeit für die Ruhe der Hauptstadt Frankreichs und man müsse ihn da in Sicherheit bringen. Auf die Unfehlbarkeit dieser Maßregel ist zu rechnen. Ueberdies kann man gewiß sein, daß der Herzog von Orleans sich bald allen Wünschen der Nation fügt.“

Das war der Ausdruck der Gesinnungen des Prinzen, der eine neutrale Haltung behaupten wollte, so lange man nicht zu ihm käme und der die Vorsicht hatte anzuzeigen, er befinde sich in Neuilly, als er in Raincy versteckt war.

Vor dem ersten Zusammentreten der Deputirten, das Mittags in der Kammer stattfinden sollte, eilte Dupin und Berfil nach Neuilly, um dem Herzoge den Beschluß der Kammer zu melden. Sie trafen nur die Herzogin, welche ihnen sagte: „mein Gemahl ist nicht in Neuilly.“ — „Es ist aber Zeit“, antwortete Dupin, „einen Entschluß zu fassen; jede Ungewißheit würde verderblich sein. Die Ordonnanzen haben jeden Vertrag mit dem ältern Zweige aufgehoben. Jede Wiederausöhnung zwischen dem Volke und Karl X. ist unmöglich geworden und ganz Frankreich hat immer die lebhafteste Sympathie für den Herzog von Orleans gehabt. Vor allem muß ein rascher und entscheidender Entschluß gefaßt werden, wenn die Revolution von 1830 sich nicht in eiteln Theorien verlieren soll, die kein anderes Resultat haben würden, als die Anarchie in Frankreich einzuführen

und vielleicht eine weitere Restauration zu veranlassen. Nur der Herzog von Orleans kann uns von der Anarchie und selbst von der Invasion retten, denn keine Macht würde das friedliche und mit einem offen constitutionellen Könige starke Frankreich anzugreifen wagen und übrigens würde Frankreich sich zu vertheidigen wissen und vermögen.“ Als er sich entfernte, beschwor er die Herzogin, die Rückkehr des Prinzen zu beschleunigen.

Auch Thiers wollte einen Versuch in Neuilly machen und er kam bald nach der Abreise Dupins und Persils mit Scheffer da an. Auch diese neuen Unterhändler empfing die Herzogin von Orleans in Abwesenheit ihres Gemahls. Als sie die Veranlassung ihres Besuches erfahren hatte, äußerte sie noch stärkeren Widerwillen als das erste Mal. „Mein Herr“, sagte sie zu Scheffer, „wie haben Sie einen solchen Auftrag übernehmen können? Daß der andere Herr es gewagt hat, begreife ich, denn er kennt uns wenig, aber Sie sind bei uns ein- und ausgegangen und sollten uns kennen. Wir werden Ihnen das nie vergeihen.“ Als die beiden Abgeordneten durch diese edele Sprache in große Verlegenheit zu kommen schienen, trat Mad. Abelaide mit der Frau von Montjoie ein. Mad. Abelaide, welche die liberale und männliche Erziehung ihres Bruders getheilt und gleich ihm die Schule des Unglücks durchgemacht hatt, besaß jenen sichern Blick, welcher schnell die Gefahren und das mögliche Gelingen eines großen Unternehmens erkennt. Ihr erstes Wort war: „man mache meinen Bruder zu einem Präsidenten, einem Nationalgardisten oder wozu man sonst will, nur nicht zu einem Verbannten.“ Deshalb ließ sie sich auch bald beruhigen

und überzeugen, daß nur die Erhebung ihres Bruders den Leidenschaften einen Zügel anlegen und namentlich Frankreich vor der Republik retten könne. Sie setzte hinzu: „man muß sich im Interesse Frankreichs und der Freiheit vorsehen, daß Frankreich und Europa nicht glauben, man habe eine Palastrevolution machen wollen und daß man den Sturz Karls X. nicht einer Intrigue des Herzogs von Orleans zuschreibe.“ Thiers antwortete: „es wisse Jedermann, daß der Herzog die Krone nicht gesucht habe; Frankreich aber müsse, da Karl X. der Nation widerrätig geworden sei, die Augen auf den Herzog von Orleans, als auf denjenigen wenden, welcher durch sein früheres immer ehrenvolles Leben der Sache der Freiheit die meisten Bürgschaften gebe; das einzige Mittel, die Zulibewegung zu benutzen, liege darin, daß man eine Revolution von 1688 mache; der Herzog von Orleans müsse sich demnach der Revolution anschließen und sich schnell entscheiden, damit die gestürzte Partei keine Zeit habe ihre Hilfsmittel zu benutzen, die noch immer bedeutend sein könnten; die Annahme des Herzogs von Orleans würde das Geschick Frankreichs und die im Namen der Geseze gemachte Revolution befestigen.“ Mad. Adelaide erwiederte darauf: „mein Bruder ist nicht hier, wenn wir aber dem Interesse des Landes nützlich sein können, so kennt uns Frankreich und darf auf uns rechnen; wenn man Jemanden aus der Familie Orleans bedarf, so bin ich bereit, nach Paris zu reisen; es mag da aus mir werden was Gott will; ich theile das Geschick der Pariser.“ Da schrieb Thiers einige dringende Zeilen, welche man dem Prinzen zuzustellen versprach und reisete wieder ab.

Die Lage war eine gebieterische. Herr von Montessquiou, der an den Herzog abgeschickt wurde, bestimmte ihn, sich in den Wagen zu setzen und ritt ihm voraus; als er aber mit einemmale das Rollen des Wagens nicht mehr hörte, drehete er sich um und sah mit Erstaunen, daß der Wagen in aller Schnelligkeit nach Raincy zurückfuhr.

Es fehlte dem Herzoge von Orleans nicht an Muth, aber die Dankbarkeit und der Ehrgeiz kämpften in seinem Herzen mit einander. Er zögerte noch, die Krone aufzuheben, die von dem Haupte Karls X., seines Verwandten und Wohlthäters, gefallen war. Seine Pflicht, hat man gesagt, rief ihn zu dem gefallenen Könige, dessen Unglück und Exil er hätte theilen sollen. — Thörichte Sophisten! In der Politik schweigen die Familienneigungen vor den Interessen des Vaterlandes. Ist es gerecht, wenn ein unsinniger Monarch von Fehlern zu Fehlern ins Verderben eilt, daß das Haupt eines Nebenzweiges aus übelverstandener Hingebung einem Throne entsage, der ihm nach dem Rechte der Nachfolge zukommt? Der Herzog von Orleans konnte allerdings die Hinterlassenschaft Karls X. nicht *de proprio motu* in Anspruch nehmen; er konnte sich, ohne zu erröthen, der Erbschaft nicht bemächtigen, aber nichts zwang ihn, sich in den Sturz mit hineinreißen zu lassen, den er oftmals durch immer verschmäheten Rath zu verhindern versucht hatte. Seine Zurückhaltung war würdig und lobenswerth, aber eine zu lange fortgesetzte Weigerung würde eine Albernheit gewesen sein und ihn ernstlich gefährdet haben, ohne dem ältern Zweige irgendwie zu nützen.

Die in der Kammer unter dem Vorsitze Caffitès versammelten Deputirten ernannten unterdeß eine Commission, welche aus Augustin Berier, Sebastiani, Guizot, Delessert, Hyde de Neuville bestand und den Auftrag erhielt, sich in den Luxemburg zu begeben und die Statthalterschaft des Reiches für den Herzog von Orleans zu beantragen. Nur wenige Stimmen erhoben sich für Karl X. Die Beauftragten kamen in die Kammer zurück und der General Sebastiani, das Organ der Commission, nahm im Namen seiner Collegen das Wort. „Meine Herren“, sagte er, „wir haben uns in den Palast Luxemburg zu dem Großreferendar begeben und da eine Versammlung von Pairs gefunden, die größer war als wir hofften; es waren 20 bis 25 zugegen. Der Herzog von Mortemart war anwesend. Wir setzten da auseinander, was die Deputirten thun zu müssen geglaubt haben. Wir hoben die Nothwendigkeit heraus, schnell an Maßregeln zu denken, welche Frankreich die Bürgschaften sichern, auf welche es zu rechnen ein Recht hat und die Ordnung, die Sicherheit und das Vertrauen zurückführen können. Es entstand eine lange Discussion; wir fanden bei den Pairs ähnliche Ansichten und Gesinnungen und jeder sprach den aufrichtigen Wunsch aus, die Ordnung und Ruhe wieder hergestellt zu sehen. Der Herzog von Mortemart namentlich zeichnete sich durch den Adel und die Reinheit seiner Gesinnungen aus; man kann sich unmöglich vollständiger der persönlichen Stellung entkleiden, in der er sich befindet, um eine Prüfung der Mittel zu unternehmen, die geeignet erscheinen, die Freiheit und den Frieden zu sichern. Es wurden alle Combinationen und Schwie-

rigkeiten erwogen und wir machten darauf aufmerksam, daß die dringendste und unumgänglichste aller Maßregeln die Berufung der Kammern sei, die aber mit einem Oberhaupte nicht erfolgen könne, daß durch die letzten Ereignisse in eine so traurige Lage gekommen. Wir suchten eine Lösung und die versammelten Pairs fanden sie gleich uns in einer Aufforderung an den Herzog von Orleans, sich nach Paris zu begeben; um da das Amt eines Reichsverwesers zu übernehmen. Wir hoffen, daß diese Maßregel ihre Zustimmung finden werde."

Der Präsident. „Ich werde über den Antrag abstimmen lassen. Will die Versammlung erklären, daß die anwesenden Deputirten kein anderes Mittel kennen, um die Ordnung und den Frieden wieder herzustellen, als den Herzog von Orleans zum Reichsverweser zu berufen?“

Die Abgeordneten unterstützten mit Ausnahme von dreien den Antrag.

Wassal. „Ich glaube, wir müssen außerdem verlangen, daß die Nationalfahne die weiße Fahne ersetze."

von Corcelles. „Es ist von Wichtigkeit, ob der Reichsverweser ohne Bedingung berufen wird oder ob man der Charta einen Zusatzartikel beifügt."

Benj. Constant. „Ich habe mit Freuden für den Antrag gestimmt, den wir angenommen haben; ich hege die innige Ueberzeugung, daß die von Herrn Corcelles verlangten Bestimmungen völlig nutzlos sind. Der Prinz, dem Sie das Amt eines Reichsverwesers übertragen, wird der Sache der Freiheit

treu sein, wie er es immer gewesen ist; ich glaube an Jemmapes und Balmly. Um indeß alle zu beruhigen, dürfte es, ich gestehe es, nützlich sein, wenn man die von der Nation geforderten Bürgschaften bezeichnet, wie die Organisation der Nationalgarde, die Gemeinde- und Departementswahlen, die Geschworenen für die Presse; damit würde die Kammer etwas Lobenswerthes thun, den Prinzen, dessen Vermittelung sie anruft, noch mehr ehren und sich selbst in der öffentlichen Meinung höher stellen.“

Benjamin Constant und Sebastiani erhielten den Auftrag, sofort die Erklärung zu entwerfen, welche dem Herzog von Orleans übergeben werden sollte. Diese Erklärung, welche der Präsident vorlas, lautete: „Die Versammlung der gegenwärtig in Paris anwesenden Deputirten hielt es für nöthig, Se. königl. Hoheit den Herzog von Orleans zu ersuchen, sich nach Paris zu begeben, um da das Amt eines Reichsverwesers zu übernehmen und ihm dabei den Wunsch auszudrücken, die dreifarbige Cocarde beizubehalten. Sie fühlte überdies die Nothwendigkeit, sich ohne Verzug damit zu beschäftigen, in der nächsten Session der Kammern Frankreich alle für die ganze und vollständige Ausführung der Charte nothwendige Bürgschaften zu sichern.“

Keraty. „Die Entlassung der fremden Truppen sollte stipulirt werden.“

von Corcelles. „Ich verlange, daß der Herzog von Orleans gebeten werde, das Amt des Reichsverwesers zu übernehmen, um mit der Versammlung zu wirken.“

Labbey de Pompières. „Sagen Sie, daß Sie ihm die Ausübung der Gewalt übertragen, bis die Kammern eine Constitution entworfen haben.“

Bertin de Vaux. „Die Bevölkerung hat unter dem Rufe: es lebe die Charte! gekämpft und gefiegt. Die Charte darf nicht in Zweifel gezogen werden.“

von Laborde. „Es ist gefährlich, die Erklärung mit mehr oder minder wichtigen Fragen zu belasten. Ich wünsche, daß nichts hinzugesetzt werde, als daß der Herzog von Orleans Frankreich die Bürgschaften gebe, die es verlangt.“

Lefèvre. „Ich gehöre auch zu denen, welche an die Anhänglichkeit Frankreichs an die Charte glauben. Ich habe die Ehre, folgenden Zusatz zu beantragen: Die Kammern werden in ihrer nächsten Session die constitutionelle Charte einer Revision unterziehen.“

Benj. Constant. „Ich habe überall in den Straßen von Paris den Ruf gehört: es lebe die Charte! Man will allgemein die Charte; man setze also nur hinzu: Die Kammern werden in ihrer nächsten Session sich mit der Feststellung der für nothwendig gehaltenen Bürgschaften beschäftigen.“

Alle diese Anträge wurden verworfen.

Der Präsident glaubte, die Erklärung müsse im Namen der in Paris anwesenden Deputirten gegeben und die Namen derer, welche dafür gestimmt hätten, müßten beigefügt werden.

Salverte. „Die Unterschriften sind unerläßlich.“

Obier. „Ich theile diese Ansicht nicht und stütze mich auf ein Beispiel von vorgestern. Die Municipalcommission, welche eine wirkliche Macht ist, würde ohne einzelne Unterschriften unter die Actenstücke eingesetzt.“

Berard. „Ich kann auch ein Beispiel dagegen anführen; unsere Protestation gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli trägt unsere Namen.“

Benj. Delessert. „Wenn es sich um einen so wichtigen Schritt handelt, sind die Unterschriften nicht zu umgehen; die Erklärung würde keinen authentischen Charakter haben; die Unterschriften sind durchaus nöthig.“

Lameth. „Im Interesse meiner Collegen erkläre ich mich gegen das Unterzeichnen. Ich habe alle politischen Stürme durchlebt und das Gefährliche der Unterschriften kennen gelernt; sie haben tausend Unannehmlichkeiten und keinen einzigen wirklichen Vortheil.“

Corceiles. „Eben weil es gefährlich ist, wollen wir unsere Namen darunter schreiben.“

Man erklärte sich für das Unterschreiben.

Willemain erklärt, er finde in seinem Gewissen nicht die Ueberzeugung, daß ihm seine Wähler das Recht ertheilt hätten, eine Dynastie zu ändern.

Dagegen erklärte der General Sebastiani, die Frage vom Dynastiewechsel habe mit der Sache nichts zu schaffen, welche die Versammlung eben beschlossen; man habe sie jetzt gar nicht anregen wollen und es könne jetzt gar nicht davon gesprochen

werden; man beschäftige sich eben nur mit den Mitteln, die Unordnung und das Blutvergießen zu beendigen.

Nachdem die Beschlüsse endlich angenommen waren, erhielt eine Deputation von zwölf Mitgliedern den Auftrag, die Wünsche der Kammer dem Herzoge von Orleans zu überbringen *). Als

*) Gleich nach dem Beschlusse der Deputirten wurden mehrere Proclamationen zu Gunsten des Herzogs an den Mauern von Paris angeschlagen. Die erste lautete:

30. Juli.

„Tapfere Pariser, das schönste Drama, das großartigste, welches jemals der Bewunderung der Mit- und Nachwelt dargeboten wurde, muß eine glückliche Entwicklung haben. Laßt uns unsere Wünsche mit denen vereinigen, welche von den edeln in Paris anwesenden Deputirten eben ausgesprochen worden sind; laßt uns zur Regierung einen Prinzen berufen, der immer auf der Seite des Vaterlandes stand und dessen Kinder mit den unserigen erzogen worden sind; möge von einem Ende der Hauptstadt bis an das andere unser Jubel dem gelten, welcher in Jemmapes die dreifarbige Fahne vertheidigte und in der Verbannung immer mit Abscheu die Hilfe des Auslandes zurückwies. Aber um die Freiheit Frankreichs für immer zu verbürgen, wollen wir diesem Prinzen eine Constitution vorlegen, welche unsere Rechte unveränderlich festsetzt. Frankreich hat die Charte zu bieten, nur Tyrannen wollen sie dem Lande geben.

„Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe die Freiheit!

„Alexander Böß,

Nationalgardist der 10. Legion.“

„Karl X. kann nicht nach Paris zurückkehren, er hat das Blut des Volkes vergießen lassen.

„Die Republik würde uns schrecklichen Spaltungen aussetzen und uns mit Europa veruneinigen.

man dies in Saint-Cloud erfuhr und Karl X. seine Gemächer veröfthen sah, sagte er bitter: „ich wette, daß man sich morgen zum Leber des Herzogs von Orleans drängt.“ Und noch in diesem Augenblicke verharrte der Monarch in seiner unbegreiflichen Verblendung.

Die republikanische Partei verdoppelte ihre Anstrengungen, um die Candidatur des Prinzen zu vereiteln; aber mit einem Worte vernichtete Odilon Barrot ihre Hoffnungen. „Der Herzog von Orleans ist die beste Republik“, sagte er.

Die Deputation, welche dem Herzoge das Reichsverweseramte übertragen sollte, begab sich nach Neuilly, wo man in Abwesenheit des Prinzen die Erklärung der Mad. Abelaidé übergab. Als Ludwig Philipp Abends von Raincy zurückkam, berief er seine Familie in den Park*), las im Kerzenscheine die Erklärung der Deputirten und zögerte nicht länger, das ihm übertragene Amte anzunehmen. Nachdem er seine Gemahlin und Schwester umarmt hatte, band er sich selbst ein dreifarbiges

„Der Herzog von Orleans ist ein der Sache der Revolution ergebener Prinz; er hat nie gegen uns gekämpft.

„Der Herzog von Orleans war bei Jemmapes.

„Der Herzog von Orleans hat im Feuer die drei Farben getragen; er allein kann sie noch tragen; andere wollen wir nicht.

„Der Herzog hat sich bereits erklärt; er nimmt die Charte an wie wir sie immer gewollt haben.

„Er erhält die Krone von dem französischen Volke.“

*) Seitdem ist in dem Park von Neuilly an der Stelle, wo dies geschah, ein Denkmal errichtet worden.

Band in das Knopfloch, brach zu Fuß in bürgerlicher Kleidung mit Vertbois, Mymès und Houdard auf und kam in Paris an. Einen Augenblick, sagt man, hielt er in der Straße Florentin an und um elf Uhr erschien er, ohne erkannt worden zu sein, in dem Palais Royal. Hier aber begannen seine Bedenklichkeiten von neuem, er schickte zu Lafayette und Laffitte und ließ den Herzog von Mortemart zu sich bitten. Dieser folgte dem Adjutanten des Prinzen und wurde von Houdard in ein kleines Cabinet geführt. Der Herzog von Orleans lag da halbbekleidet auf einer Matratze am Boden. Sobald Mortemart erschien, sprach der Prinz in warmen Worten von seiner Anhänglichkeit an Karl X. „Wenn Sie den König vor mir sehen“, sagte er, „so melden Sie ihm, daß man mich mit Gewalt nach Paris gebracht hat. Gestern Abend drangen eine Menge Menschen in Neuilly ein und fragten nach mir; als sie erfuhren, daß ich abwesend sei, erklärten sie der Herzogin, sie würde mit allen ihren Kindern nach Paris gebracht werden und so lange in Gewahrsam bleiben, bis der Herzog von Orleans wieder zum Vorschein gekommen sei. Die Herzogin, die für ihre Kinder zitterte, schrieb mir dringend und bat mich, sobald als möglich zurückzukommen. Diesen Brief überbrachte mir ein ganz ergebener Mann; als ich ihn empfing, zögerte ich nicht länger und kam, um meine Familie zu befreien. Hierher hat man mich spät am Abende gebracht.“

In diesem Augenblicke erschallte draußen der Ruf: es lebe der Herzog von Orleans!

„Sie hören es“, sagte Herr von Mortemart, „Sie bezeichnet dieser Ruf.“

„Nein, nein“, antwortete der Prinz, „lieber wollte ich mich umbringen, als die Krone annehmen.“

Diese Worte waren in diesem Augenblicke wohl ernstlich gemeint, aber sie zeugten noch viel mehr von der Verwirrung seiner Gedanken, denn er wußte, daß es gar nicht mehr von ihm abhing, ihnen treu zu bleiben. Die Ereignisse waren stärker als sein Wille und sein Wille wünschte wohl auch nichts lieber als gebeugt zu werden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Deputation der Kammer im Palais Royal. — Der General Sebastiani und der Fürst von Talleyrand. — Der Herzog von Orleans nimmt das Reichsverweseramts an — Proclamation des Prinzen. — Programm der künftigen Regierung. — Meinung Lafayettes von der Revolution; sein Brief an Joseph Bonaparte; Proclamation des Generals. — Worte des Herrn von Semonville an den Herzog von Orleans. — Der Generalstatthalter begiebt sich in das Stadthaus; Episoden dieses Besuchs. — Der General Dubourg; seltsamer Auftritt zwischen ihm und dem Herzoge von Orleans; Brief des Generals. — Geschichtlicher Irrthum. — Weil und obgleich Bourbon. — Definitiver Sieg der orleanistischen Partei. — Die Häupter der Republikaner in dem Palais Royal. — Gespräch zwischen dem Herzoge von Orleans und Lafayette. — Das sogenannte Programm vom Stadthause. — Beleidigender Ausdruck Lafayettes über den Herzog. — Besuch der Municipalcommission im Palais Royal. — Die Commission legt ihr Amt nieder. — Provisorische Beibehaltung der von dem Stadthause gewählten Minister. — Aussehen St. Clouds während der Revolution. — Die königliche Familie reiset nach Trianon ab. — Ergebung Karls X. — Abreise nach Rambouillet; Gefahren. — Es wird eine Deputation an Karl X. gesandt. — Brief dieses Monarchen an den Herzog von Orleans; Antwort des Legtern. — Abdankung Karls X. und des Dauphin. — Verlegenheiten des Herzogs von Orleans. — Maßregeln, um Karl X. zu zwingen, Frankreich zu verlassen. — Expedition von Rambouillet. — Eröffnung der Kammern; Rede des Statthalters. — Ankunft des Herzogs von Chartres und seines Regimentes im Palais Royal. — Unterredung Karls X. und der Beauftragten der provisorischen Regierung. — Abreise der königlichen Familie. — Rückkehr der Expedition von Rambouillet. — Aufstand der Provinzen; Nationalsubscriptionen. — Wohlthätigkeit der Familie Orleans. — Rouget de l'Isle. — Letztes Schwanken des Herzogs von Orleans.

Am 31. Juli, schon um acht Uhr früh, erhielt die Deputation der Kammer die Anzeige, daß der Herzog von Orleans

bereit sei sie zu empfangen. Um neun Uhr wurde sie vorgelassen. Der Prinz erschien. Laffitte nahm das Wort, las die Erklärung der Kammer und entwickelte die Gründe, welche es dem Herzoge zum Gesetze machten, die Zügel der Regierung unter dem provisorischen Titel eines Reichsstatthalters zu übernehmen. „Geben Sie mir Ihre Rede“, antwortete der Prinz mit bewegter Stimme; „sie wird das schönste Actenstück in meinem Archiv sein.“ Dann setzte er hinzu, indem er sich an die Deputation wendete: „ich bin von dem großen Beweise von Achtung und Vertrauen, den Sie mir gegeben haben, sehr bewegt, wenn ich auch die schmerzlichen Umstände beklage, denen ich ihn verdanke“, — unbestimmte Worte, welche die Unentschlossenheit des Herzogs verriethen, den offenbar die Besorgniß und die Hoffnung schmerzlich bestürmten, so daß er endlich erklärte, er wolle eine nicht anwesende Person zu Rathe ziehen, ehe er den Wunsch der Deputation erfülle. Er trat darauf in sein Cabinet, in welchem sich bereits Dupin befand und in welches auch bald nachher Sebastiani berufen wurde. Dieser begab sich insgeheim zu Talleyrand, den er mit seiner Toilette beschäftigt fand.

Er übergab ihm ein versiegeltes Papier, das der Fürst flüchtig überlas und mit den Worten zurückgab: „ernehme an.“

Drei Viertelstunden darauf erschien der Herzog von Orleans in Begleitung von Dupin und Sebastiani bei den ungeduldrigen Abgeordneten, um ihnen zu erklären, daß er

daß ihm angetragene Amt annehme *) und die folgende Proclamation wurde an allen Mauern von Paris angeschlagen:

„Einwohner von Paris!

„Die Abgeordneten Frankreichs, welche in diesem Augenblicke in Paris anwesend sind, haben den Wunsch ausgesprochen, daß ich mich in diese Hauptstadt begeben möchte, um das Amt eines Reichsstatthalters zu verwalten.

„Ich zögerte nicht, Euere Gefahren zu theilen, mich in die Mitte dieser heldenmüthigen Bevölkerung zu begeben und alles aufzubieten, um Euch vor dem Bürgerkriege und der Anarchie

*) Der General Sebastiani gab in der Kammer von diesem Besuche folgende Rechenschaft:

„Die Deputation, zu der ich zu gehören die Ehre hatte, hat sich gestern Abend in das Palais Royal begeben. Se. königl. Hoheit war abwesend; wir nahmen uns die Freiheit, in einem Schreiben ihm die Berathung Ihrer Versammlung zu melden; der Herzog von Orleans eilte darauf nach Paris und kam gestern Abend um 11 Uhr an. Die Deputation erhielt diesen Morgen Nachricht davon und versammelte sich von neuem um 9 Uhr. Wir wurden vor den Herzog gelassen; die Worte, welche wir aus seinem Munde vernahmen, athmeten Liebe zur Ordnung und zu den Gesetzen, den warmen Wunsch, Frankreich die Geißeln des Bürgerkrieges und des Krieges mit dem Auslande zu ersparen, wie die feste Absicht, die Freiheit des Landes zu sichern und, wie Se. königl. Hoheit in einer freimüthigen bestimmten Proclamation sich ausspricht, den Willen, die Charte, welche lange nur eine Lüge war, endlich zur Wahrheit zu machen.“ Der General Sebastiani setzte hinzu, der Herzog von Orleans habe erklärt, daß er sich unverzüglich mit den dringendsten Maßregeln und namentlich mit der Berufung der Kammern beschäftigen werde.

zu wahren. Als ich in die Stadt Paris zurückkam, trug ich mit Stolz jene glorreichen Farben, welche Ihr wieder erobert habt und die ich selbst lange getragen habe.

„Die Kammern werden sich versammeln und über die Mittel berathen, die Herrschaft der Geseze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu sichern.

„Eine Charte wird von nun an eine Wahrheit sein.

„Ludwig Philipp von Orleans.“

Diese Erklärung wurde von dem begeistertsten Zurufe der Kammer begrüßt und noch in derselben Sitzung erhielten auf den Vorschlag des Präsidenten Benjamin Constant, Berard, Villemain und Guizot den Auftrag, den geschichtlichen Hergang aller bis dahin ergriffenen Maßregeln zu entwerfen.

Dies geschah in folgenden Worten:

„Franzosen, Frankreich ist frei. Die unbeschränkte Gewalt erhob ihre Fahne. Die heldenmüthige Bevölkerung von Paris hat sie gestürzt. Das angegriffene Paris gewann mit den Waffen den Sieg der heiligen Sache, welche vergebens in den Wahlen gestegt hatte. Eine Gewalt, die sich unsere Rechte anmaßete und unsere Ruhe störte, bedrohte gleichzeitig die Freiheit und die Ordnung. Wir kehren in den Besitz der Ordnung und der Freiheit zurück; es giebt keine Besorgniß mehr für unsere erworbenen Rechte, keine Schranke zwischen uns und den Rechten, die uns noch fehlen.

„Eine Regierung, welche uns ohne Verzug diese Güter verbürgt, ist heute das erste Bedürfniß des Vaterlandes. Franzosen, diejenigen Guerres Abgeordneten, welche sich bereits in

Paris befinden, sind zusammengetreten und haben, bis die Kammern regelmäßig einschreiten, einen Franzosen, der immer nur für Frankreich gekämpft hat, den Herzog von Orleans, aufgefordert, das Amt eines Generalstatthalters des Reiches anzunehmen. Es ist dies in ihren Augen das Mittel, schnell durch den Frieden den Erfolg der rechtmäßigsten Vertheidigung zu sichern.

„Der Herzog von Orleans ist der nationalen und constitutionellen Sache ergeben. Er hat immer die Interessen derselben vertheidiget und ihre Grundsätze bekannt. Er wird unsere Rechte achten, denn er erhält die seinigen von uns. Wir werden uns durch Gesetze alle Bürgschaften sichern, die nöthig sind, um die Freiheit stark und dauernd zu machen:

„Die Wiederherstellung der Nationalgarde mit der Mitwirkung der Gardisten bei der Wahl der Officiere.

„Die Mitwirkung der Bürger bei der Bildung der Gemeinde- und Departementsverwaltungen.

„Das Geschworenengericht bei Preßvergehen.

„Die gesetzlich geordnete Verantwortlichkeit der Minister und untergeordneten Beamten.

„Die gesetzliche Sicherung des Militäretats.

„Die Wiedererwählung der zu öffentlichen Aemtern berufenen Deputirten.

„Wir werden unseren Institutionen unter der Mitwirkung des Staatsoberhauptes die Entwicklung geben, deren sie bedürfen.

„Franzosen, der Herzog von Orleans hat bereits selbst gesprochen und seine Sprache ist die, welche sich für ein freies Land ziemt. Die Kammern werden zusammentreten, sagt er Euch. Sie werden über die Mittel berathen, die Herrschaft der Geseze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu sichern.

„Die Charte wird von nun an eine Wahrheit sein.“

Diese Proclamation wurde von einundneunzig Deputirten unterzeichnet. Das Werk der Kammer bedurfte indeß der Bestätigung des Stadthauses und da Lafayette dort souverain herrschte, konnte sie nicht zweifelhaft sein. Der General wußte, welche Besorgnisse die Erinnerung an die Republik erweckte; was geschah, war nur die Erfüllung dessen, was er vorausgesehen hatte und wenn er sich dem Vorwurfe der Inconsequenz nicht aussetzen wollte, konnte er seine frühern Gestinnungen nicht wohl verleugnen. Er war keiner der letzten gewesen, welche nach dem Gange der Ereignisse gesagt hatten, Frankreich würde bald eine Revolution sehen. Es war dies der unerschöpfliche Gegenstand seiner Gespräche und er bezeichnete mit der ihm eigenen Sachkenntniß und Beurtheilungskraft genau die Symptome und die Entwicklung der großen Katastrophe.

„Junger Freund“, sagte er eines Abends zu Herrn Appert, der bei dem General ein Asyl gegen die Verfolgung der Restauration gefunden hatte, „Sie sind glücklicher als ich, Sie werden den Sieg der Freiheit sehen, denn er muß endlich erscheinen trotz allen Hindernissen, die man ihm entgegenstellt. Die Bourbons werden noch einmal in der Verbannung um eine Zuflucht und Brod betteln; aber diesmal wird man keine Verbrechen

begehen, aber verjagen wird man sie sicherlich; die Nationalfahne wird zurückkehren und Sie werden dieselbe sehen; ich werde freilich dann nicht mehr leben.“

„Aber, Herr General“, antwortete Appert, „der Herzog von Orleans, der aufrichtig liberal zu sein scheint, der mit seiner Unterstützung allem zu Hilfe kommt, was für die Volkssache leidet, der die nützlichen Schriften, die Künste und die Wissenschaften fördert, alle Mitglieder der Opposition freundlich aufnimmt, seine Söhne in die öffentliche Schule schickt und dessen Leben im Auslande während der Emigration immer ehrenhaft gewesen ist, könnte doch wohl im Falle einer Revolution König von Frankreich werden.“

„Mein lieber Appert“, entgegnete Lafayette, „was Sie da sagen, ist sehr richtig; ich selbst achte den Herzog von Orleans sehr und glaube, daß er es mit den Gesinnungen, die er ausspricht, ehrlich meint; seine Kinder sind sehr interessant, seine Frau ist die achtbarste Dame, aber bei einer Revolution kann man für nichts stehen. Gleichwohl würde der Prinz große Hoffnung auf Erfolg haben und wenn ich in einem solchen Falle befragt würde, gäbe ich ihm gewiß meine Stimme.“

Diese Unterredung geschah im Jahre 1823 und sieben Jahre später äußerte der General Lafayette dieselben Gesinnungen gegen den Prinzen, wie er die Wahl desselben zum Reichsstatthalter billigte*). Er wiederholte gern, daß er, ohne ihn persönlich

*) Lafayette selbst ließ folgende Proclamation an den Mauern anschlageln:

genau zu kennen, den Charakter und die Einfachheit der Sitten des Herzogs achte; auch bereuete er die Ereignisse vom Stadthause nicht, wenn man nach den Zeilen urtheilen darf, die er am 26. Novbr. 1830 an Joseph Bonaparte richtete:

„An die Bürger von Paris!

„Die Versammlung der gegenwärtig in Paris befindlichen Deputirten hat dem Oberbefehlshaber den Entschluß mitgetheilt, nach welchem der bringenden Umständen halber der Herzog von Orleans zum Generalstatthalter des Reiches ernannt worden ist. Binnen drei Tagen wird die Kammer zu regelmäßigen Versammlungen vereinigt sein, um sich mit ihren patriotischen Pflichten zu beschäftigen, welche durch das glorreiche Ereigniß, das dem französischen Volke den vollen Besiß seiner unverjährbaren Rechte gegeben hat, noch wichtiger und umfassender geworden sind. Ehre der Bevölkerung von Paris!

„Da werden die Vertreter der Wahlcollegien, mit der Zustimmung ganz Frankreichs beehrt, dem Vaterlande, vor den untergeordneten Berathungen und Formen der Regierung, alle Bürgschaften der Freiheit, der Gleichheit und der allgemeinen Ordnung zu sichern wissen, welche die souveraine Natur unserer Rechte und der feste Wille des französischen Volkes verlangen.

„Schon unter der kurzen Regierung, die fremden Einflüssen zugänglich war und in Folge des heldenmüthigen und raschen Widerstandes des Volkes gegen den contrerevolutionären Angriff gestürzt ist, hat man anerkannt, daß in der gegenwärtigen Session die Wiederherstellung der Wahlverwaltung der Gemeinden und Departements, die Bildung der Nationalgarde nach der Grundlage des Gesetzes von 91, die Ausdehnung der Anwendung der Jury, die Fragen über das Wahlgesetz, die Freiheit des Unterrichts und die Verantwortlichkeit der Regierungsbeamten wie die Mittel zur Verwirklichung derselben Gegenstände der Verhandlungen sein müßten, ehe die Gelber

„Ich kannte den Herzog von Orleans kaum. Es hatte eine heftige Feindschaft zwischen seinem Vater und mir stattgefunden. Ich war nicht in dem Palais Royal gewesen, mußte aber wie Jedermann, daß es in dieser Familie häusliche Tugenden, einfache Sitten, wenig Ehrgeiz und echt französische Gesinnungen gab, denen selbst der Kaiser hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich gedachte des jungen Republikaners von 1789, des Soldaten von Valmy und Jemmapes, des Lehrers in der Schweiz, des Reisenden in den Vereinigten Staaten. Er hieß Bourbon und das ist ein verderblicher Name, aber der Name selbst war mehr als der Thron, mehr als der der Republik, eine Bürgerschaft gegen den Krieg. Er hinderte es nicht, das Prinzip der Volkssouverainetät aufzustellen und durchzuführen, drei Millionen Bürgern, die ihre Officiere selbst ernennen, Waffen in die Hand zu geben, die Freiheit der Presse vollständig zu machen und wahrhaft populäre Institutionen zu erlangen. Ich hielt es deshalb unter den Umständen, in denen wir leben, für den Frieden im Innern und nach Außen hin für nützlich, daß die verschiedenen

bewilliget würden; mit wie viel größerem Rechte müssen diese Garantien und alle, welche die Freiheit und Gleichheit fordern können, dem Zugeständnisse definitiver Gewalten, die Frankreich bewilligen dürfte, vorangehen! Bis dahin weiß Frankreich, daß der Generalstatthalter des Reiches, den die Kammer berufen hat, einer der jungen Patrioten von 89, einer der ersten Generale war, welche der dreifarbigen Fahne den Sieg erwarben. Freiheit, Gleichheit, Ordnung war immer mein Wahlpruch. Ich werde ihm treu bleiben.

„Lafayette.“

Nuancen der politischen Meinungen, mit Ausnahme der Karls X., sich zu dieser Combination vereinigten.

„Meine Zustimmung konnte von keiner frühern Ab- oder Zuneigung bestimmt werden.

„Heute muß ich sagen, daß nach viermonatlicher genauer Bekanntschaft Gefühle des Vertrauens und der Freundschaft zu meinen ersten Rücksichten getreten sind. Was die allgemeine Zustimmung betrifft, so bestätigen nicht nur die Kammern und die Bevölkerung von Paris, 90,000 Nationalgarden und 300,000 Zuschauer auf dem Marsfelde, sondern auch die Deputationen der Städte und Dörfer, die ich nach meinen Functionen im Detail empfangen, mit einem Worte ein Bündel unzweifelhafter und nicht hervorgerufener Zustimmungen mehr und mehr, daß das, was wir gethan haben, dem Willen der sehr großen Mehrheit des französischen Volkes entspricht.“

Der Besuch des Herzogs von Orleans im Stadthaus band ihn ganz an die Revolution, indem er ihn der gefallenen Familie gegenüber compromittirte; es war dies eine höchst bedeutungsvolle Handlung, eine feierliche Weihe des Prinzips, nach welchem er die Krone erhalten sollte. „Zehn Tage vorher benutzte Herr von Semonville, als er nach dem Diner im Park von Neuilly mit dem Herzog von Orleans einherging, einen Augenblick der Abwesenheit des russischen Gesandten Pozzo di Borgo, um zu dem Prinzen zu sagen:

„Haben Sie Pferde?“

„Allerdings, warum?“

„Ich meine Postpferde.“

„Was soll ich damit?“

„Man wird sie bald hier brauchen.“

„Glauben Sie?“ fragte der Prinz mit einem eigenthümlichen Ausdrucke.

„Ja. Sie werden von drei Reisen eine zu machen haben: nach Saint-Cloud, nach Paris, oder nach London.“

„Ah, Semonville, es ist nichts zu fürchten. Kommen Sie Mittwoch, um sich zu überzeugen.“

„Am Mittwoch konnte Semonville nicht kommen, denn es war der 28. Juli. Am folgenden Sonnabend aber stieg der Herzog von Orleans zu Pferde, um sich nach dem Stadthause zu begeben.“ (H. Bonnelier.)

Sobald in dem Stadthause alles zum Empfange des Generalstatthalters bereit war, holten die Deputirten den Prinzen im Palais Royal ab. Er erschien bald in der Uniform eines Generals der Nationalgarde mit dem rothen Bande der Ehrenlegion. Gleichwohl zögerte er noch; Mad. Abelaide und die Herzoge von Chartres und Nemours waren in großer Aufregung, bis äußerst wichtige Nachrichten der Unschlüssigkeit des Herzogs ein Ende machten. „Kommen Sie, meine Herren“, sagte er, dann ging er die große Treppe hinunter, stieg zu Pferde und brach mit den Deputirten auf. Als sie das Palais Royal verließen, begrüßte sie das Volk mit lautem Jubel. Der Herzog ritt vor Laiffitte, den man auf einem Lehnstuhle trug. Der Zug kam nur langsam vorwärts und von Zeit zu Zeit hielt der Herzog an, um mit Laiffitte zu sprechen, was stets allgemeinen Jubel erregte. „Es geht gut“, sagte Laiffitte. „Ja“,

antwortete der Prinz, „es geht nicht schlecht.“ Auf dem ganzen Wege, besonders auf dem Grèveplaz, mischten sich freilich auch unheimliche Rufe in das Freudengeschrei. Einige Unstnige wollten, wie man sagt, den Herzog ermorden und in das Wasser werfen. Gott gestattete nicht, daß dieses Verbrechen zur Ausführung kam. Der Prinz behielt eine ruhige Haltung und setzte seinen Weg durch die Barricaden fort. Auf dem Plaz vor dem Rathhause wurden die Trommeln gerührt. Lafayette und die Municipalcommission kamen dem Prinzen entgegen, empfingen ihn vor dem Stadthause und geleiteten ihn in den großen Saal Heinrichs IV. Die Volksmenge war da unermeslich und von den verschiedensten Gefühlen bewegt. Man war neugierig, wie Lafayette den Herzog empfangen würde. Aller Augen richteten sich auf die beiden Männer. Es entstand die tiefste Stille, als Wiennet die Adresse der Kammer aus den Händen Lafayettes nahm, um sie vorzulesen. Bei den Worten: „Jury für Preßvergehen“, flüsterte Ludwig Philipp Lafayette zu: „es wird keine Preßvergehen mehr geben“; dann bestätigte er die in der Erklärung enthaltenen Versprechen und setzte hinzu: „als Franzose beklage ich das Unglück, das meinem Vaterlande widerfahren ist und das vergossene Blut; ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich zum Glücke der Nation beitragen kann.“ In diesem Augenblicke trat der General Dubourg zu dem Herzoge von Orleans und sagte in rohem Tone zu ihm:

„Sie haben Verpflichtungen übernommen, halten Sie dieselben auch, denn wenn Sie sie vergessen, so würde das Volk, das auf dem Grèveplaz versammelt ist, Sie daran erinnern.“

„Mein Herr“, antwortete der Herzog in Zorn und Unwillen über eine solche Anrede, „Sie kennen mich nicht. Ich bin ein ehrlicher Mann; wenn es sich um meine Pflicht handelt, lasse ich mich weder durch Bitten erweichen, noch durch Drohungen einschüchtern.“

Darauf wendete er sich an Lafayette und setzte hinzu: „Lafayette, Sie haben es gehört. Wenn ich die Gesetze nicht achtete, würde ich diesen Mann augenblicklich strafen lassen. Es ist eine Unwürdigkeit*).

*) Der General Dubourg erkannte bald in edeler Weise sein Unrecht an, wie es folgender Brief beweiset:

„An Se. königl. Hoheit den Generalstatthalter
des Reiches.

„Paris, den 3. Aug. 1830.

„Königl. Hoheit, da ich voraussehe, daß man sich meines Namens zu bedienen suchen wird, um, wenn nicht Unruhen, so doch ernstliche Besorgnisse zu erregen, so ließ ich am Sonntage durch den Commandanten Guibert fragen, wann Ew. königl. Hoheit mich empfangen wollten. Er konnte nicht bis zu Ihnen gelangen. Ich würde Ew. königl. Hoheit ungefähr Folgendes gesagt haben: das bewaffnete Volk hatte mir aus freiem Antriebe eine Gewalt übertragen, die ich in die Hände des Oberbefehlhabers Lafayette niedergelegt habe; gewiß geschah diese Entsagung ungern, aber einzig aus Vaterlandsliebe und weil ich bemerkte, daß meine plötzliche Popularität Argwohn erregte. Weil die Bürger mich unter den ersten Reihen da gesehen hatten, wo die Gefahr war, brachten sie mir die Zeichen des Commandos und baten mich inständig, dieselben anzulegen; man wird nicht leugnen können, daß ich dazu beitrug, das Vaterland von einer verhasst gewordenen Macht zu befreien.

Da trat Hippolyt Bonnelier, der Secretair der Municipalcommission vor den Herzog und sagte mit von Erregung bebender Stimme: „Fürchten Sie nichts, wir sind da, Sie zu vertheidigen. Ein Fürst wie Sie wird sein Wort nicht brechen.“ Lafayette

„Heute unterwerfe ich mich der Gewalt des Generalstatthalters. Weit entfernt Anarchist zu sein, wünsche ich vielmehr das Glück Frankreichs unter einer gesetzlichen und constitutionellen Regierung und Ew. königl. Hoheit sind es werth ein freies Volk zu beherrschen. Ich bedauere, daß Ew. königl. Hoheit den Sinn der Worte verkannten, welche ich in dem Stadthause an Sie zu richten die Ehre hatte. Ich glaubte und das war meine Absicht, Ihnen meine Achtung und mein Vertrauen auszudrücken.

„Ich wünsche dem Vaterlande und der Regierung zu dienen; der beste Beweis, den ich von meinen guten Gesinnungen geben kann, besteht darin, daß ich den Generalstatthalter des Reichs um ein Civil- oder Militairamt ersuche, das nicht unter meinem Rufe und dem ist, welches ich in den letzten glorreichen Tagen erworben habe. Mein Wort ist mir heilig und meine ehrenhaften Gesinnungen sind bekannt; ich bin der erste Officier, der sich weigerte, unter Bourmont zu dienen. Ich gab 1815 meine Entlassung als Commandant von Pas de Calais, um nicht unter jenem Verräther zu dienen, weiß aber nicht, ob mein Beispiel viele Nachahmer gefunden hat.

„Mit wirklichem Kummer würde ich die Neidischen und Eifersüchtigen die Reinheit und Redlichkeit meines Charakters in Ihren Augen verbunkeln sehen.

„Ich bringe dem Generalstatthalter des Reiches den Ausdruck meiner ganzen Hochachtung dar.

„Das sind die Gesinnungen, die gegen Ew. königl. Hoheit ausgesprochen haben würde Ihr ganz ergebener und gehorsamer Diener

„Dubourg.“

zog den Prinzen an das Fenster, gab ihm eine dreifarbigte Fahne in die Hand und umarmte ihn unter dem Jubel des Volkes. So endigte das Bündniß zwischen dem Stadthause und dem Generalstatthalter die Revolution. Der Herzog kehrte nach dem Palais Royal zurück und seine Rückkehr war ein wahrer Triumphzug. Als er vom Pferde steigen wollte, wurde er von dem Volke emporgehoben und bis in den Palaß getragen. Nur etwas fehlte zum Glücke des Prinzen; seine Familie war nicht da, um es zu theilen, aber diese Freude wurde ihm auch zu Theil, denn um neun Uhr Abends brachte einer der öffentlichen Wagen, welche Carolinen heißen, Mad. Abelaide, die künftige Königin der Franzosen und deren Kinder nach Paris.

Nachdem die Regierung des Bürgerthums begründet war, mußte man an die Befestigung desselben denken. Der Muth, die Vaterlandsliebe und die Tugenden Ludwig Philipps reichten nicht hin, die Gesinnungen der Anhänger der gefallenen Dynastie zu ändern und den Widerwillen der Republikaner gegen die Bourbons zu bestegen. Damals schlug man in übergroßem Eifer oder aus Unwissenheit Proclamationen mit den lügenhaften Worten an: der Herzog von Orleans ist kein Bourbon, sondern ein Valois*). Man kann es sich nicht verheim-

*) Diese Proclamation, in welcher die geschichtliche Wahrheit so wohl bewahrt wird, lautet:

„Bürger, Ludwig Philipp, der von der Nation zum Generalstatthalter des Reiches ernannt worden ist, gehört nicht zu der Familie der Capetinger, welcher der Meineid angehört, sondern zu jener der Valois, die lange über Frankreich geherrscht haben.

lichen, daß das Haus Bourbon trotz seinem glänzenden Anfange in dem Volke nur an Sklaverei und Leiden erinnerte. Von Ludwig XIV., dem ewigen Symbole des Despotismus und des Stolzes, bis zu Karl X., der um so schuldiger war, da es ihm an den schmerzlichen Lehren des Unglücks nicht gefehlt hatte, ließ die ältere Linie ein eisernes Joch auf der Nation lasten. Der Haß, welchen der Name Bourbon einflößte, war also ganz natürlich und wenn es auch unrecht war, ihn auf eine Familie auszudehnen, die keine Schuld an den Fehlern und Verirrungen der gefallenen Dynastie gehabt hatte, so erklärt sich doch die übertriebene Abneigung in einer Zeit der Gährung und Aufregung, in welcher man keine Zeit hatte, über seine Gefühle besonders nachzudenken. Und warum sollte übrigens das Volk seine Vorurtheile nicht so gut haben als die obere Classen? Die Revolutionen werden nicht gemacht, um die Hinterlassenschaft der

„Es sind zwei Regierungen annehmbar, jene der Republik, der, wie man anerkannt hat, Frankreich nicht unterworfen werden kann und die einer Monarchie, der man die constitutionelle Charte mit Modificationen zu Gunsten der Freiheit auferlegte.

„Philipp von Orleans hat zu Jemmapes unter der dreifarbigten Fahne gekämpft, die er heute wieder annimmt. Im Vertrauen auf das französische Volk ist er unter demselben geblieben; seine Verwaltung, sein Charakter und sein früheres Leben fordern ihn auf, unser schönes Vaterland constitutionell zu regieren. Er allein kann den Bürgerkrieg fern halten, er allein wird die dem Handel und der ganzen Welt nöthigen Garantien geben.

„Keine Capetinger mehr! Es lebe Ludwig Philipp v. Orleans
Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit!“

Könige deren rechtmäßigen Nachfolgern anzutragen; sie stürzten die Dynastien, um das Prinzip des Kampfes zu vernichten und die Regierung auf neuen Grundlagen zu begründen. Der Titel Bourbon war also sicherlich keiner der besten Ansprüche des Generalstatthalters auf die Theilnahme eines Theiles des Landes. Einige nahmen ihn ab, obgleich er Bourbon war; die Andern, welche in dieser Nothwendigkeit nur den Sieg der Idee von 1688 sahen, wählten den Prinzen, weil er Bourbon war. Diese Letztern waren ohne Zweifel die klügsten, denn sie sahen voraus, daß die Schwierigkeiten bei der Befestigung des künftigen Thrones mehr von außen als von innen kommen würden, wenn man Frankreich nicht einen Souverain gäbe, welcher seiner Geburt nach allen Souverainen Europas gleichstand. Die Freunde des Herzogs von Orleans hatten in dieser Absicht den Plan laut der falschen Angabe der ersten Proclamation zu widersprechen und sie richteten folgende freimüthige Rede an das Volk: „Ludwig Philipp von Orleans, der zum Generalstatthalter Frankreichs ernannt worden, ist ein Bourbon; er gehört zu der jüngern Linie und man wagt zu behaupten, er sei ein Valois. Er ist Capetinger und Bourbon.“ In diesem Augenblicke war es übrigens bereits um die thörichten Missionen der Republikaner geschehen, deren Manifeste man überall von den Mauern abriß. Die Orleansisten waren von nun an Herren des Platzes und der Generalstatthalter, der endlich seine Kraft fühlte, gab sich nicht die Mühe, dies in einer Unterredung zu verheimlichen, die er an demselben Abende mit mehreren der kühnsten und eifrigsten Demokraten hatte, welche von Thiers, man weiß

nicht zu welchem Zwecke, in das Palais Royal geführt worden waren.

„Die Anwesenden“, erzählt Louis Blanc, „waren Boinvilliers, Godefroi Cavaignac, Guinard, Bastide, Thomas und Chevallon. Thiers führte sie ein. Sie warteten ziemlich lange in dem großen Saale zwischen den beiden Höfen des Palais Royal und ihre Ungeduld äußerte sich bereits in Drohungen, als der Generalstatthalter mit freundlichem Gesichte und lächelnd eintrat. Der Herzog sprach gegen die Herren seine Freude aus, sie bei sich zu sehen, aber sein Blick schien sie über den Grund des Besuches zu fragen. Sie staunten und Boinvilliers, der das Wort nahm, nannte den, welcher im Namen des Generalstatthalters sie zu einem solchen Schritte veranlaßt habe. Thiers schien in einige Verlegenheit zu kommen und der Herzog antwortete ausweichend. Bald darauf knüpfte sich aber ein ernstes Gespräch an.

„Morgen“, sagte Boinvilliers zu dem Prinzen, „morgen werden Sie König sein.“

„Bei diesen Worten machte der Herzog von Orleans eine Geberde der Ungläubigkeit und sagte, er habe nicht nach der Krone gestrebt und wünsche sie nicht, obgleich Viele in ihn drängen, sie anzunehmen.

„Angenommen“, fuhr Boinvilliers fort, „Sie würden König, was halten Sie von den Verträgen von 1815? Sehen Sie sich wohl vor, man hat keine nur liberale Revolution, sondern eine nationale gemacht. Der Anblick der dreifarbigem

Fahne hat das Volk begeistert und es wäre gewiß leichter, Paris nach dem Rheine als nach St. Cloud zu treiben.“

„Der Herzog erwiederte, daß er kein Freund der Verträge von 1815 sei, daß es aber von Wichtigkeit sein dürfe, den fremden Mächten gegenüber große Mäßigung zu zeigen und daß man gewisse Gesinnungen nicht laut werden lassen dürfe.

„Die zweite Frage, welche Boinvilliers an ihn richtete, bezog sich auf die Pairie.

„Die Pairie“, sagte Boinvilliers, „hat keine Wurzeln mehr in der Gesellschaft. Das Gesetzbuch, welches die Erbschaften zerstückelte, hat die Aristocratie im Keime erstickt und das Prinzip des erblichen Adels ist vorüber.“

„Der Herzog vertheidigte die Erbllichkeit der Pairie, aber nur schwach. Er betrachtete sie als die Grundlage eines guten Systems politischer Garantien. „Uebrigens“, setzte er hinzu, „ist das eine Frage, die geprüft werden muß und wenn die erbliche Pairie nicht bestehen kann, so werde ich sie nicht auf meine Kosten aufrichten.“

„Der Herzog sprach dann von den königl. Gerichtshöfen und von der Nothwendigkeit, die Einrichtung derselben zu schonen, wobei er an die Prozesse erinnerte, die er verloren hatte; sehr fest sprach er sich gegen die Republik aus; er gestand, daß er kein Republikaner sei, aber diese Regierungsform nur in ihrer Anwendung auf Frankreich verwerfe.

„Herr“, sagte da Bastide mit fast ironischer Sanftmuth, „Sie werden im Interesse der Krone selbst die Urversammlungen zusammenberufen müssen.“

„Der Prinz zog die Hand zurück, welche er nachlässig auf den Arm Bastide's gelegt hatte, trat zwei Schritte zurück, nahm einen andern Gesichtsausdruck an, ergriff besonders lebhaft das Wort, ließ sich über die Revolution, über die Ausschweifungen derselben und über die vielen traurigen Vorfälle aus, die einigen rühmlichen an die Seite zu stellen wären; er zeigte dann auf zwei Gemälde, welche die Schlacht von Jemmapes und Valmy darstellten und griff mit sehr klaren Ausdrücken das System an, welches der Convent befolgte, als Godefroy Cavaignac ihn starr ansah und barsch ausrief: „Vergessen Sie, daß mein Vater zum Convente gehörte?“ — „Der meinige auch“, erwiderte der Herzog von Orleans, „und ich habe keinen achtbarern Mann gekannt.“

„Die Umstehenden hörten aufmerksam auf dies Gespräch zwischen den Söhnen zweier Königsmörder. Der Herzog von Orleans beklagte sich über die Verleumdungen, die man gegen seine Familie verbreitet habe und als Boinvilliers seine Besorgniß darüber äußerte, daß die Carlisten und die Geistlichen den Zugang zu dem neuen Throne füllen würden, rief der Herzog energisch aus: „diese haben mein Haus zu schwer verlegt; uns trennt eine ewige Schranke.“

„Dann begeisterte er sich an seinen eigenen Worten, vergaß seine Unterredung mit Mortemart ganz und gar und sprach von einer langen und schrecklichen Rivalität. „Kennen Sie den Familienhaß? Nun, der welcher zwischen dem ältern und jüngern Zweige der Bourbonns besteht, schreibt sich nicht erst von gestern her, er geht bis auf Philipp, den Bruder Ludwig XIV., zurück ic.“

„Als die Republikaner sich entfernen wollten, sagte der Herzog von Orleans mit schmeichelnder Stimme: „Sie werden wieder zu mir kommen.“

„Als er das Wort *n i e* vernahm, setzte er hinzu, als glaube er es nicht: „dieses Wort darf man nicht aussprechen.“

„Beim Fortgehen sagte Jemand: „Das Königthum besteht nicht drei Jahre.“ Als Thiers mit den sechs jungen Männern die Treppe hinunterging, sagte er nach langer Pause: „nun was meint Ihr? Was haltet Ihr von dem Prinzen?“

„Er ist ein gutmüthiger Mann“, sagte Bastide.

„Es ist einer der Zweihunderteinundzwanziger“, setzte Thomas hinzu.

„Offen ist er nicht“, meinte Cavaignac. Und sie trennten sich.“

Der 31. Juli, das letzte Wort der Revolution, verschloß die Thür allen Parteihoffnungen und allen Utopien, unter die auch das berühmte Programm vom Stadthause zu rechnen ist, der Gegenstand so vieler Streitigkeiten und das nicht verletzt werden konnte, weil es dem Generalstatthalter gar nicht zur Annahme vorgelegt worden war.

War dies ein Versehen oder sah man die Unmöglichkeit ein, dasselbe ihm aufzudringen? Wir haben diese Frage nicht zu lösen, da wir einfach die Thatsachen erzählen. Dieses angebliche Programm beschränkt sich auf eine Unterredung, welche im Palais Royal stattfand, nicht im Stadthause. Diese Unterredung hat Lafayette in einem Briefe erzählt, den er später an seine Wähler richtete. Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Nach dem Besuche des neuen Generalstatthalters in Begleitung der Abgeordneten im Stadthause glaubte ich in der Macht und dem Vertrauen des Volkes, die ich besaß, das Recht und die Pflicht zu finden, mich im Namen desselben Volkes offen und freimüthig gegen den beantragten König auszusprechen.

„Sie wissen, sagte ich zu ihm, daß ich Republikaner bin und daß ich die Constitution der Vereinigten Staaten für die vollkommenste halte. — Ich bin ganz Ihrer Meinung, antwortete der Herzog von Orleans. Man kann unmöglich zwei Jahre in Amerika gelebt haben, ohne Ihrer Ansicht zu sein; aber können wir sie annehmen bei der Lage Frankreichs und der allgemeinen Meinung? — Nein, sagte ich zu ihm; das französische Volk bedarf jetzt einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron. — So meine ich es, entgegnete der Prinz.“ Wenn Ludwig Philipp, um der letzten Chimäre eines alten Mannes zu schmeicheln, mit ihm gleicher Ansicht zu sein schien, so folgt daraus nicht, daß die gewöhnlichen allgemeinen Lebensarten, die in einer Unterredung ohne officiellen Charakter gebraucht werden, einen ernstern Contract, ein von dem Herzoge von Orleans feierlich angenommenes Programm ausmachen müssen. Lafayette soll sich über sein zu großes Vertrauen entschuldiget und zu Armand Carrel gesagt haben: „damals hielt ich ihn für dumm und gutmüthig.“ Das ist eine wohlfeile Beleidigung, welche einem Manne, der immer ein tugendhafter Bürger, aber in der Politik nicht weit her war, in einem Augenblicke des Aergers entschlüpfte, eine Beleidigung, die man als naives Geständniß seiner geringen Fähigkeiten

ansehen müßte, wenn es nicht besser wäre, sie ganz zu vergessen, denn er hatte nicht dieselben Gefinnungen, als er am 6. Octbr. 1831 auf der Rednerbühne ausrief: „ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, daß Geschehene wäre eine Folge der Gewalt gewesen. Die Nothwendigkeit, die Gemüther zu vereinigen, eine Menge Umstände, die sich nach den Ereignissen bequemer beurtheilen lassen, die Versicherungen, daß das stolze Volk das Recht und die Pflicht habe zu fordern, alle diese Gründe vereinigten uns zu der Ordnung der Dinge, welche angenommen worden ist.

„Und ich muß hinzusetzen, daß Niemand besser als ich darüber urtheilen konnte; es kamen uns die einstimmigsten und befriedigendsten Aeußerungen der vollständigen Uebereinstimmung mit dem zu, was wir gethan, mit dem Throne, den wir aufgebaut, mit dem Monarchen, den wir gewählt hatten. Diese Zustimmung war eine ehrenhafte Sanction der Meinung von fast ganz Frankreich.“

Die Wahrheit über das sogenannte Stadthausprogramm ist übrigens jetzt bekannt und es kann kein Zweifel darüber übrig bleiben, wenn man das vortreffliche Werk des Herrn Bonnellier liest*).

„Herr von Lafayette“, sagt er, „beschloß in Uebereinstimmung mit der Commission, daß man noch an demselben Tage (1. Aug.) dem Herzoge den Besuch erwidere, welchen derselbe im Stadthause gemacht hatte. Die Commission hielt es überdies

*) Mémoires de l'Hôtel - de - Ville.

für zweckmäßig, unter der Form einer Adresse eine Darlegung der Grundsätze abzufassen, welche so ziemlich feststellte, unter welcher stillschweigenden Bedingung die erste Volksgewalt, welche den Sieg geerbt, zu Gunsten des Generalstatthalter des Reiches zurücktrete. Diese Absicht hob offenbar den Charakter der Commission und schmückte ihre Zustimmung mit einem Gefühl der persönlichen Selbstverleugnung und des Edelmutheß, — sie kam aber nicht zur Ausführung. Einer meiner Collegen entwarf eine Adresse voll Glückwünsche. Mauguin glaubte, jene Formel würde in gar nichts dazu beitragen, die Commission höher zu stellen; er beseitigte sie deshalb und es wurde beschlossen, sich einfach zu dem Prinzen zu begeben.

„Ich war der einzige unter den Secretairen, welcher die Commission und Lafayette begleitete.

„Der Herzog von Orleans empfing uns in dem Salon, den er seitdem zum Thronsaale gemacht hat; die Herzogin, ihre Töchter, die jüngern Kinder und Mad. Adelaide standen einige Schritte hinter dem Prinzen, noch weiter hin zwei Adjutanten. Die Thüren wurden hinter uns geschlossen.

„Lafayette stellte die Commission vor, welche sich den General Lobau zum Präsidenten gegeben zu haben schien.

„Der Prinz war in den wenigen Worten, die er an sie richtete, gewiß offener, als es die Adresse der Kammer gewesen war, denn er legte seine allgemeinen Ansichten über die Regierung in solchen Ausdrücken vor, daß Lafayette entzückt in Vertraulichkeit den Arm um den Herzog legte und ausrief: „eine solche Monarchie ist die beste Republik.“

„Diese Conferenz konnte allerdings nicht das Aussehen zweier großen Gewalten haben, deren eine die Macht der andern übergiebt. Der Herzog von Orleans war freundlich und dankte der Commission in guten Ausdrücken für ihre Dienste und ihre patriotische Hingebung.“

In allem diesem findet man ebensowenig die geringste Spur von dem Programme. Es existirte auch wirklich nur in der Einbildung Lafayettes.

Die Commission lösete sich schnell auf. Am 1. Aug. schrieb sie an den Generalstatthalter:

„Stadthaus.

„Gnädigster Herr, die Mitglieder der Municipalcommission von Paris haben die Ehre, Ew. königl. Hoheit anzuzeigen, daß sie, da die ernstesten Umstände, welche die Einrichtung dieser temporären Gewalt nöthig machten, nicht mehr bestehen, seit Sie zum Generalstatthalter des Reiches ernannt sind, Instructionen von Ew. Hoheit erwarten, um die Functionen, welche ihnen übertragen wurden, in die Hände niederzulegen, wie Sie ihnen bezeichnen werden.

„Wir sind mit Achtung ic.

„v. Schonen, Lobau, Audry v. Buzraveau.“

Der Herzog von Orleans antwortete:

„Meine Herren, ich habe das Schreiben erhalten, daß, da die ernstesten Umstände nicht mehr bestünden, welche die Einrichtung der temporären Gewalt, mit welcher Sie bekleidet waren, nöthig machten, Sie von mir Instructionen erwarten, um die Ihnen übertragenen Functionen niederzulegen. Indem ich

Ihnen danke für die Vaterlandsliebe und den Eifer, womit Sie so schwierige und so ehrenvolle Functionen ausgeübt haben, würde ich aber doch einen großen Vortheil darin sehen, wenn Sie einwilligen wollten, provisorisch diejenigen Functionen beizubehalten, welche sich auf den innern Zustand, die Sicherheit und die Interessen der Stadt Paris beziehen. Ich bitte Sie deshalb, mit diesen sich noch zu beschäftigen, die andern dagegen an die verschiedenen Ministerien zu verweisen, die sie betreffen.

„Ludwig Philipp.“

Der Generalstatthalter benahm sich sehr klug, als er so die Empfindlichkeit der Municipalcommission schonte. In der schwierigen Stellung, in welcher er sich befand, durfte er nichts übereilen. Es war klug, der Gewalt im Stadthause die Verantwortlichkeit für gewisse Handlungen noch zu lassen; auch genehmigte er einfach durch Verordnung von demselben Tage die Ernennung provisorischer Commissarien. Bignon behielt den öffentlichen Unterricht, der Baron Louis die Finanzen, Guizot das Innere, Dupont (de l'Eure) die Justiz, der General Lafayette behielt den Oberbefehl über die Nationalgarde des Landes, Herr de Laborde die Präfectur der Seine, Girod (de l'Alin) die Polizeipräfectur. Der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, wurde am 3. Aug. im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten durch den alten Marschall Jourdan ersetzt, dessen Wahl für den Frieden Europas nichts Beunruhigendes hatte. Der Baron Dupinier endlich wurde in das Marineministerium berufen.

In derselben Zeit, wie die Ordnung und Einheit in der

Verwaltung wiedererschienen, kehrte auch die Ordnung in Paris zurück, die Läden wurden wieder geöffnet und die Geschäfte begannen von neuem.

Was that man aber in St. Cloud, während diese großen Begebenheiten in der Hauptstadt aufeinander folgten? Karl X. spielte am Abende des 28. Juli Whist als das Blut floß und er durch seine Verblendung den herrlichsten Einsatz von der Welt, jene Krone verlor, die bereits eine Revolution vom Haupte Ludwigs XVI. gerissen und welche Ludwig XVIII. nur durch fremde Bajonette wieder erlangt hatte. Die königliche Familie verließ St. Cloud in der Nacht vom 30. zum 31. und kam schweigend und trübsinnig ein Viertel nach vier Uhr in Trianon an. Man hoffte da einige Zeit zu verweilen, aber es kam anders. Der Dauphin, welcher zurückgeblieben war, fand sich gegen Mittag bei dem Könige ein, nachdem er einen letzten Versuch gemacht hatte, die Truppen gegen Paris zu führen. Ob er gleich im Grunde gar nicht zufrieden war, so behielt er doch wenigstens auf der ganzen Reise eine lachende Miene, welche von der Traurigkeit seiner Familie abstach. Seine stolische Ruhe ging über Resignation hinaus und grenzte an Stumpf-sinn, so daß er in einem Anfälle unbegreiflicher guter Laune zu seinem ersten Diener sagte: „weißt Du, was ich in Frankreich am schmerzlichsten vermisse? Meine Jagdequipage; sie war so schön!“

Die Dauphine und die Herzogin von Berry waren von solcher Sorglosigkeit weit entfernt. Karl X. selbst fing an die Größe seines Sturzes einzusehen, ertrug aber den Schlag mit

der seiner Familie eigenen stolzen Würde. Die königl. Familie, die in Trianon zu nahe bei Paris war, begab sich nach Rambouillet, wo sie indeß nicht gut empfangen wurde. Karl X. beklagte sich in der Erinnerung an seine Größe darüber, daß seine Escorte sich erlaubte zu jagen, um sich Lebensmittel zu verschaffen; „man handelt offen gegen meine Anordnungen“, sagte er; „ich werde lange in diesem Parke nicht jagen können, wenn man heute so arg darin hauset. Man schone das Wild nur ein wenig.“ Seltsame Verblendung! Nichtige und unfinnige Worte, die im Sturme der Revolution verhallten! Der König hatte geglaubt, in Rambouillet einen sicheren Zufluchtsort zu finden; aber der Zorn des Volkes verfolgte ihn dahin und es ging sogar das Gerücht, daß die Bauern sich an ihm vergreifen wollten. Die Lage war kritisch nicht nur für die königl. Familie, deren Ermordung den europäischen Frieden erschüttert und die Revolution befeuert haben würde, sondern auch für den Generalstatthalter, der populär bleiben mußte, um sein Werk der Reorganisation vollenden zu können. Bei dieser so dringenden Gefahr erschien es nothwendig, Karl X. zur Anerkennung des Generalstatthalters zu veranlassen und seine wie des Dauphin Thronentsagung zu erlangen. Der Herzog von Orleans ließ deshalb den Herrn von Mortemart rufen, um ihm seine Besorgnisse über das Schicksal der Familie der Bourbons mitzutheilen. „Die Nachrichten, die wir von Rambouillet erhalten haben“, sagte er, „lassen fürchten, daß der Aufstand in der Nähe der Residenz des Königs um sich greife; man muß Maßregeln der Sicherheit für seine

Person ergreifen; es wäre ein entsetzliches Verbrechen, wenn sich eine tollkühne Hand an den König wagte; man muß also seine Sicherheit schützen und das beste Mittel wäre wohl, wenn man Beauftragte bezeichnen, die bei ihm hielten und auf den Grundlagen neuer Concessionen mit ihm unterhandelten. Sehen Sie nicht selbst, welche Wendung die Dinge nehmen, die Aufregung in Paris, die Gereiztheit der Massen? Ist es klug, daß Karl X. unter dem erzürnten Volke bleibe?" Der Herzog von Mortemart theilte die Ansichten des Prinzen und es wurde beschloffen, eine erste Deputation an Karl X. zu senden, um ihm eine nothwendige Unterhandlung vorzuschlagen.

Herr von Coigny, der Marschall Maison, Dilon Barrot und von Schonen übernahmen diesen delicatesn Auftrag. Gegen zwei Uhr kamen sie in Rambouillet an, aber der König wollte Herrn von Coigny als Vertreter des Herrn von Mortemart, seines Ministers, nicht empfangen. Doch gelang es dem Herrn von Coigny, einem Manne von Herz und Tact, das Widerstreben Karls X. zu bestegen, der endlich in alles willigte, was man von ihm verlangte und zuerst die nachfolgende Ordonnanz entwarf, welche sogleich an den Herzog von Orleans gesandt wurde:

„Um den Unruhen ein Ende zu machen, welche in der Hauptstadt und in einem andern Theile von Frankreich bestehen, ernennet der König den Herzog von Orleans, seinen Vetter, auf dessen aufrichtige Zuneigung er rechnet, zum Generalstatthalter des Reiches.

„Der König hält es für zweckmäßig, seine Ordonnanzen vom 25. Juli zurückzuziehen, billiget, daß die Kammern am 3. Aug. sich versammeln und hofft, daß sie die Ruhe in Frankreich wiederherstellen.

„Der König wird hier die Rückkehr der Person erwarten, welche diese Erklärung nach Paris zu bringen hat.

„Wenn man das Leben des Königs und seiner Familie oder seine Freiheit anzutasten versuchen sollte, würde er sich aufs Aeußerste vertheidigen.

„Gegeben zu Rambouillet am 1. Aug. 1830.

„Karl.“

Der Herzog von Orleans empfing dieses Schreiben früh um sieben Uhr. Dupin, der zugegen war, rieth dem Prinzen, eine energische Antwort darauf zu geben, die er auch selbst entwarf. Der Herzog überlas und couvertirte sie, nach einiger Ueberlegung sagte er aber: „es ist dies zu wichtig, als daß ich ohne den Rath meiner Frau handeln sollte.“ Er begab sich deshalb in ein anstoßendes Zimmer und kam bald mit dem Couvert zurück, in das er aber einen Brief gesteckt hatte, dessen liebevolle Ausdrücke Karl X. rührten. Der alte Monarch, der neue Hoffnung faßte, glaubte, es stehe noch in seiner Macht, seine Dynastie zu retten und trug dem General Latour-Foissac auf, dem Generalstatthalter eine Entsagungsacte zu überbringen, die also lautete:

„Rambouillet, den 2. Aug. 1830.

„Herr Vetter, ich bin von den Uelben, welche mein Volk betrüben oder dasselbe bedrohen könnten, zu schmerzlich ergriffen,

als daß ich nicht nach einem Mittel suchen sollte, dieselben zu beseitigen. Ich faßte also den Entschluß, meiner Krone zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, zu entsagen.

„Der Dauphin, welcher meine Ansichten theilt, entsagt ebenfalls seinen Rechten zu Gunsten seines Neffen.

„Sie werden demnach als Generalstatthalter des Reiches die Thronbesteigung Heinrichs V. bekannt machen und überdies alle Maßregeln ergreifen, um die Regierungsform während der Minderjährigkeit des neuen Königs zu ordnen. Ich beschränke mich hier darauf, diese Bestimmungen anzugeben; sie sind ein Mittel, viele Leiden zu vermeiden.

„Sie werden meine Absichten dem diplomatischen Corps mittheilen und so bald als möglich die Proclamationen erlassen, durch welche mein Enkel als König unter dem Namen Heinrich V. anerkannt wird.

„Ich beauftrage den Generallieutenant Latour = Voiffac, Ihnen dieses Schreiben zu überbringen. Er hat den Befehl, sich mit Ihnen über die Anordnungen zu Gunsten der Personen zu verständigen, welche mich begleitet haben, so wie über die, welche mich und meine übrige Familie betreffen.

„Wir werden dann die andern Maßregeln ordnen, welche eine Folge des Regierungswechsels sind.

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr Vetter, die Versicherung meiner Gesinnungen, mit denen ich bin

Ihr wohlgeneigter Vetter,

„Karl. Ludwig Anton.“

Die Abfassung dieses Actenstückes versetzte den Herzog von Orleans von neuem in schreckliche Verlegenheit. Da ihn unaufhörlich die Rücksichten auf seine Familie zurückhielten und die ehrenhaften Bedenklichkeiten seiner Gemahlin ihn peinigten, so wünschte er auf der einen Seite die Gewalt ohne Gewaltthätigkeit und Gefahr zu erlangen und fürchtete auf der andern die schlimmen Unannehmlichkeiten einer Regentschaft. „Sobald Heinrich V. einmal Leibweh bekommt“, sagte er, „werde ich in Europa für einen Giftmischer gelten.“ Der Prinz weigerte sich, den General Latour = Foissac zu empfangen und ließ ihm durch den Herzog von Mortemart sagen, „er würde dem Wunsche des Königs gemäß die von demselben ausgegangenen Actenstücke dem diplomatischen Corps mittheilen, so wie dieselben den beiden Kammern vorlegen; was die Anerkennung des Herzogs von Bordeaux betreffe, so hänge sie von tausend möglichen Umständen und namentlich von der Haltung der Gewalten ab. Die Parteien ständen einander so schroff gegenüber, daß man zuerst an die Wiederherstellung der Ordnung denken mußte. Wären einmal die Gewalten anerkannt und begründet, dann würde es leicht sein, auch an die schwierigen delicates Möglichkeiten ohne Ausnahme zu gehen; alles dies hänge viel von Zufällen und den so stark aufgeregten Leidenschaften ab. In jedem Falle würde es eine edele Aufgabe sein, die monarchische Ordnung in Frankreich zu retten und dieser schönen Rolle mußten sich alle Männer von Ehre, Grundsatz und Mäßigung anschließen.“

Der Herzog wartete, um einen entscheidenden Entschluß

zu fassen, nur auf die Entfernung Karls X., der noch von 12,000 Mann und 38 Kanonen vertheidiget wurde. Deshalb kam man auch überein, den König zu nöthigen, Frankreich so schnell als möglich zu verlassen. Eine zweite Deputation, die aus denselben Männern, mit Ausnahme Coignys, bestand, sollte noch einmal nach Rambouillet zurückkehren, immer mit dem scheinbaren Auftrage, Karl X. und dessen Familie gegen die Volkswuth zu schützen. Herr von Schonen, einer derselben, fragte, was sie zu thun hätten, wenn man ihnen den Herzog von Bordeaux übergebe. „Den Herzog von Bordeaux?“ rief Ludwig Philipp aus, „dieser ist ja Ihr König.“ Die Herzogin von Orleans, die zugegen war, fiel ihrem Gemahle um den Hals und sagte mit tiefer Rührung: „Du bist der ehrlichste Mann im Lande.“

Die Beauftragten reiseten also nach Rambouillet nicht mit dem Zwecke ab, den Herzog von Bordeaux nach Paris zurückzubringen, sondern um die königl. Familie nach Cherbourg zu begleiten, denn es war bereits alles zu ihrer Einschiffung vorbereitet. Karl X. weigerte sich sie zu empfangen. „Nein“, sagte er, „ich entsage der Krone nicht so für meinen Enkel. Ich habe im Interesse des Friedens entsagt; aber der Thron gebührt von Rechtswegen meinen Erben und ich werde das Recht zu behaupten wissen, wenn man mich dazu zwingt.“ Die Beauftragten kamen eilig nach Paris zurück, um dem Generalstatthalter die neuen Hindernisse mitzutheilen. Der Prinz, der noch nicht aufgestanden war, empfing sie halbangekleidet. Bei der Erzählung der Abgeordneten, die ihm riethen, die Initiative

zu ergreifen, weil Karl X. Widerstand leistete, rief er lebhaft aus: „wie kann ich strenge Maßregeln gegen die königl. Familie ergreifen?“ Nur eine drohende Demonstration konnte ihn dazu zwingen. Man verbreitete deshalb das Gerücht, Karl X. rücke gegen Paris und bald war die ganze Stadt auf den Beinen. Von allen Seiten rief man: „nach Rambouillet! Nach Rambouillet!“ Und ein improvisirtes Heer brach unter dem General Bajol und dem Oberst Jacqueminot auf.

Der Generalstatthalter hatte unterdeß die Kammern für den 3. Aug. berufen. Schon um sechs Uhr früh drängte sich eine unermessliche Menge an den Zugängen der Deputirtenkammer. Geräuschvoller Zuruf begrüßte die Ankunft der Herzogin von Orleans und deren Familie. Die Prinzessinnen sahen angegriffen und abgesspannt aus, was sich leicht erklären ließ. Die Tribünen waren von elegant geschmückten Damen besetzt. Die Blicke schweiften abwechselnd über die Bänke der Pairs, deren geringe Anzahl man bemerkte und über die Bänke der Deputirten. Bald verdoppelte sich der Lärm und die Freude. Um ein Uhr donnerten die Kanonen des Invalidenhôtels. Die große Deputation, Pairs und Deputirte, ohne Unterschied des Ranges untereinander, ging dem Herzoge von Orleans entgegen und ihm dann in den Sitzungsfaal voraus, worauf die starke Stimme eines Huissier meldete: „der Herr Generalstatthalter des Reichs!“ Plötzlich trat tiefe Stille ein und Seine königl. Hoheit erschien. Der Herzog trug Uniform mit dem großen Bande der Ehrenlegion, aber ohne den heil. Geist- und St. Ludwigorden. Den Hut hielt er in der Hand; er grüßte

herablassend und zeigte sich sehr freundlich, zuvorkommend. In der Nähe des Thrones aber glaubte man ihn erblicken zu sehen, was indeß vielleicht nur eine Wirkung von Schatten und Licht war. Er stieg mit festem Tritte auf die Estrade hinauf und setzte sich auf den Sessel. Der Herzog von Nemours, der ihn begleitete, ließ sich auf einem minder verzierten neben dem seines Vaters nieder und ein glänzender Generalstab stellte sich hinter der Estrade und auf den Stufen des Thrones auf, der, mit goldenen Lilien geziert und von einem Baldachin mit der Krone überragt, hinter dem Herzoge von Orleans leer blieb. Auf der Ministerbank saßen Guizot, Dupont (de l'Eure), der Marschall Gerard, der Baron Louis, Bignon, der Herzog von Broglie und der General Sebastiani. Die Session hatte bereits etwas Königliches. Die Begeisterung war allgemein. Die Rede des Prinzen zeigte keine Spur von den Gedanken und Zweifeln, die ihn bis dahin beherrscht hatten und er faßte alle Ereignisse in passenden Ausdrücken zusammen.

„Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirten“, sprach er, „Paris, das durch eine beklagenswerthe Verletzung der Charte und der Geseze in seiner Ruhe gestört wurde, vertheidigte sie mit Heldenmuth. Es bestand in diesem blutigen Kampfe keine der Bürgschaften der gesellschaftlichen Ordnung mehr; die Personen, das Eigenthum, die Rechte, alles was den Menschen und Bürgern theuer und werthvoll ist, war den größten Gefahren ausgesetzt. Bei dieser Abwesenheit jeder öffentlichen Gewalt wendete sich der Wunsch meiner Mitbürger auf mich; sie hielten mich für würdig, mit ihnen für das Wohl des Vater-

landes thätig zu sein; sie forderten mich auf, das Amt eines Generalstatthalters des Reiches zu übernehmen. Ihre Sache erschien mir gerecht, die Gefahr drohend, die Nothwendigkeit gebieterisch und meine Pflicht heilig. Ich eilte deshalb unter dieses muthige Volk mit meiner Familie und nahm jene Farben an, welche zum zweitenmale den Sieg der Freiheit unter uns bezeichnen haben. Ich erschien mit dem festen Vorsatze, mich allem zu widmen, was die Umstände von mir in der Lage fordern würden, in die sie mich gebracht haben, um die Herrschaft der Gesetze wiederherzustellen, die bedrohte Freiheit zu retten und die Rückkehr großer Uebel durch Sicherung der Macht jener Charte unmöglich zu machen, deren Name in und nach dem Kampfe angerufen wurde. Den Kammern kommt es zu, bei der Ausführung dieser edeln Aufgabe mich zu leiten. Alle Rechte müssen fest verbürgt werden, alle zur vollen und freien Ausübung derselben nöthigen Institutionen müssen die Entwicklungen erhalten, die sie bedürfen. Ich bin aus Ueberzeugung den Grundsätzen einer freien Regierung zugethan und übernehme im Voraus alle Folgen derselben. Schon heute glaube ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Organisation der Nationalgarden, auf die Ausdehnung des Geschworenengerichtes auf die Preßvergehen, auf die Bildung von Departements- und Gemeindevverwaltungen und vor allem auf den Art. 14 der Charte richten zu müssen, der in so gehässiger Weise ausgelegt worden ist.

„Mit solchen Gesinnungen, meine Herren, eröffne ich diese Session.

„Die Vergangenheit ist mir schmerzlich; ich beklage das Unglück, das ich gern hätte verhindern mögen, — aber bei dem hochherzigen Aufschwunge der Hauptstadt und aller französischen Städte, bei dem Anblicke der Ordnung, die mit bewundernswürdiger Schnelligkeit nach einem von jeder Ausschweifung reinen Widerstande wiederersteht, bewegt ein gerechter Nationalstolz mein Herz und ich blicke mit Vertrauen auf die Zukunft dieses Vaterlandes.

„Ja, meine Herren, Frankreich, das uns so theuer ist, wird glücklich und frei sein; es wird Europa zeigen, daß es nur an sein Glück im Innern denkt, den Frieden ebenso liebt wie die Freiheit und nur das Glück und die Ruhe seiner Nachbarn will.

„Die Achtung aller Rechte, die Sorge für alle Interessen und die Redlichkeit der Regierung sind das beste Mittel, die Parteien zu entwaffnen und in die Gemüther jenes Vertrauen zu den Institutionen, jene Stabilität zurückzuführen, die einzigen sichern Pfänder des Glückes der Völker und der Stärke der Staaten.

„Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirten, sobald die Kammern constituirt sind, werde ich Ihnen die Abdankungsacte Karls X. vorlegen lassen. In derselben Acte entsagt auch Se. königl. Hoheit, Ludwig Anton von Frankreich, Dauphin, seinen Rechten. Diese Acte ist mir gestern, am 2. August, um 11 Uhr Abends übergeben worden. Ich befehle, diesen Morgen sie in dem Archiv der Pairskammer niederzulegen und werde sie in dem officiellen Theile des Moniteur mittheilen lassen.“

Neue Vivatruse erhoben sich, als der Prinz aufhörte zu sprechen. Er erklärte die gesetzgebende Session für eröffnet und zog sich dann mit seinem Gefolge und unter Begleitung großer Volksmassen zurück.

Raum war er in dem Palais Royal wieder angekommen, als dreihundert ermüdete Nationalgardisten in dem Hofe Halt machten. Es war die Nationalgarde von Orléans, die herbeigeeilt war, um an dem Kampfe der Pariser Theil zu nehmen. „Welche Nation!“ rief Mad. Abelaide aus. Ihr Bruder ging hinunter, um das Bataillon zu mustern, das der Maire von Orléans, einer der Deputirten des Departements der untern Seine, führte und Jubel empfing den Prinzen, der jeden Tag neue Beweise der Theilnahme des Volkes erhielt. Am 4. Aug. erfuhr man, daß das 1. Husaren-Regiment, das der Herzog von Chartres commandirte, in der Hauptstadt einrückte. Der Herzog von Orleans, der sich sehnte, seinen Sohn zu umarmen, eilte ihm entgegen, musterte das Regiment, trat mit ihm den Weg nach seinem Palais an und bald lag der junge Herzog von Chartres in den Armen seiner Mutter.

Man hatte unterdeß alles zu der Expedition nach Rambouillet vorbereitet. Um drei Uhr brachen etwa 15,000 Menschen von dem Plage Ludwigs XV. auf und machten erst drei Viertelstunden vor dem königl. Lustschlosse Halt, erschöpft von Hunger und Müdigkeit und in einer nicht zu beschreibenden Unordnung. Ihnen kamen die Commissare der provisorischen Regierung zuvor, welche nach Rambouillet zurückkehrten, wo die Annäherung der Pariser die höchste Bestürzung hervorgebracht

hatte. Sie wurden diesmal in das Schloß eingeführt. Karl X. empfing sie mit finsterner Miene. Der Marschall Maison übergab ihm ein Schreiben des Generalstatthalters und meldete ihm, daß 60,000 Mann gegen Rambouillet rückten.

„Was wollen die Pariser von mir?“ antwortete der König. „Warum verfolgen sie mich? Ich lasse sie in Ruhe, mögen sie mich auch in Ruhe lassen. Wollen sie mich ermorden? Ich habe die Regierung niedergelegt und meinem Generalstatthalter Befehle gegeben. Ich habe abgedankt, aber nur zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux und bin bereit, in der Vertheidigung seiner Rechte zu sterben.“

„Sire“, entgegnete Dillon Barrot, „es ist noch nichts entschieden. Der Herzog von Orleans ist erst provisorischer Generalstatthalter. Wir wissen nicht, was geschehen kann. Im Interesse des Herzogs von Bordeaux selbst muß ein gefährlicher Zusammenstoß vermieden werden. Sein Name, der in unsern Verhandlungen noch nicht genannt worden ist, darf sich nicht in Erinnerungen an Unruhen und Bürgerkrieg mischen. Der Thron des jungen Prinzen darf, wenn er eines Tages regiert, nicht mit Blute befleckt worden sein, als er noch in der Wiege lag.“

Da fragte der König, was man von ihm verlange.

„Sire, Sie müssen abreisen, auf der Stelle!“ rief von Schonen aus.

„Es ist gut“, antwortete Karl X. trocken, aber resignirt, „ich werde Ihnen meine Befehle zukommen lassen.“ Und er entließ die Beauftragten.

Der König zögerte nicht sich zu entfernen und schlug mit seiner Familie den Weg nach Maintenon ein. Hier wurde die königl. Garde entlassen und der ehemalige König behielt nur seine Escorte bis Cherbourg bei. Man schief in Dreux, wohin die Beauftragten vorausgeeilt waren, um Wohnungen bereit zu halten. Die Nacht vom 5. Aug. verbrachte man in Verneuil. In dieser Stadt erfuhr der Hof die Eröffnung der Kammern und empfing die Rede des Generalstatthalters. Man las und besprach sie und als Karl X. nichts über die Thronbesteigung Heinrichs V. darin fand, rief er aus:

„Ich glaube wenigstens, daß der Herzog von Orleans eine Krone nicht annehmen wird, die ihm nicht von Rechtswegen zukommt.“

„Nein“, setzte die Dauphine hinzu, „er wird sie nicht nehmen, aber er wird sie sich auf das Haupt setzen lassen.“

Am andern Tage meldeten die Zeitungen, daß die ganze Nation der doppelten Abdankung in nicht sehr gemessenen Ausdrücken ihren Beifall gezollt habe.

„Meine Regierung“, bemerkte der König darüber, „scheint vielen Leuten lästig gewesen zu sein, da Freunde und Feinde sich vereinigen, um sich über das Aufhören derselben zu beglückwünschen.“

„Die meinige“, setzte der Dauphin hinzu, „ist sehr kurz gewesen. Ich weiß nicht einmal, ob man in der Geschichte mich unter den Königen von Frankreich mitzählen wird.“

Dieser Prinz behielt bis zu Ende seine sorgenlose Heiterkeit und da er mit dem Könige und dem Herzoge von Bordeaux in

einem Wagen saß, so sagte er eines Tages: „dieser Wagen enthält was man noch nie gesehen hat: drei lebende Könige von Frankreich.“ — „Und drei Könige von Krone“, setzte die Dauphine hinzu.

Auf die Nachricht von der Abreise der königl. Familie gab der General Bajol Befehl zur Rückkehr; aber man wollte nicht gehorchen und eine große Anzahl Freiwilliger eilte nach Rambouillet, wo sie ihren leichten Sieg durch Schüsse in die Luft feierten. Degoussée, einer der Führer der Expedition, wurde von den Siegern mit in das Schloß hineingezogen und seine erste Sorge ging dahin, sich der Krondiamanten zu verschern, deren Werth sich auf 80 Mill. belief. Er empfing den Wagen, auf dem sie sich befanden, in Gegenwart der Beamten der Stadt, gab eine Empfangsbefcheinigung und hatte den glücklichen Einfall, die Unruhigsten in den königl. Wagen fahren zu lassen, damit dieselben nicht zertrümmert würden. Dann schlug diese ganze Schaar von Arbeitern, die sich glücklich schätzte, in den vergoldeten Hofwagen zu fahren, den Weg nach Paris ein, nahm den Wagen mit den Diamanten mit sich, auf welchem eine kleine dreifarbigte Fahne mit den Worten flatterte: *R o n d i a m a n t e n* und kam unter Lachen und dem Jubelruf des Volkes in der Hauptstadt wieder an. Der lärmende Zug gelangte in den Hof des Palais Royal und rief unter den Fenstern des Herzogs von Orleans: „seht da Ihre Wagen!“ Die Angst der Herzogin bei dem Anblicke der Menge stach von der Ruhe ihres Gemahls ab, der an die Zukunft zu glauben begann.

Die Revolution, welche die Welt in Erstaunen gesetzt

hatte, war das Werk von ganz Frankreich. Sie hatte in Paris begonnen und sollte da endigen. Aber der Anblick der dreifarbigigen Fahne weckte in den Departements einen allgemeinen Enthusiasmus. „Man schlägt sich in Paris!“ war der Lärmruf, den die Echo's von einem Punkte des Landes zum andern trugen und der überall schreckliche Aufstände hervorrief. Am schnellsten und entscheidendsten war der von Lyon. Rouen und Havre schickten den Parisern Hilfsstruppen. Nun da man der Entwicklung des großartigen Dramas sich näherte, war es Pflicht, den Heldennuth des siegreichen Volkes zu feiern und sich mit dem Schicksale desselben zu beschäftigen. Ueberall wurden Subscriptionen eröffnet. Die Hospitäler waren mit Verwundeten gefüllt. Die Herzogin von Orleans, Mad. Adelaide, die Prinzessinnen Marie und Clementine besuchten sie, um sie zu trösten und Hilfe zu bringen. Sie gaben auch 100,000 Frs. für die Armen. Der Generalstatthalter seiner Seite veräumte nichts, um sich die öffentliche Meinung zu gewinnen; alle seine Handlungen, alle seine Antworten an die verschiedenen Deputationen der Städte zeugten von den edelsten Gefinnungen. Rouget de l'Isle schmachtete in tiefer Armuth, im Alter von siebenzig Jahren. Die Marcellaise singend, hatte sich der Herzog an der Spitze der Kinder von Paris auf die feindlichen Colonnén gestürzt. Der Dichter dieses unsterblichen Nationalliedes war sein Waffengefährte gewesen und diese glänzenden, dem Herzen des Prinzen so theuern Erinnerungen waren hinreichende Ansprüche Rouget de l'Isles auf sein Wohlwollen; er gab ihm eine Pension von 1500 Frs. Die Schüler der

polytechnischen, der medizinischen und Rechts-Schule, welche bei der Vertheidigung der Freiheit mitgewirkt hatten, wurden bei der Vertheilung der Belohnungen nicht vergessen. Die Popularität Ludwig Philipps stieg von Tage zu Tage; man pries seine Tugenden, sein früheres Leben; man schmeichelte seinem Vaterstolze, indem man schon am 3. August den Herzogen von Chartres und Nemours, welche gleichzeitig das große Band der Ehrenlegion empfangen, das Recht gab, den Sitzungen der Pairskammer beizuwohnen. Die Bewunderung, die er erregte, war allgemein und das Volk sang unaufhörlich das Lob dieses Prinzen, dessen Hand es gedrückt und der aus dem Glase eines Handarbeiters getrunken hatte. Die großen Staatscorporationen, welche sich allen diesen Aeußerungen anschließen wollten, sprachen ihre Anhänglichkeit an den künftigen Monarchen in warmen Worten aus. „Sie haben“, sagte der erste Präsident Seguier, „in großer Jugend, in den ersten Tagen der Revolution, an den Siegen derselben Theil genommen. Sie sind durch sie belehrt worden und haben alles von ihr behalten, was der Nationalehre theuer ist. Ihre einfache Familienlebensweise, die Ordnung in Ihrem Hause, die Würde Ihrer Bescheidenheit, Ihre Leutfeligkeit gegen Jedermann, Ihre Rechtllichkeit in allen Dingen haben Ihnen alle Herzen gewonnen, ohne daß Jemand das große Ereigniß ahnen konnte, das uns zu Ihren Füßen führt.“ Der Triumph der Orleanisten über die Republikaner und Legitimisten war, wie man sieht, vollständig und gesichert. Nichtsdestoweniger droheten in der Zukunft noch

immer Ungewißheiten und Schwierigkeiten. Die Generalstatthalterschaft war als natürlicher Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge angenommen worden; aber dieses Provisorium konnte nicht lange dauern, ohne alle Parteien zu thörichten Hoffnungen zu verleiten und folglich ohne Frankreich innerem Zwiespalte auszusetzen. Man mußte zuerst, um eine regelmäßige Regierung neu zu erschaffen, die Zustimmung Europas erlangen. Der Herzog von Orleans selbst schwankte, wir wiederholen es, zwischen Furcht und Ehrgeiz; nicht daß ihn die Gefahren der Königswürde erschreckt hätten, denn er fühlte seine Ueberlegenheit zu wohl, um nicht alle nebenbuhlerische Leidenschaften besiegen zu können, mit denen man, wie er voraus sah, den Thron wahrscheinlich umgab. War er erst der Unterstützung der fremden Mächte sicher, dann wollte er nicht länger zögern und nur der Zweifel hier war eine Schranke, die er nicht zu übersteigen wagte. Der Herzog beeilte sich also, sich an das diplomatische Corps zu wenden. Der Fürst von Talleyrand, der zuerst befragt wurde, erklärte: „der Generalstatthalter des Reiches müsse die Krone als ein Mittel zur Ordnung und zur Erhaltung des europäischen Friedens annehmen.“ England, Preußen, Oesterreich, Rußland versprachen durch das Organ ihrer Vertreter den neuen Souverain anzuerkennen. Lord Stuart de Rothesay, der Graf Pozzo di Borgo, Herr von Werther, der Graf Appony erklärten sich energisch für die Begründung einer definitiven Gewalt und besonders für den Sieg des Gedankens an 1688,

welcher die meisten Anhänger in Europa finden würde und in einer geheimen Unterredung im Palais Royal sagte Pozzo di Borgo lebhaft zu dem Generalkathalter: „nehmen Sie die Krone an, es ist der größte Dienst, den Ew. königl. Hoheit Europa, der Ordnung und dem Frieden leisten können.“

Der Herzog von Orleans, der durch alle diese Be-
theuerungen beruhiget wurde, gebot nun seinen letzten Be-
denklichkeiten Ruhe, übernahm seine neue Rolle mit Ent-
schlossenheit und wartete geduldig, daß man ihm das Scepter,
den Gegenstand seiner wärmsten Wünsche, bringe.

Neunzehntes Kapitel.

Constituierung der Deputirtenkammer; Verification der Vollmachten. — Revision der Charte. — Die Deputirten bieten dem Herzoge von Orleans die Krone an. — Förmlichkeiten bei der Thronbesteigung der neuen Dynastie. — Der Herzog von Orleans leistet den Eid auf die neue Charte und wird zum Könige der Franzosen unter dem Namen Ludwig Philipp I. ausgerufen. — Fortsetzung der Reise Karls X.; bittere Täuschungen des alten Königs. — Aufregung des Volkes. — Cherbourg. — Die königl. Familie schifft sich auf dem Great-Britain ein.

Die Deputirtenkammer hatte sich gleich nach der Entfernung des Generalstatthalters constituirt. Am 4. Aug. schritt sie zur Verification der Vollmachten und erwählte Casimir Perier zum Präsidenten, welche Wahl der Herzog von Orleans bestätigte. Dann beschäftigte sie sich mit der Revision der Charte. Eine Commission erhielt den Auftrag, einen von Berard eingereichten Modificationsentwurf zu prüfen und nachdem Dupin Bericht erstattet hatte, begann die Discussion. Der erste Theil der Arbeit der Commission bestimmte genau die Stellung des Herzogs von Orleans:

„In Berücksichtigung der gebieterischen Nothwendigkeit, welche aus den Ereignissen der Tage des 26., 27., 28. und 29. Juli und der allgemeinen Lage Frankreichs hervorgeht, in welche dasselbe in Folge der Verletzung der constitutionellen Charte gekommen ist; in Berücksichtigung ferner, daß in Folge
Gesch. Ludw. Philipps. 39

dieser Verletzung und des heldenmuthigen Widerstandes der Bürger von Paris, der König Karl X., Se. königl. Hoheit Ludwig Anton, Dauphin und alle Mitglieder des ältern Zweiges der königl. Familie in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen, erklärt die Kammer, daß der Thron de facto und de jure erlediget und die Besetzung desselben bringend nöthig ist."

Nach der Annahme dieses Grundsatzes ging man zu dem zweiten Artikel über, der also lautete:

„Die Deputirtenkammer erklärt, daß nach dem Wunsche und im Interesse des französischen Volkes die Einleitung zu der Charte als beleidigend für die Würde der Nation und weil sie den Franzosen die Rechte erst aus Gnade zu ertheilen scheint, die ihm wesentlich gehören, beseitiget wird und daß die nachfolgenden Artikel derselben Charte entfernt oder umgeändert werden müssen."

Und nach dieser Revision, die in weniger als sieben Stunden erfolgte, fuhr die Erklärung fort:

„Durch die Annahme dieser Bestimmungen und Anträge erklärt die Deputirtenkammer endlich, daß das allgemeine und dringende Interesse des französischen Volkes Se. königl. Hoheit Ludwig Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, Generalstatthalter des Reiches und seine männlichen Nachfolger nach der Ordnung der Erstgeburt, mit stetem Ausschluß der Frauen und deren Nachkommen, für ewige Zeit auf den Thron beruft.

„Demzufolge soll Se. königl. Hoheit Ludwig Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, Generalstatthalter des Reiches,

aufgefordert werden, die oben angeführten Clauseln und Verpflichtungen, die Beobachtung der constitutionellen Charte und die angezeigten Modificationen zu beschwören und, nachdem dies vor den versammelten Kammern geschehen ist, den Titel eines Königs der Franzosen anzunehmen." (Sizung vom 7. Aug.)

Von 252 Anwesenden schlossen so 219 mit der neuen Dynastie einen Vertrag, welcher der Sanction des Volkes hätte vorgelegt werden sollen. Die Orleanisten begingen, als sie sich ein so wichtiges Mandat, einen König zu wählen, ohne die Nation zu befragen, beilegte, einen Fehler, denn sie schienen an ihrer Stärke zu zweifeln. Als Napoleon, den man Usurpator genannt hat, den Thron besteigen wollte, appellirte er an die Abstimmung des Landes und er setzte sich mit der Zustimmung des Volkes die Krone auf das Haupt. Wenn Ludwig Philipp dieses Beispiel befolgt hätte, wäre er offenbar siegreich aus der Prüfung hervorgegangen, während seitdem die Leichtfertigkeit, mit welcher die Freunde des Prinzen unter so wichtigen Umständen handelten, der Gegenstand der leidenschaftlichsten Anklagen gewesen ist.

Nachdem das Geschenk der Krone Frankreichs einmal bewilliget war, „wie ein bloßer Reglementsparagraph“, sagt Louis Blanc, erklärte die Kammer auf den Antrag Dupins mit Begeisterung, daß Frankreich seine Farben wieder annehme. Nach der Vollendung dieser großen That begaben sich die Deputirten, welche kühn die Verantwortlichkeit dafür übernahmen, vier und vier, einander führend, alle mit dreifarbigem Bändern

geschmückt, hinter einer Compagnie Nationalgarde in das Palais Royal. Schwelgend, fast schauerlich bewegte sich der Zug schnell unter einer Volksmenge hin, die durch einen solchen Anblick seltsam bewegt wurde. Die Deputirten wurden von dem Generalstatthalter empfangen, der seine ganze Familie bei sich hatte. Laffitte las die Erklärung und der Prinz antwortete:

„Ich empfangen mit tiefer Bewegung die Erklärung, welche Sie mir übergeben. Ich halte sie für den Ausdruck des Nationalwillens und den politischen Ansichten entsprechend, zu denen ich mich mein ganzes Leben hindurch bekannt habe.

„Reich an Erinnerungen, die mich immer wünschen ließen, niemals auf den Thron berufen zu werden, frei von Ehrgeiz und an das stille Leben gewöhnt, das ich in meiner Familie führte, kann ich Ihnen die Gefühle nicht verheimlichen, welche mein Herz in diesem großen Augenblicke bewegen; eines aber beherrscht alle andern: die Liebe zu meinem Vaterlande. . Ich fühle, was sie mir vorschreibt und werde darnach handeln.“

Nach diesen Worten umarmte er Laffitte, der ihn mit Lafayette auf den Balcon zog, wo sie von dem freudigen Zurufe der Menge begrüßt wurden. Lafayette, den diese rührende Scene tief ergriff, rief aus: „wir haben etwas Gutes gethan. Sie sind der König, den wir brauchen.“

Die Pairskammer ernannte eine große Deputation, welche noch denselben Abend sich in das Palais Royal begeben und dem Generalstatthalter ihre Zustimmung und Glückwünsche überbringen sollte.

„Die Pairskammer“, sagte Basquier, „überreicht Er.

königl. Hoheit das Actenstück, welches unser Geschick sichern soll. Sie haben sonst mit den Waffen in der Hand unsere noch neuen und unerprobten Freiheiten vertheidiget, jetzt werden Sie dieselben durch die Institutionen und Gesetze weihen. Ihr hoher Verstand, Ihre Neigung, die Erinnerung an Ihr ganzes Leben versprechen uns einen Bürger-König. Sie werden unsere Bürgschaften ehren, welche die Ihrigen sind. Die edele Familie, die wir bei Ihnen sehen und die in der Liebe zum Vaterlande, zur Gerechtigkeit und Wahrheit erzogen worden ist, wird unsern Kindern den friedlichen Genuß der Charte sichern, die Sie beschwören sollen und die Wohlthaten einer zugleich beständigen und freien Regierung." — „Durch die Ueberreichung dieser Erklärung“, antwortete der Prinz, „beweisen Sie mir ein Vertrauen, das mich tief rührt. Da ich aus Ueberzeugung den constitutionellen Grundsätzen zugethan bin, so wünsche ich nichts mehr als das gute Vernehmen der beiden Kammern. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir das Recht gegeben haben, darauf rechnen zu können. Sie legen mir eine schwere Aufgabe auf und ich werde mich bestreben, derselben mich würdig zu zeigen.“

Es fehlte indeß diesem neuen Vertrage, diesem Geschenke der Monarchie, die Weihe der Form, denn es gab bisher von beiden Seiten nur Versprechungen, keine definitive Verpflichtung. Eine Krone anzubieten und anzunehmen war eine Thatsache, welche die Urheber kaum moralisch band. Es kam nun darauf an, die Thatsache zu einem unwandelbaren Grundsatz zu machen; auch machten die imposanten Schauspiele tiefen Eindruck auf die

Phantastie des Volkes und geben ihm ein gewisses abergläubisches Gefühl, welches den politischen Zweifeln als Jügel dient. Wenn die neue Dynastie in dem Heiligthume der Gesetze feierlich die Constitution vor dem Volke beschwor, gab und empfing sie ernstere Bürgschaften für die künftige Aufrechterhaltung der Rechte des Souverains und der Nation. Der 9. Aug. wurde deshalb zu einer königl. Sitzung bestimmt. Schon am Morgen füllte eine unermessliche Menge die Zugänge zu dem Palais Bourbon (der Deputirtenkammer). Mittags wurden die Thüren geöffnet und alles drängte sich zu den Galerien. Der Saal hatte keine bemerkenswerthe Veränderung erlitten. An der Stelle der Rednerbühne war eine Erhöhung mit einem Baldachin errichtet, den die dreifarbigten Fahnen beschatteten. Vor dem Throne standen drei Sessel für den Generalstatthalter und dessen beide ältesten Söhne. Links auf einem mit Sammet belegten Tischchen bemerkte man ein Schreibzeug und eine Feder, während ein anderer Tisch zur Rechten eine Krone, ein Schwert, eine Hand der Gerechtigkeit und die andern Attribute der souverainen Gewalt trug, — auf der einen Seite der Vertrag, auf der andern der Preis desselben. Um zwei Uhr erschien die Herzogin von Orleans mit ihrer Familie auf einer Tribune. Halb drei Uhr verkündeten die Kanonen des Invalidenhôtels die Ankunft des Generalstatthalters, dem vier Marschälle vorausgingen und der Herzog von Chartres und der Herzog von Nemours folgten und der so seinen Einzug unter Volksgefängen von 92 hielt. Die Marschälle stellten sich neben dem Throne auf. Als der Prinz Platz genommen hatte, bedeckte er sein

Haupt und forderte die Mitglieder der beiden Kammern auf, sich zu setzen. Als bald trat die tiefste Stille in der Versammlung ein; auf Befehl des Prinzen trat der Präsident der Deputirtenkammer an den Fuß der Estrade und las da mit fester Stimme die Erklärung vom 7. Aug. vor. Als er im letzten Artikel sagte: „beruft Se. königl. Hoheit Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, auf den Thron“, fiel der Generalstatthalter, der aufmerksam zuhörte, lebhaft ein: „Ludwig Philipp“. Als seiner Seite der Baron Pasquier die Zustimmung der Pairskammer verlesen hatte, wurden die beiden dem Prinzen übergebenen Actenstücke dem Herrn Dupont (de l'Éure) dem Siegelbewahrer, überreicht und dann sprach der Generalstatthalter:

„Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirten, ich habe mit großer Aufmerksamkeit die Erklärung der Deputirtenkammer und die Zustimmung der Pairskammer gelesen und alle Ausdrücke erwogen und überlegt.

„Ich nehme ohne Vorbehalt und Beschränkung die Clauseln und Verpflichtungen an, welche diese Erklärung enthält, wie den Titel eines Königs der Franzosen, den sie mir überträgt und ich bin bereit, die treue Beobachtung zu beschwören.“

Der Prinz entblößte nun sein Haupt, zog einen Handschuh ab und sprach stehend, die Hand erhoben, mit fester Stimme den Eid auf die neue Charte:

„Ich schwöre vor Gottes Angesicht treu die constitutionelle Charte mit den in der Erklärung erwähnten Abänderungen

„zu beobachten, nur durch und nach den Gesetzen zu regieren, jedem nach seinem Rechte gute und genaue Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und in allen Dingen nur nach dem Interesse, dem Glücke und dem Ruhme des französischen Volkes zu handeln.“

Der Ruf: „es lebe der König! es lebe die königl. Familie!“ begrüßte diese Worte; Ludwig Philipp trat an den Tisch zur Linken, nahm die Feder aus der Hand des Justizministers und unterzeichnete die drei Originale der Charte und seines Schwures, die in dem Archiv des Reiches und in denen der beiden Kammern niedergelegt werden sollten. Dann übergaben ihm die Marschälle das Scepter, die Krone, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit; man zog den Sessel zurück, auf dem der Generalstatthalter gesessen hatte und der neue König, der den Thron bestieg, bedeckte das Haupt und sprach in der tiefsten Stille:

„Ich habe einen großen Act geweiht. Ich fühle tief den Umfang der Pflichten, die er mir auferlegt, habe aber das Bewußtsein, daß ich sie erfüllen werde. Mit voller Ueberzeugung habe ich den Bundesvertrag angenommen, der mir angetragen worden ist.“

„Ich hätte lebhaft gewünscht, nie den Thron einzunehmen, auf den der Nationalwille mich berufen hat. Frankreich aber, daß man an seiner Freiheit antastete, sah die öffentliche Ordnung gefährdet; die Verletzung der Charte hatte alles erschüttert; die Wirkung der Gesetze mußte wiederhergestellt werden

„und den Kammern stand es zu, dafür zu sorgen. Sie haben
 „es gethan, meine Herren; die weisen Veränderungen, die wir
 „mit der Charte vorgenommen haben, verbürgen die Sicherheit
 „der Zukunft und Frankreich wird, wie ich hoffe, glücklich im
 „Innern, geachtet nach Außen sein und der Friede Europas
 „um so mehr befestiget werden.“

Von neuem brach der Beifall los. Die ganze Versammlung erhob sich; der König stieg langsam von den Stufen des Thrones herunter und verließ die Deputirtenkammer. Das Volk, das von dem großen Ereignisse tief ergriffen war, begrüßte durch jubelnden Zuruf dieses neugestaltete Königthum, für das es edelmüthig seine Souverainetät hingab. Um mit einemmale mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit zu brechen, wurde so der Herzog von Orleans der Stifter nicht nur einer Dynastie, sondern gleichsam einer neuen Monarchie unter dem Namen **Ludwig Philipp I., König der Franzosen.**

Karl X. setzte unterdeß traurig seine Reise nach einem ewigen Exile fort. Am 6. Aug. erreichte er die Stadt Laigle, wo er aus den Zeitungen erfuhr, daß die Gerichtsacten in Zukunft im Namen des Generalstatthalters des Reiches erlassen werden sollten.

„Und warum nicht in dem Heinrichs V.?“ fragte die Herzogin von Berry. „Es ist also wahr, daß mein Oheim die Königswürde seines Neffen nicht anerkennt!“

„Man muß auf alles gefaßt sein“, sagte der König; „in solcher Unglückszeit unterscheidet man nicht mehr den Freund vom Feinde.“

Am 7. schließ die königl. Familie in Melleraut und am 8. wendete sie sich nach Argentan. Während eines Anhalts, den man des Frühstückes wegen machte, kam das Gespräch auf die Minister, welche die Municipalcommission ernannt hatte und Karl X. sagte darüber:

„Guizot, glaube ich, ist in Gent gewesen.“

„Ja, Sire“, antwortete die Dauphine; „er war sogar dem Abbé von Montesquiou vorausgeeilt, aber seitdem hat man ihn unter Decazes verborben.“

Man billigte die Ernennung Casimir Periers zur Präsidentschaft der Deputirtenkammer.

„Er ist nicht für uns“, sagte der König; „er soll aber ein rechtschaffener Mann sein, dem es auch nicht an Talent fehlt; ich hätte ihn beinahe zum Finanzminister gemacht. Villèle war aber doch besser. Man nennt ihn eigensinnig; bisher habe ich ihn nur beständig und ausdauernd gefunden mich zu quälen.“

In Bezug auf die Modificationen der Charte sagte Karl X.:

„Heinrich V. kann die Charte mit solchen Bedingungen unmöglich annehmen.“

„Ach, Sire“, antwortete die Herzogin von Berry, „der Thron Frankreichs wird immer so schön sein, daß man ihn annehmen kann, unter welchen Bedingungen es auch geschehen möge. Ohne den 14. Art. der Charte wären wir jetzt nicht auf dem Wege nach Cherbourg.“

„Mein Neffe“, fuhr der König fort, als er weiter gelesen

hatte, „wird viel zu thun haben, alle diese Veränderungen wieder zu beseitigen; zum Glück sind die jetzigen Kammern nicht beschlußfähig, weil nicht die Anzahl vorhanden ist, welche das Gesetz vorschreibt. Dies allein macht alles ungiltig, was man beschließen wird.“

Die Niederlegung der doppelten Abdankung in den Archiven der beiden Kammern weckte in allen Herzen einen neuen Hoffnungsstrahl.

„Dies“, sagte die Dauphine, „ist so gut als eine stillschweigende Anerkennung Heinrichs V.“

„Glauben Sie?“ fragte die Herzogin von Berry. „Nein, die Krone wird auf ein anderes Haupt übergehen, nicht auf das meines Sohnes.“

Und der Hoffnungsstrahl erlosch in ihren Thränen.

Am 9. Abends erreichte der Zug Argentan, wo man am folgenden Tage die Thronbesteigung Ludwig Philipps erfuhr. Des war ein trauriges Erwachen für diese Familie von Verbannenen, die sich der Wirklichkeit zum Troste in stolzen Illusionen wiegte, nicht einmal den ganzen Umfang ihres Unglücks zu ermessen wagte und sich für Märtyrer hielt!

„Konnte ich so sehr getäuscht werden?“ rief Karl X. aus. „Das hat man mir in Rambouillet nicht gesagt.“

Die Herzogin von Berry und die Dauphine überließen sich ihrem Schmerze, der Dauphin aber, der bis zum Blödsinn gleichgiltig blieb, tröstete sich mit den Worten:

„Der Herzog von Bordeaux wird nicht einmal wie ich einen Vormittag König gewesen sein. Wie viele Wochen wird der Herzog von Orleans regieren?“

Am 10. schloß die königl. Familie in Condé sur Noireau, im Lande der ehemaligen Chouannerie. Ein Deputirter, Herr de la Pommeraye, war zu den Commissaren gesandt worden, um die Abreise Karls X. zu beschleunigen und ihn zu veranlassen, den Weg nach Caen einzuschlagen. Karl X. widerstrebte aber und erklärte dem neuen Commissar, er würde nicht schneller reisen und den Weg nicht ändern. Die Langsamkeit der Reise war berechnet, denn der ehemalige König, den unausführbare Versprechungen getäuscht hatten, rechnete auf einen Aufstand in der Vendée und auf die Ankunft von Vertheidigern, deren Zahl er auf 30,000 angab. Man entschloß sich deshalb, diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende zu machen, indem man dem Herzen des gefallenen Königs diese letzte thörichte Hoffnung nahm. Man organisirte zu diesem Zwecke eine Bewegung in der Normandie, um Karl X. zu erschrecken; der Marschall Gerard gab dem General Hulot Vollmacht, je nach den Umständen zu handeln. Von Condé sur Noireau begab sich der Zug am 11. nach Vive und am 12. nach St. Lo. Hier erschienen der Fürst von Leon und die Grafen von Bourbonnais und von Etoumel, um der königlichen Familie ihre Huldigungen darzubringen, zugleich aber auch die Aufregung des Volkes und den Aufstand der Nationalgarden in Balognes, Cherbourg, Bayeux und Caventan zu melden. Das reichte hin, den Widerstand Karls X. zu brechen, welcher besonders

für das Leben des Herzogs von Bordeaux besorgt war. Er beschleunigte sofort seine Reise und kam am 14. in Valognes an, wo er an den König von England schrieb, um ihn um ein Nil zu ersuchen. Er empfing bei einer rührenden Ceremonie die Standarten der Compagnien seiner Garde im Beisein seiner ganzen Familie und ehe er Valognes verließ, legte er die Uniform ab, um sie mit einem einfachen blauen Frack zu vertauschen. Am 16. früh reiste er weiter. Als man sich Cherbourg näherte, erblickte man eine bedeutende Volksmenge, welche den Wagen umringte und rief: „weg mit der weißen Cocarde! Es lebe die Freiheit!“ Das 64. Linienregiment, das da in Garnison lag, schützte die königl. Familie, welche die Küste ohne Unfall erreichte. Am Hafen, dessen Gitter man geschlossen hatte, war eine unermessliche Volksmenge versammelt, um die Einschiffung der Vertriebenen mit anzusehen. Die Herzogin von Angoulême war tief gebeugt. Aus den Zügen der Herzogin von Berry sprach ein fieberhafter Zorn. Karl X., der immer ruhig und gefaßt war, behielt die ganze erhabene Würde des Unglücks. Nur der Dauphin schien das an Schmerzen und Lehren so reiche Schauspiel gar nicht zu verstehen. Zwei Schiffe, die nach einem grausamen Spiele des Zufalls dem Herrn Batterson, einem Amerikaner, Schwager des Jerome Bonaparte, gehörten, nahmen den König, dessen Familie und die Personen des Gefolges auf. Es war der „Great Britain“ und der „Charles Carroll“ unter dem Capitain Dumont d'Urville. Am Bord des „Great Britain“ übergab Karl X., ehe er sich entfernte, dem Herren Dillon Barrot, der es in Argen-

tan von dem Könige erbeten hatte, ein eigenhändiges Schreiben, das wie folgt lautete:

„Ich lasse den Herren Commissaren mit Vergnügen die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen gebührt, wie sie den Wunsch gegen mich geäußert haben. Ich kann ihre Aufmerksamkeit und ihre Ehrfurcht gegen meine Person und Familie nur rühmen.

„Karl.“

„An die Herren Marschall Maison, von Schonen, Odilon Barrot und de la Pommeraye.“

Ein Viertel nach zwei Uhr wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben; der Commandant ließ die Segel ausspannen und der „Great Britain“ wendete sich, von einem Dampfboote gezogen, nach der Rhede von Spithead zu. Er verschwand fast am Horizont, als man ihn plötzlich umkehren und zurückkommen sah. Dies erregte Unruhe unter den wenigen Zuschauern, welche am Ufer geblieben waren. Vielleicht hatte Karl X. dem Capitain Dumont d'Urville Gewalt angethan und wollte an der französischen Küste wieder landen, um den Siegern seine Krone streitig zu machen. Aber man hatte alle Maßregeln gegen den eigenmächtigen Widerstand des ehemaligen Monarchen ergriffen. Der Capitain Thibaut auf der „Seine“ hatte Befehl, die beiden amerikanischen Schiffe bis zu ihrer definitiven Bestimmung zu begleiten und den „Great Britain“ in Grund zu bohren, wenn Karl X. einen Versuch der Art mache. Diese übertriebene Vorsicht war unnöthig; das Schiff kam nur zurück, um Lebensmittel zu holen, welche man bei der eiligen Abfahrt vergessen hatte.

Zum zweitenmale trug dann der „Great Britain“ die gefallene Dynastie der ältern Bourbons ins Exil und ein herzzerreißen-der Schrei, den das Echo der Küste wiederholte, war das letzte Lebewohl, der letzte Seufzer dieses alten Königthums, auf dessen Ruinen das junge Sulikönigthum stark und lebenskräftig sich erhob.

Ende des ersten Bandes.